DIE BÜCHER DER ROSE

Die Bücher der Rose

Neue Friedensreihe

Gottfried Kellers Briefe und Gedichte

Gottfried Keller

Briefe und Gedichte

mit lebensgeschichtlichen Verbindungen

von Ernst Hartung

Wilhelm Langewiesche-Brandt

Ebenhausen bei München · 1925

Das Titelbild und die Einfassung der Titelseite hat Frau Dora Brandenburg-Polster in München gezeichnet. Das Gedicht auf der sechsten Seite ist von Balthasar Reber, der, 1805 zu Basel geboren, 1875 als Professor der Geschichte zu Basel gestorben ist. Papier von Sieler & Vogel, Leipzig. Satz und Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig. Einband der Spamerschen Buchbinderei, Leipzig.

Herrn Josef Hofmiller

in herzlicher Dankbarkeit für viele Förderung

Schweizerland, ich muß dich fragen:
Deiner Berge hohe Wände
seh' ich mächtig dich umragen
gegen Welschland hin.
Warum schoben Gottes Hände
dort die Riegel? Kannst du's sagen?
Ahnest du den Sinn?

Schweizerland, ich muß dich fragen:
Offen deine Talgelände
seh' ich, und die Ströme jagen
gegen Deutschland hin.
Warum hoben Gottes Hände
hier die Flügel? Kannst du's sagen?
Ahnest du den Sinn?

Briefe

Benutzte Literatur

Baechtold, J., G. Kellers Leben. Briefe u. Tagebücher. 3 Bde. Berlin 1892/96.

Berlepsch-Valendàs, Emil Rittmeyer. St. Gallen 1914.

Brahm, O., Gottfried Keller. Berlin 1883.

Breuning, E., Gottfried Keller. Bremen 1892.

Enders, E., Gottfried Keller. Leipzig 1921. (Reclam.)

Ermatinger, E., Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, auf Grund des Baechtoldschen Werkes. 3 Bände. Stuttgart 1915/16.

Frey, A., Erinnerungen an Gottfried Keller. Leipzig 1893.

Huber, W., Gottfried Keller und die Frauen. Bern 1919.

Huch, Ricarda, Gottfried Keller. Berlin o. J.

Hunziker, F., Gottfried Keller, Heimat und Dichtung. Frauenfeld 1915.

Kalbeck, M., P. Heyse und G. Keller im Briefwechsel. Braunschweig 1919.

Klaiber, Th., Gottfried Keller und die Schwaben. Stuttgart 1919.

Köster, A., Der Briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller. Berlin 1909.

Kriesi, H. M., Gottfried Keller als Politiker. Frauenfeld 1918.

Petzet, E., Briefwechsel zwischen Burckhardt und Heyse. München 1916.

Schaffner, Paul, Gottfried Keller als Maler. Stuttgart 1923.

Siegfried, H., Gottfried Keller-Brevier. Berlin 1903.

Steiger, A., Gottfried Kellers Mutter. Zürich o. J.

Vögtlin, A., Gottfried Keller-Anekdoten. Berlin o. J.

Widmann, M., G. Keller und J. V. Widmann. Briefwechsel. Basel 1922.

Wolf, G. J., Karl Stauffer-Bern. München 1909.

Die Kindheit

Dem Schweizer eignet eine besonders tiefe Liebe zur Heimat und ein besonders scharfer Blick für die Wirklichkeit. So entgeht ihm nichts von der Schönheit und Eigenart seiner Heimat, und so wird er, wenn ihm ein Gott gegeben hat zu gestalten, nichts lieber, liebevoller und vollkommener gestalten als seine heimatliche Umwelt.

Was die Wimper hielt, haben Gottfried Kellers Augen zeitlebens von dem goldenen Überfluß der Welt getrunken, die um ihn war, seit er als kleiner Junge zuerst aus dem Dachfenster seines Elternhauses Zur Sichel am Kronentor zu Zürich den Blick über Stadt und Land und Himmel schweifen ließ, nicht ohne zuvor den schönen Gockel auf dem Dachreiter des Chors der Predigerkirche als vermeintliches Abbild des höchsten Wesens mit scheuer Ehrfurcht begrüßt zu haben. Und wie behaglich ließ er das Auge dann auf dem vertrauten kleinbürgerlichen Leben und Treiben der Gassen, Winkel und Gärtchen der Nachbarschaft ausruhen, wovon ihm gleichwohl nichts entgehen durfte. Denn es waren sogenannte kleine Leute, die im Schatten und Schutz des Kronentors, das noch allabendlich geschlossen wurde, in den hohen altertümlichen Häusern an Neumarkt und Rindermarkt ihr Wesen hatten. Die ganze, ringsum noch von Mauern, Türmen und Schanzen umgebene Stadt aber, wie groß und prächtig sie dem Knaben erschien, zählte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur wenig über zehntausend Einwohner. Und noch stand auf dem Fischmarkt der Pranger, noch hielten aristokratische, nicht demokratische Hände die republikanischen Zügel des kleinen Zürcher Staats- und Stadtwesens, das innerhalb des noch nicht so fest wie heute gefügten Verbandes der Eidgenossenschaft auf die Wahrung jeder kantonalen Eigenart bedacht war, wie denn auch an den Standesunterschieden noch mit aller Strenge festgehalten wurde. Nur während des kurzen Frühlingsfestes, des Sechseläutens, herrschten Freiheit und Gleichheit zwischen Junkern und Bürgerlichen.

Wie aber erst hat den Heranwachsenden die Schönheit und Weite der Landschaft ergriffen, wenn er, der Stadt entronnen, etwa den

steilen Waldhang des Uto erkletterte oder den lachenden See umwanderte, indes von Ufer zu Ufer Dorf nach Dorf den andern mit seinem Abendgeläut klagte, daß die Sonne es verlassen habe. Und dann wieder die ganz anders geartete Landschaft, worin, heute eine kleine Bahnstunde von Zürich, das Heimatdorf seiner Eltern, Glattfelden, sein Ferienparadies, zwischen waldigen Höhenzügen, Wiesen und bebauten Hängen, unweit der Mündung der Glatt in den Rhein, den Fluß entlang wohlig und stattlich sich ausdehnte.

Niemand aber hat tiefer als Gottfried Keller die Heimat erkannt und geliebt, keiner schöner und wahrer ihr Wesen gestaltet und widergespiegelt als er.

Es war im Sommer des Jahres 1817, als sich der sechsundzwanzigjährige Drechslermeister Rudolf Keller, ein schlanker dunkelhaariger Mann von schwungvollem Wesen, der sich vier Jahre draußen in der Welt umgetan hatte, im Goldenen Winkel, einem jener hohen altertümlichen Häuser am Neumarkt zu Zürich, niederließ und alsbald ein Lädchen mit Ulmer- und Meerschaumköpfen, Tabakspfeifen und Weichselrohren, Spinnrädern, Pulverhörnern und Spazierstöcken aufmachte, dazu auch eine kleine Drechslerwerkstätte. In der nun verstand der ehrenfeste Meister keinen Spaß, und ein widerspenstiger Lehrbub ward gelegentlich von dem Jähzornigen weidlich verprügelt. In den Mußestunden aber, die er sich sparsam zumaß, las Rudolf Keller seinen Schiller, auch versuchte er gern, einen guten, gemeinnützigen Gedanken in Vers oder Prosa zu Papier zu bringen, und wenn er ausging, trug er einen grünen Frack und war mit aller Sorgfalt gekleidet.

Im Mai erst hatte er, die nun als Hausfrau und Gehilfin um ihn war und das Seine sparsam zusammenhielt, die fast fünf Jahre ältere Jungfer Elisabeth Scheuchzer mit ihren schwarzen Ringellöckchen in Glattfelden zum Traualtar geführt. Ihr Vater, einem bekannten Stadtzürchergeschlecht entsprossen, hatte einst als Feldscher unter Friedrich dem Großen sein Glück versucht, die Schlachten bei Prag, Kollin und Roßbach mitgemacht, bei Leuthen eine Wunde davongetragen und soeben erst als Präsident des Zunftgerichts und ge-

fürchteter Verhörrichter seine Tage in Ehren beschlossen, ihr Bruder, Doktor Scheuchzer, nebenbei ein eifriger Jäger und fleißiger Landwirt, verarztete die Leute von Glattfelden.

Nicht als erster hatte Rudolf Keller um die Liebe dieser tüchtigen Person geworben, deren verständigem Wesen das grün eingebundene Liederbuch keinen Abbruch tat, in das sie, eine begeisterte Verehrerin der edlen Dichtkunst, fleißig eintrug, was immer ihr an schönen Versen begegnete und besonders gefiel: Wer wollte sich mit Grillen plagen — Es kann ja nicht immer so bleiben — Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd — Mein Herr Maler, will er wohl — und was dergleichen Lieder mehr waren. Schon vor Jahren hatte der Zürcher Junker Gottfried von Meiß von seinem Familiensitz Schloß Teufen aus in allen Ehren ein Auge auf die zierliche Glattfeldnerin geworfen, und in ihrem „Stammbuch" stand, von seiner Hand am Elisentage des Jahres 1812 „zu einer kleinen Erinnerung an die Tage trauter Freundschaft" von seiner Hand zierlich eingetragen, die Versicherung „Alte Liebe rostet nicht."

Als nun am 19. Juli 1819 Frau Elisabeth zum zweitenmal Mutter geworden war, und zwar in dem Haus Zur Sichel am Rindermarkt, welches das Ehepaar inzwischen erworben und bezogen hatte, da schrieb zwei Tage später

Gottfried Kellers Vater an den Junker Gottfried von Meiß: Hochgeachtetster Junker Oberamtsschreiber! Letzten Montag abend erfreute mich meine liebe Gattin außerordentlich mit einem gesunden Knaben. Schon seit Montag denke ich immer, mit was ich dann auch ihr eine ungewöhnliche Freude machen könnte; allein mit dem, was ich mein heiße, kann ich das nicht bezwecken. In diesem Fall haben wir nur ein Interesse. Auch durch bloße Gefälligkeiten kann ich nichts finden, indem wir gewohnt sind, in gewöhnlichen Fällen das mögliche einander zu leisten.

Nun erinnerte ich mich, daß sie einmal auf meine Frage, warum sie mich nie bei meinem Taufnamen nenne, antwortete: Rudolf sei nicht schön, wann ich Gottfried heißen würde, wollte sie mich immer nach dem Namen nennen. Daß nun der Name Gottfried angenehmer

lautet, finde ich selbst. Allein auch aus andern achtungswerten Gründen weiß ich, daß ihr dieser Name besser gefällt. Wann ich den Knaben so taufen lasse, bin ich überzeugt, daß das ihr schon nicht geringe Freude machte. Aber unendlich mehr würde die Freude erhöht, wann das Knäblein diesen Namen durch den Umstand, daß Sie, hochgeehrter Junker Oberamtsschreiber, Patenstelle bei ihm vertreten würden, erhielte.

Darf ich Sie, hochgeachtetster Junker Oberamtsschreiber, desnahen bitten, zu den früheren vielen edlen Freundschaftsbeweisen gegen meine liebe Gattin noch diesen zuzusetzen, daß Sie gütigst Patenstelle übernehmen wollten? Sie werden dadurch mich nicht allein nur in den Stand setzen, die gewünschte Freude meiner lieben Gattin zu verschaffen: auch ich selbst würde mir Glück wünschen, so einen edlen Paten meinem Kind gefunden zu haben.

Meiner lieben Gattin sage ich von meiner kühnen Bitte nichts, bis ich weiß, ob Sie mir gütigst entsprechen. Sie würde eigentliche Angst ausstehen, bis sie den Entscheid wissen würde.

Mit einem schönen Patengeschenk sagte der Junker unverzüglich zu, und nachdem als Patin die Jungfer Kleopha Ammann, des Nachbars Altfreihauptmanns Ammann, seines Zeichens Goldarbeiter im Palmbaum, ehrengeachtete Tochter gewonnen war, wurde am Abend des 28. Juli 1819 in der Predigerkirche zu Zürich ein Unsterblicher auf den Namen Gottfried getauft.

Vater Rudolf Keller war ein ernster, aufrechter Mann und Bürger. Als 1822 ein Zollkrieg mit Frankreich ausbrach und einige Kantone eine Handelssperre planten, da richtete er einen Brief an Zschokkes „Schweizerboten": „Es schmerzt manchen redlichen Schweizer, daß unter all den zu Tag geförderten Ansichten für und wider so wenige sind, denen man es nicht ansähe, daß andere als rein eidgenössische Interessen ihre Federn leiteten. O des tiefgewurzelten Übels! Soll der Züricher ewig als Züricher und der Berner als Berner reden? Hat die Geschichte noch nicht genug gewarnt? Haben nicht schon Weise genug gerufen: seid eins, denn nur durch Einheit könnt ihr bestehen!

Mit dem Mund wird zwar diese heilige Wahrheit anerkannt, aber durch die Handlungen ihr widersprochen; denn bei allen großen und wichtigen Vaterlandes-Angelegenheiten kann man sich nicht fügen. Hier sieht einer seinen Kanton, dort einer seine Stadt, ein dritter seine Klasse oder ein vierter sein Gewerbe durch dieses oder jenes benachteiligt."

Und als er in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der Armenschule Zum Brunnenturm einst einer Prüfung beiwohnte, und der Pfarrer, der Inspektor und die andern Vorsteher nach Anhörung des wie üblich mehr auswendig als inwendig Gelernten gedankenlos ihre Zufriedenheit mit den Leistungen des Lehrers und der Schüler bekundeten, da äußerte Meister Rudolf Keller, vom Pfarrer um seine Meinung befragt, ganz freimütig: Leider könne er nicht seine Zufriedenheit ausdrücken. Jedes Kind habe vom Schöpfer eine Summe von Anlagen und Kräften empfangen, die dem Menschenbildner nicht gleichgültig sein sollten. Bloß eine herausheben und die andern vernachlässigen, wirke auf die wahre Bildung nicht nur einseitig, sondern zerstörend. Eine gleichmäßige Erwerbung und Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten halte er für die Aufgabe eines richtigen Erziehers. Die höchste und schönste Anlage jedoch sei die sittlich-religiöse, welche denn auch am sorgfältigsten gepflegt sein wolle. Er müsse aber aufrichtig bedauern, daß gerade in dieser Schule das Religionsfach zu einem bloßen Gedächtniskram, zu einem Lippenwerke herabgewürdigt werde, wobei Geist und Gemüt leer ausgehe. Nachdem er in ähnlicher Weise sich über die andern Lernfächer verbreitet, schloß er: „Kurz, ich habe gesehen, was ich nicht sehen, und mußte nicht sehen, was ich sehen wollte: eine allseitige, naturgemäße, fortschreitende Entwicklung des kindlichen Geistes und Gemütes. Helfen Sie, Herr Pfarrer, Herr Inspektor, in Ihrer Stellung dazu, daß die Jugend wahrhaft christlich-religiös erzogen werde und sich in den übrigen Kenntnissen und Fähigkeiten immer mehr bereichere! Nur daraus wird Friede, Glück und Wohlstand im Hause, in der Gemeinde, im ganzen Staate erblühen. Ich bin überzeugt, wenn ich's auch nicht mehr erlebe, diese Zeit wird und muß kommen."

Nein, er sollte es nicht erleben. Ahnte der Schwindsüchtige seinen frühen Tod, als er im Sommer 1823 an einem feierlich stillen Sonntagabend im Sihlhölzli mit zwei gleichgesinnten Männern einen Geheimbund gründete? Der eine war der Armenschullehrer Hans Kaspar Meisterhans, der andre der Seidenweber und Nudelmacher Kaspar Unholz. Der Bund bezweckte gegenseitige Hilfe und Fürsorge noch über den Tod hinaus: „Witwen und Waisen der Brüderschaft haben bei derselben einen Zufluchtsort; bei Absterben eines Gatten oder Vaters verpflichtet sich dieselbe, die Besorgung der Hinterlassenen zu übernehmen und diesen mit Rat und Tat, soviel in ihren Kräften liegt, beizustehen." Auch gelobte man, einander freudig Gevatterschaft zu leisten und das übliche Geschenk für den Täufling in Geld auf Zinsen anzulegen. „Der liebliche Titel Du" sollte die gegenseitige Anrede sein, und nur wohlgeprüfte und wertbefundene Männer aufgenommen werden.

Schon im vorangegangenen Jahr hatte das Ehepaar Keller zwei kleine Töchter begraben müssen, im folgenden starb zuerst ein drittes Töchterchen und dann mußte am 12. August 1824 Meister Rudolf selber die Seinen und das Seine verlassen. Nur den fünfjährigen Gottfried und die zweijährige Regula durfte Frau Elise behalten. Ein Kindlein, dem sie im Oktober noch das Leben schenkte, wurde nur ein Jahr alt.

Seltsam lebendig lebte der Vater im Herzen des Sohnes weiter: „Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äußeren Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich ein Bild seines inneren Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des großen Unendlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube." Und immer wieder fragt sich der Sohn: „Wie würde er an deiner Stelle handeln oder, was würde er von deinem Tun urteilen, wenn er lebte?"

Die waisenamtliche Vermögensaufnahme ergab, daß in der Hinterlassenschaft Rudolf Kellers Soll und Haben einander die Wage hielten. Da stellte jene geheime Brüderschaft der Witwe den Armenschullehrer

Hans Kaspar Meisterhans an die Seite. Und dann hatte sie das Haus, wenn es auch stark belastet war. Das mußte nun bis auf den letzten Winkel ausgenutzt werden, und Winkel gab es genug im Haus Zur Sichel. Von den Absätzen der steilen Treppe, deren enger Schacht das Innere durchhöhlte, trat man ein paar Stufen hinab in die vorderen, ein paar Stufen hinauf in die hinteren Räume. Eine noch steilere Leiter führte zum Speicher empor, wo es auch wieder Kammern und Kämmerchen gab. Schon wohnten außer der Familie Keller und ihren Drechslergesellen und -lehrlingen ein Weinschenk, ein Schuhmacher und ein Büchsenmacher mit ihren Familien im Hause, nun kamen andere hinzu, und was auszog, wurde möglichst rasch wieder ersetzt. So hat das alte Gebäu Jahrzehnte hindurch die Witwe und ihre Kinder ernährt. Und mochte auch mancher Mieter der Mutter gelegentlich Verdruß bereiten, der heranwachsende Sohn schulte unbewußt an allen seine Beobachtungsgabe, und sein gutes Gedächtnis heimste Modelle ein, ohne daß er es wußte.

Es war eine bunte Gesellschaft, die im Lauf der ersten Jahre durchs Haus zog. Mancher blieb nur kurz, andere tauchten alljährlich zur Messe auf, wie die beiden Guggenheime und der lange Weiler, einzelne aber erwiesen sich als überaus seßhaft.

So der spaßige alte Feilträger [Trödler] Jakob Hotz, ein eisgraues Männlein, mit seiner unförmig dicken Frau Anna, die ihn allzu knapp hielt, und auf deren Tod er mit ungeduldiger Zuversicht wartete, obwohl sie fünfzehn Jahre jünger war als er. Sie war Bettmacherin und er hielt sie für reich, weil sie geizig war und ihre primitive Buchführung so eingerichtet hatte, daß er nicht daraus klug werden konnte. Den Versuchungen der schwellenden Werke ihrer Hände widerstehend, geistete sie nächtlicherweile im Hause umher, nachdem sie abends dem kleinen Gottfried von Männern ohne Kopf, von Scharfrichtern und Teufelsbannern erzählt hatte, denn sie verstand sich auf allerlei Spuk und Zauberwesen. Aber es gab auch andre Nächte, in denen das Ehepaar sich mit lauten Verwünschungen überschüttete, bis die ermattete Frau, in unendliche Tränen ausbrechend, verstummte, indessen der Mann, die Zahl der vollendeten Lebensjahre der Ehegenossin un-

aufhörlich vor sich hinbrummelnd, als vorläufigen Siegespreis sich irgendeine kleine Leckerei zusammenköchelte.
Ein vieljähriger Mieter war auch der immer durstige Küfer Marti mit seiner Frau und seinem Töchterchen Bäbeli, das, sooft seine Mutter auf Arbeit ausging, von der Witwe Keller pflegmütterlich betreut wurde. Das kleine Bäbeli hat dann rund sechzig Jahre später wochenlang an Gottfried Kellers letztem Krankenbett gesessen, nachdem des alten Junggesellen alte Schwester Regula ihm in die Ewigkeit vorangegangen war.
Als er sechs Jahre zählte, tat die Mutter den kleinen Gottfried, wie ihr Mann es gewünscht, in die Armenschule Zum Brunnentor. Sie selber aber, die Arme, sollte noch eine harte Schule durchmachen, bevor sie ihre eigentliche Lebensaufgabe als Gottfried Kellers Mutter erfüllen konnte: sie ging eine zweite Ehe ein, und zwar mit dem ersten Gesellen ihrer Drechslerwerkstatt, eine Ehe, die gänzlich mißriet und nach wenigen Jahren gerichtlich gelöst wurde.
Vom zwölften bis vierzehnten Jahr besuchte Gottfried Keller das „Landknabeninstitut" auf der nachbarlichen Stüßihofstatt, das vierzig Jahre vorher von Vätern lernbegieriger Söhne der Umgegend begründet worden war, weil die Realschule, die den Stadtzürchersöhnen den Vorrang geben mußte, jene nicht zahlreich genug aufnehmen konnte.
Gottfried Keller war kein Junge wie andre. Schon äußerlich nicht. Er kleidete sich gern ein wenig phantastisch und liebte es, das Abweichende in der Kleidung zu steigern, die ihm die sparsame Mutter unter Verwertung vorhandener oder zufällig verfügbar werdender Dinge zurechtmachte: das grüne Röcklein mit dem ungewöhnlich breit darüber geschlagenen Hemdskragen, das bunte Halstuch, das verwegene Barett ließen ihn auffallen. Herb und verschlossen aus Schamhaftigkeit, trotzig und wortkarg aus Eigensinn, dabei aber durchaus kein Spielverderber, vielmehr stets bereit mitzutun, war er vor allem immer darauf bedacht, mit sich selber innerlich ins Reine zu kommen. Das hinderte ihn nicht, weder seine hellen Augen weit offen zu halten für die kleine Welt um ihn her, worin es immer wieder Neues zu

sehen gab, noch sein Leben auf seine Weise ganz herzhaft zu genießen, sogar als angehender Demokrat und Politiker gelegentlich sich zu betätigen. Als einst bei einer außerordentlichen Tagsatzung im Winter die Tagsatzungsherren im schwarzen Frack, den Degen an der Seite, hinter dem Großweibel mit der Schweizerfahne her das Soldatenspalier entlang würdevoll zur Eröffnungsfeier im Großmünster schritten, da ließen Gottfried Keller und seine politischen Schulbankfreunde es sich nicht nehmen, den reaktionären baselländschaftlichen Vertretern ihre Wertschätzung durch etliche Schneebälle zum Ausdruck zu bringen.

Frühe schon wandte der nachdenkliche und phantasievolle Knabe sich der Kunst als „dem Bunteren und Lustigeren" zu, wo immer sie ihm begegnete. Er wurde zugleich Maler, Dichter und Schauspieler. Als alter Mann schrieb

Keller über seine künstlerischen Anfänge: Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Szenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer". Hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und ein dahinter stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effekt gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuskriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Dekoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Hölleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Totengerippen usw. Das Titelblatt lautet: Kleine Dramen I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater.

Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels „Fernando und Bertha oder Geschwistertreue", in welchem ein Schildknappe Hugo gleich ins Zeug geht, indem er auftritt und zu einem andern sagt: „Nun willkommen also noch einmal, alter Waffen-

bruder!" und eine längere Rede verständig also endet: „Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es taten."
Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Projekt „Herzog Bernhard von Weimar" in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgendeinem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiel glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Szenariums nach Vorbild der Schillerschen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechselung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger böser Nachbarn am Schwanzende der Klasse eintrug.

Ein halbes Jahr nach dem Tode Goethes, für dessen dichterische Entwicklung Puppenspiel und Theater von so großer Bedeutung gewesen waren, im Herbst 1832, hat der junge Gottfried Keller sogar vor der Öffentlichkeit die weltbedeutenden Bretter betreten, und zwar als Meerkatze. Da wollte die Linggsche Theatertruppe im Militärstall an der Bärengasse die Zauberflöte geben und die für Thalia begeisterten Knaben standen neugierig vor der Tür. Plötzlich trat ein Schauspieler heraus und forderte sie auf, als Statisten mitzuwirken. Und ehe er sich's versah, war Gottfried Keller in eine Meerkatze verwandelt. Weil aber sein Spiel sich nicht durch die solchen Tieren nachgerühmte Gelenkigkeit auszeichnete, trug es ihm bei den Kameraden für einige Zeit den Hänselnamen „de stiif Züriaff" ein. Dafür nun sollte er bald durch große Theaterfreuden entschädigt werden.
Noch befuhr kein Dampfboot, keine „Schwalbe", den stillen Zürichsee und bis zum ersten Lokomotivenpfiff sollte noch ein gutes Dutzend Jahre vergehen, als 1834 in der Nachbarschaft des Hauses Zur Sichel die ehemalige Barfüßerkirche zum Entsetzen der Geistlichkeit in einen Musentempel umgebaut wurde, der dann ein halbes Jahrhundert

hindurch als Stadttheater gedient hat. Und nun zogen die Gestalten Shakespeares, Lessings, Goethes, Schillers, Kleists, Grillparzers und vieler heute Vergessenen an den freudeglänzenden Augen des jungen Kunstbegeisterten vorüber.

Dessen Schulunterricht freilich hatte inzwischen auf eine Weise sein Ende erreicht, die Gottfried Keller sein Leben lang als ein nicht wieder gutzumachendes Unrecht empfunden hat.

Er war vom Landknabeninstitut zur Industrieschule übergegangen, die ihre Schüler zum Eintritt in die verschiedensten praktischen Berufe wissenschaftlich vorbereitete. Diese Lehranstalt, von rund hundert Knaben besucht, war im ehemaligen Chorherrenhaus zum Großmünster untergebracht. Darin hauste auch das „Lesemuseum" und auf eine Weise, die bezeichnend ist für die Anspruchslosigkeit jener Zeit. In einer schlecht belichteten Stube lagen einige politische und literarische Blätter auf. Wer von den Mitgliedern der Gesellschaft feierabendlich sich daran erbauen wollte, der mußte über Stiege und Flur im Dunkeln sich zur Frau Verwalterin hintasten, die ihm alsdann zur beabsichtigten Erleuchtung des Geistes ein Kerzlein verabfolgte, welches, vorsichtig ausgelöscht, er nach getaner Verrichtung ihr wieder abzuliefern hatte.

Wenn der junge Keller sich auch anfangs unter den vielen Stadtbürger- oder gar Herrensöhnen ein wenig unsicher fühlte, so kam doch der vielseitige und reichliche Sprachenunterricht seiner Begabung und Neigung wohltätig entgegen. Vergnüglich war ihm die Aufgabe, die ihm im „Kadettenkorps" zufiel: er hatte den Tambour zu machen. Sein Biograph Jakob Baechtold erzählt aus eigener Erinnerung, daß Keller noch ein halbes Jahrhundert später bei einem festlichen Abendtrunk einmal sich seiner Kunstfertigkeit als Trommler erinnert und sie als unverloren bewiesen habe. Dazu habe er die Loreley gesungen. Immer dröhnendere Wirbel habe er geschlagen, zuletzt aber die Trommel ärgerlich zu Boden geworfen.

Mit den Leistungen des Vierzehnjährigen waren die Lehrer zufrieden, aber sich eines bescheideneren Tones zu befleißigen, mußte ihm schon im ersten Schulzeugnis „angesinnet" werden. Eigentlich hatte

sich wohl nur ein Lehrer über ihn zu beklagen, das war der Prorektor, nachmalige Kirchenrat, Meyer, bei dem er sich um alle Schülerreputation brachte, als er auf die Frage: „Wie heißt die Hauptstadt Italiens?", durch das Zuflüstern eines übermütigen Mitschülers verleitet, „Camera obscura" geantwortet hatte. Seitdem mochte Meyer ihn für einen Erzbösewicht halten, dem scharf aufzupassen sei. Die äußere Veranlassung zu Gottfried Kellers Schülerschicksalswende und -ende gab ein anderer der Lehrer, namens Egli, ein rechtlicher Mann, der aber als Lehrer seinen Beruf durchaus verfehlt hatte, weil er parteiisch war und weder seinen Jähzorn zu meistern, noch Zucht zu halten verstand. Schließlich hatte er, gegen den die Schüler rebellierten und über den die Eltern sich immer wieder beschwerten, in der schwierigsten, der dritten Klasse das Unterrichten ganz aufgeben müssen. Aber er hatte ihre Rechenhefte noch in seiner Wohnung, und so beschloß die Klasse, vollzählig bei ihm einzudringen und ihr Eigentum zurückzufordern. Gottfried Keller, erst der zweiten Klasse angehörig und soeben auf dem Heimweg begriffen, gerät zufällig unter die Tumultuanten. Er fühlt sich geschmeichelt, von den älteren Kameraden mit fortgerissen zu werden. Auf seinen Vorschlag hin wird ein geschlossener Zug gebildet, ein vaterländisches Lied gesungen. Und das Ende?

Sitzungsprotokolle der Aufsichtskommission

Vom 30. Juni 1834: „Prorektor Meyer berichtet besonders über den Vorfall der stürmischen Abholung der Rechnungshefte im Hause jenes Lehrers. Herr Meyer äußert die Ansicht, es möchte der Gottfried Keller der Anstifter dieser Geschichte sein, der ohnehin auf seine Mitschüler mächtigen Einfluß äußere und über sie hervorrage."

Vom 9. Juli 1834: „Der Bericht der verordneten Kommission zur Untersuchung der Schuldigen bei dem Unfug im Hause des Herrn Egli wird verlesen und daraufhin nach gepflogener Beratung auf den motivierten Antrag des Herrn Prorektor Meyer, welcher [?] als Beilage zum Protokoll aufbewahrt werden soll, beschlossen: Gottfried Keller ist aus der Schule gewiesen und dieses seiner Mutter von Seite der Aufsichtskommission anzuzeigen."

In diesen Julitagen von 1834 fand in Zürich ein eidgenössisches Ehr- und Freischießen statt, das im Zeichen einer besonders trutzigen Vaterlandsliebe stand. Denn die ausländische Diplomatie hatte aus Anlaß politischer Ereignisse, in denen sich noch die Pariser Julirevolution von 1830 auswirkte, die Eidgenossenschaft mit einem bedrohlichen Notenhagel überschüttet, weil sie den vielen politischen Flüchtlingen in der Schweiz nicht scharf genug auf die Finger sehe. „Der Ton der Rede," sagt Jakob Baechtold, „womit das eidgenössische Banner in Empfang genommen wurde: noch jetzt sei es Sitte des Schweizerschützen, zwei Pfeile in seinem Köcher zu führen, einen, um seine Kunst zu zeigen, und einen andern gegen fremde Anmaßung, für die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes — dieser Ton beherrschte das ganze Fest und mochte in der trotzig bewegten Brust des Knaben kräftigen Widerhall finden, der draußen auf dem Festplatz in der „Ägerten" in dem Stahlbad vaterländischer Begeisterung das ihm zugefügte Unrecht zu verwinden suchte."

Von jetzt an war Gottfried Keller darauf angewiesen, seiner geistigen Entwicklung selber Ziel, Weg und Wegzehrung zu suchen. Er tat es, von einer außergewöhnlichen Begabung gefördert, ziemlich planlos, ruckweise, oft gehemmt oder abgelenkt, und nicht ohne immer wieder „schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung zu sehen".

Die Berufswahl

Was nun? Seitdem sein angeborener starker Drang zu gestalten sich zuerst an den bunten Puppenspielszenerien betätigt hatte, war eine Neigung zur Malerei in Gottfried Keller lebendig geblieben und durch den Besuch der jährlichen Kunstausstellungen gefördert worden. Sie ließ den der Schule Entjagten jetzt den raschen Entschluß fassen, Landschaftsmaler zu werden. Mit jugendlichem Ungestüm und als ob er fürchte, daß er sonst wieder unsicher werden könnte, ging er an die Ausführung: er packte sein Malergerät zusammen und eilte in sein ländliches Ferienparadies Glattfelden, um dort auf eigene Faust

nach der Natur zu arbeiten. In dem kinder- und tierreichen Hause des landärztlichen Oheims Doktor Scheuchzer sah er sich wie immer freundlich aufgenommen. Den beiden jungen Basen und ihren Freundinnen gegenüber spielte er ein wenig den Weiberfeind, ohne sich ihnen als Gelegenheitsdichter und Hausmaler zu versagen, den Oheim begleitete er über Land oder er half ihm in der Landwirtschaft beim Arbeiten wie beim Festefeiern. Beim Erntefest, dem „Sichelhenken", und beim „Flegelhenken" (nachdem ausgedroschen war) stand er seinen Mann. Auch bei den vielen andern Verwandten im Dorf war er wohlgelitten. Denn in Glattfelden lebte noch, in zweiter Ehe mit dem Küfermeister Denzler verheiratet, die Mutter seines Vaters und ihre Tochter Regina, die Schwester seines Vaters (Frau Hartmann-Meyer, „Mehliharten") und deren Tochter, seine Base Verena „im Steini".

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [August 1834.] Aus Deinem Brief merke ich wohl, daß es Dir in Glattfelden gut gefällt, und daß Du sehr flott Dich befindest, beweist mir der Inhalt Deines Briefes. Schon der Anfang, der Titel: „Guten Tag!" An wen? Ist es an mich, so darfst Du, hoffe wohl, den Muttern amen nennen. Bei Junker Meiß bin ich freilich gewesen, aber, wie er mir früher gesagt, die Malerei sei nichts. Kupferstecher wäre ja besser. Er wies mich an einen sehr ordentlichen und geschickten Mann, mit welchem Herr Münch [einer ihrer Mieter] reden will. Allein, wie man sagt, soll diese Kunst sehr kostspielig sein und sich bis auf 1000 Gulden belaufen, bis einer als ein geschickter Künstler agieren kann, weil nicht bloß die Lehr-, sondern auch die Fremdezeit muß bezahlt werden, und wenn's so wäre, so weißt Du wohl, daß unsere Finanzen nicht hinreichend sind. — Indes wird man bald zu etwas schreiten müssen, da die Zeit einmal vorhanden ist ...

In Deinem Schreiben machst Du mir sehr große Aufschnitte von Spaziergängen und Ritten. Ich rate Dir, zum Reiten Dein Steckenpferd zu nehmen, welches weder Haber noch Heu frißt ... Daß es an der Flegelhenken lustig mag zugegangen sein, dies glaube ich schon. Beiliegend erhältst Du ein Böckli [60 Rappen] von mir, damit kannst

Du haushalten und nicht mehr viel badisches Bier trinken ... Wie es mit der Kunstausstellung steht, kann ich Dir heute nicht sagen; Herr Münch kommt vor zwölf Uhr nicht heim, und dann ist dieser Brief schon beim Boten. Sollst Du dieselbe auch diesmal nicht zu sehen bekommen, so wird der Fehler auch nicht groß sein ... Es macht mir genug Kummer, angst und bang, bis Du eine Versorgung hast. Der wichtige Zeitpunkt ist mir allzu schnell erschienen, von welchem Dein ganzes zukünftiges Glück oder Unglück abhängt. Willst Du auf Deiner Malerei bleiben, so findet sich in ganz Zürich ein einziger — wo man sagen kann — geschickter Maler, und dies ist der Wetzel, welcher aber keinen Lehrjung annimmt, die andern sind Koloristen. Wenn Du nun dies willst, so ist die Sache bald in Ordnung. Der geschickte Kupferstecher in Oberstraß, von dem Herr Münch gesagt, verreist auch wieder fort, und ohne den Lumpen Eßlinger sind die andern Pfuscher! Was ist nun zu machen? Entweder auch ein Pfuscher werden oder Dein Köpfchen brechen und einen andern Beruf wählen.

Gottfried Keller an seine Mutter. [28. August 1834.] L. M. Ich muß Dich noch einmal ersuchen, mir doch bemeldte Sachen zu schicken, sonderlich das Schrot und die Hosen. Zu dem Filz könntest Du ja den Hut des alten Zimmermanns [eines früheren Mieters] nehmen, wenn er auch wiederkäme, was sehr unwahrscheinlich ist, so wäre wegen des alten Feuerkübels bald mit ihm abgemacht. Ich werde mit Herrn Onkel diese Woche noch die Zurzacher Messe besuchen. Überschicke mir auch wieder das grüne Tuch, damit ich bei der Heimreise meinen alten Rock wieder hineinpacken kann. Die Meliharten Familie ist schon eine Woche in ihrem neuen Palaste. Ich habe denselben von zwei Seiten aufgenommen und ihn meinem Herrn Mehli Hartmann verehrt, welcher die Zeichnungen sogleich an die Wand des neuen Hauses anklebte. In Eile.

Den tüchtigen Aquarellisten Jakob Wetzel konnte die Mutter nicht mehr fragen, ob er vielleicht ausnahmsweise ihren Gottfried als Lehrjungen annehmen wolle, denn er starb eben jetzt. So gab sie ihren Sohn im Herbst zu dem „Kunstmaler" Peter Steiger in die

Lehre, dessen Malerei freilich mit Kunst nicht allzuviel zu tun hatte. Er betrieb einen Kolportagehandel mit lithographierten und kolorierten Ansichten aus der Schweiz und ließ seinen Schüler dergleichen kopieren. Was er ihm beibrachte, war letzten Endes eine freche Mache, der alle technische Grundlage fehlte, die aber den Schüler verführte, sich alsbald in eigenen Kompositionen heroischer Landschaften zu versuchen oder seiner angeborenen Erfindungslust ins Barocke und Groteske hinein zu menschlichen Mißgestalten freien Lauf zu lassen. Dazu paßte dann nicht übel, daß er, was das Studium der Anatomie betraf, sich auf einen wohlerhaltenen Totenschädel beschränkt sah, den er nächtlicherweile dem Krautacker-Friedhof geraubt hatte. Später, nachdem er ihm anatomisch nichts mehr abzulernen hatte, wandelte er ihn in einen Tabaksbehälter um. — Zunächst aber galt es jetzt, den feierlichen Abschluß der Kindheit nachzuholen.

Ganz unverkennbar ist Gottfried Keller früh von einem starken religiösen Bedürfnis, von einem tiefgehenden Suchen nach der Wahrheit erfüllt gewesen. Die Fragen nach Gott und Unsterblichkeit waren die Pole, um die sein reiches Innenleben sich bewegte. Aber wie die Schule ihm gegenüber versagt hatte, von dem sie doch anerkannte, daß er seine Mitschüler überrage, so versagte nun auch die Kirche. Auch ihn hat der Konfirmandenunterricht, hat die Konfirmation, die zu Weihnachten 1835 in der Predigerkirche stattfand, in der er getauft worden war, im Kirchlichen nicht befestigt. Die „Sünden- und Bluttheologie" und das ganze dogmatische Kirchenwesen waren ihm seitdem verhaßt. Als er nach vier Jahrzehnten bei einem Leichenbegängnis das Gotteshaus zum erstenmal wieder betrat und den Platz sah, auf dem seine Mutter einst zu sitzen pflegte, und den andern, auf dem er mit der Kinderlehre so manche Ohrfeige entgegengenommen, da hätte er — nach seinem eigenen Wort — laut heulen mögen. — Aber an dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit hielt auch der „Konfirmierte" noch fest.

Im Herbst 1837 wurde Gottfried Keller Schüler eines andern Malers, der freilich malen konnte, aber an einer unheilbaren Geisteskrankheit litt, die ihn bald wieder und endlich für immer ins Irrenhaus zurück-

führte. Es war Rudolf Meyer von Regensdorf, dem bei einem Aufenthalt in Rom die flüchtige Begegnung mit einer Principessa den Verstand verwirrt hatte, so daß er sich bald für den Enkel hoher Ahnen hielt, bald als Napoleoniden von Louis Philippe verfolgt wähnte. Die Witwe Keller hatte ihm auf das halbjährige Lehrgeld von achtzig Gulden sechzig angezahlt und war nicht wenig erschrocken, als der Unstete nach drei Monaten schon nach Genf verzog, nachdem er in einem gewichtigen Schriftstück die gegenseitigen Verpflichtungen für ausgeglichen erklärt hatte.

Für seine Entwicklung förderlicher, für seinen Lebensweg entscheidender als auch dieses Malers Anregung und Unterricht sollte für ihren Sohn ein Briefwechsel werden, der sich in diesen Jahren zwischen ihm und einem gleichalterigen Frauenfelder entspann. Das Groteske blieb freilich auch hier nicht aus, indem der junge Zürcher eines Tages dahinterkam, daß der Freund alle die vielen schönen und bedeutenden Stellen seiner Briefe, die ihn mit so großer Bewunderung erfüllt und zu so eingehenden Erwiderungen, ja zu vermehrter Selbstprüfung und offenherziger Selbstoffenbarung angeregt hatten, aus Zimmermanns Betrachtungen über die Einsamkeit, Goethes Werther, Hippels Lebensläufen abgeschrieben hatte. Der so sich mit fremden Federn schmückende Korrespondent hieß Johann Müller und war 1833 als Vierzehnjähriger nach Zürich gekommen, um sich der Malerei und Architektur zu widmen. Eine Erkrankung seines Vaters hatte ihn 1835 gezwungen, nach Frauenfeld zurückzukehren, um in der väterlichen Bauunternehmung zu arbeiten. Er konnte sein Studium zwar später in München wieder aufnehmen, mußte aber dann nach dem frühen Tode des Vaters den Künsten endgültig entsagen.

Johann Müller an Gottfried Keller. [Frauenfeld, 20. Juni 1837.] Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschlingen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet ...

Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind ...

Ich rufe mit Dir: Mut gefaßt, Bruder! Wir wollen bei Gott noch zwei Kerls werden, die, wennschon nicht halb Europa oder Zürich und Frauenfeld in Erstaunen setzen, doch, was mehr ist, Gott, uns und unseren Freunden Genüge leisten. Übrigens wünsche ich, daß Dir Herr Meyer wohl bekomme und Du ihn tüchtig benutzest.

Nächsten Monat ist hier Kantonalsängerfest, Schulfest, Schützenfest. Auf diese Tage bist Du höflichst zu mir eingeladen. Nimm einen ganzen Teufel voll Papier, Farben usw. mit: wir werden eins schmieren! Ich habe die Erlaubnis des Vaters. Du mußt spätestens den 17. morgens eintreffen und den 30. kannst Du Dich wieder streichen, wohin Du willst. Nimm auch Deine Flöte mit ...

Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen ...

Ich ergreife immer die Zuflucht zur Natur, die auch hier über unser Leben Rosen ausstreut, mit neuem Mute stärkt und sanft, fest, gutmütig, wohltätig, freundlich, tief, heiter und tugendhaft macht ...

Gottfried Keller an Johann Müller. [Zürich, 29. Juni 1837.]

Soeben erhalte ich Deinen Brief. Eh ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze nicht in dem meinigen mitkömmt, denn es war mir bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn Meyers Studien schaffe, so gut es gehen will, und wenn ich nichts tue, so bin ich immer so zerstreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir sagen, wie ich sie machen wollte: ich wollte nämlich eine Bande aus dem dreizehnten Säkulum darstellen, alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weise an einen Baum binden, um ihn zu verlassen und den wilden Bestien preiszugeben.

Dein Brief ist schön; und wenn es nicht etwa bloß sonntägliche, affektierte Gefühle sind, die Du äußerst (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen sind. Das spreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus gezierter Sympathie, sondern aus dem einfachen Bewußtsein, daß Deine ausgesprochenen Gedanken mich durchkreuzen, so oft ich allein bin, besonders nach einem unzufrieden durchlebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir diese Töne entdeckt zu haben, ich glaubte Dich wirklich zu flüchtig dafür.

Du fühlst ganz das Anziehende einer leichten Melancholie; Du fühlst es mit mir; aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck „süß" nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße machen wollen und doch nicht das mindeste Gefühl für das Alleinsein haben. Denn die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupt' es, die einzige wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen; und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht soweit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet, der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen, der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein Paar feurige Augen verirrt hatten! Ich fordere keinen scharfen, umfassenden Geist,

keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordre von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühles der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordre von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können, aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn, wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem, der die Natur nur um ihrer Formen, und dem, der sie um ihrer inneren Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig, der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte, und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! Aber verstehe mich wiederum wohl, mein Müller! Ich meine nicht die Freiheit des Pöbels, noch die politische,

sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist, und die den, der sie erkennt, keine schlechte Tat begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines, denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: „Auf Deiner Studierstube möcht' ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edeln wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du, nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind." O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Pläne auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zuviel, mehr als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt." Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen.

Wir betiteln uns ganz freundschaftlich als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr. Die meisten Freundschaften (welche aber manchmal ebenso schnell wieder vergingen, wie sie entstanden) beruhen auf gleichartigen sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensergießungen und Mitteilungen (welche vielleicht lange verschlossen bleiben mußten und keinen Gleichgestimmten fanden bis diesen Augenblick), auf ähnlichen Nei-

gungen und gleichen Leidenschaften usw., und da sind natürlich zwei solche feurige Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennenlernte! Da findet sich eine schlechte Saite nach der anderen an der anfangs so harmonisch gestimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andre wird etwa arm und kommt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig, kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe, d. h. sie sollten eigentlich nur Ein Ich haben, und dieses Ich soll jeder unterhalten, pflegen, wärmen, schützen. Ihre Freundschaft ist also nichts als Eigenliebe, weil jeder seinen Anteil an dem gemeinschaftlichen Ich hat und denselben mit allem Interesse zu befördern sucht. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unseres Schöpfers Geist hervorrief; und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen al › einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns f zen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht — ich wollte sagen: ineinander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und miteinander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben, wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, für dasselbe geboren wären, lebten, stritten, litten, für dasselbe sich freuten eines im andern und für dasselbe zu gleicher Zeit stürben. Doch ist es auf der andern Seite auch wieder erhaben, so ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hienieden durchs Dasein zu wandeln, die heilige Flamme in verschlossener, von außen schwarzer, doch innen feuerheller Brust zu schüren und rein und unentweiht mit hinüberzunehmen ins unnennbare Jenseits; aber ich glaube mich kapabel,

einem Freunde Freund zu sein, und würde die Gelegenheit also nicht verschmähen, aus Liebe für den Nächsten.

Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: „Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein Paar Sommerhosen waschen." Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! Fi! weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr soviel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl usw. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe, aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlorenes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrener Undank, die Qual, seine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglings Brust einstürmen: dann kann eine schwere Träne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug'; aber mit der Träne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in der verlassnen Brust und gibt dem Dulder den schönen großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Träne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name „weinen" bleibe ferne von ihr! Denn nur das Weib darf weinen,

oder der Tor oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünschte ich, daß Du an einem andern Orte das Wort „tugendhaft" weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort „tugendhaft" ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding, und soll vom Manne gar nicht ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt, und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr, denn sie ist ihm eigen wie jedem Tier das Atmen; und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. (Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des Schlechten von himmelweitem Unterschied.)

Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe. Ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit.

Nachdem sein Lehrer Rudolf Meyer ihn verlassen hatte, füllten sich Gottfried Kellers Skizzenbücher fast rascher mit geschriebenen als mit gezeichneten Bildern: Naturschilderungen und -Stimmungen, kurze romantische Erzählungen, philosophische Betrachtungen, Tagebuchartiges, dramatische Entwürfe entstanden. Der Dichter war erwacht und begann mit dem Maler zu ringen. Zugleich wollte eine Fülle von Lesestoff innerlich verarbeitet werden.

Und dann kam die erste Liebe, ein Erlebnis, so hold und zart und vergänglich wie die Geliebte selber. Henriette Keller hieß das liebliche schlanke Mädchen, das mit seiner Mutter bei Gottfried Kellers Mutter zur Miete wohnte und zuweilen auch gleichzeitig mit ihm in Glattfelden zu Besuch war. Als sie siebzehn Jahre alt und immer blasser wurde, siedelte die Mutter mit ihr nach Richtersweil draußen am See über. Dort lebte der alte Vater der Mutter. Und dort starb Henriette, noch nicht zwanzig Jahr alt, und mit ihr wurde am gleichen Tag und

im gleichen Grab ihr Großvater bestattet. In Gottfried Kellers weichem Herzen aber lebte ihr rührendes Bild weiter und schenkte ihm die ersten unvergänglichen Gedichte.

Einstweilen freilich dachte er nicht an die Möglichkeit, zum Dichter geboren zu sein, und wenn es ihn auch quälte, als Maler gar nicht weiterzukommen, so hielt er doch durchaus daran fest, einer werden zu wollen. Zwar hatte er sich am 19. Juli 1837 aufgeschrieben: „Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Von heute an über zwei Jahre gelob' ich mir, einigen Ruf zu gewinnen, wo nicht, so werf' ich die Kunst zum Teufel und lerne das Schusterhandwerk." Aber am 19. Juli 1838 schrieb er einlenkend darunter: „Heute ist mein neunzehnter Geburtstag, und sehe ein, daß es dummes Zeug war, was ich vor einem Jahre geschrieben."

Gottfried Keller an Johann Müller in München. [Zürich, 20. Juli 1839.] Mein Freund! Gestern bin ich unter einem schrecklichen Donnerwetter in mein einundzwanzigstes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahr alt und kann noch nichts und stehe immer auf dem alten Fleck und sehe keinen Ausweg, fortzukommen und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen gestrigen Geburtstag habe ich auf eigne Weise gefeiert. Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stund und mir durchaus keine erfreulichen Aspekten gewähren wollte. Da dacht' ich, was frommt dir das Grübeln und Murren? Du mußt hinaus und deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude. Und auf sprang ich, und nahm Mütze und Stock; wie ich aber in meine Tasche griff und da unter Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen bloß einen rostigen Batzen vorfand, da verschwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen stinkenden Rauch, und ich sank ganz mechanisch und langsam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre es

mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte sich heut kein einziger sehen lassen; denn wo kein Geld ist, da gibt's auch keine Freunde, das ist ein alter Satz und ich mußte also meinen Geburtstag mit durstiger Kehle und niedergeschlagenem Herzen in meinem Kämmerlein versitzen.

So klebte ich auf meinen Sessel und schnitt jämmerliche Gesichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde vom Schützenplatz angefangen stand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf und ich sprang zum zweitenmal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Ütliberges stand. Dort setzte ich mich unter den großen Felsen am „Leiterli", stopfte etwas ruhiger meine Pfeife, und fing mit langen, majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen; nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen und der Donner stimmte seine untersten Baßsaiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon, daß ich nicht vergebens da hinaufgerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, so daß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hineinsah und nördlich durchs ganze Limmattal hinunter und ins Rheintal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vorgrund die krachenden Eichen und Fichten, und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick, und ich hätte mir diese Stunde um hundert Maß Bier nicht abkaufen lassen.

Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte

ebenfalls wieder, zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als Kamel auslachst. Lebe wohl und sei solid!"

Johann Müller war nicht der einzige Kunstbeflissene, den Gottfried Keller in München kannte; die dortige Akademie besuchten auch sein um fünf Jahre älterer Nachbar vom Rindermarkt Johann Salomon Hegi und der junge Zürcher Kupferstecher Werdmüller. So lag ihm der Gedanke nahe und reifte zum Entschluß, auch selber nach München zu gehen und unter tüchtiger Leitung noch einmal von vorn anzufangen. Bevor er ihn ausführen konnte, hatte er eine kleine Nebenrolle in dem letzten gewalttätigen Akt des kirchlich-politischen Dramas zu übernehmen, das seit Monaten in Stadt und Kanton Zürich die Gemüter erregte.

Der freiere Geist, der seit der Pariser Julirevolution von 1830 auch in der Schweiz wehte, hatte in der Zürcher Regierung zu einem Systemwechsel geführt: das konservative Element war von dem radikalen verdrängt worden. Als nun an der Universität der Lehrstuhl für Dogmatik neu besetzt werden mußte, hatte die Regierung im Januar 1839 den dreißigjährigen genialen Schwaben David Friedrich Strauß berufen, dessen zweibändiges Werk: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" seit 1835 alle religiös oder kirchlich interessierten Kreise im ganzen deutschen Sprachgebiet in Atem hielt und eine Flut von Streitschriften hervorgerufen hatte. Mit außerordentlicher Kühnheit, Folgerichtigkeit und Gewandtheit hatte Strauß darin den Nachweis zu führen versucht, daß ein großer Teil der Evangelienerzählung nicht aus geschichtlichen Berichten, sondern aus Dichtungen bestehe, die die religiöse Phantasie des christlichen Gemeingeistes hervorgebracht habe, geleitet von dem Wunsche, den Stifter des Christentums zu verherrlichen und seine Persönlichkeit wie sein Leben mit den Voraussagungen des Alten Testamentes in Einklang zu bringen. Da aber auch der politisch Radikale (was man zu jener Zeit „radikal" nannte, sah wesentlich anders aus, als was wir heute so

nennen) besonders der auf dem Lande, in kirchlichen und religiösen Fragen noch durchaus konservativ empfand, löste diese Berufung in der Bevölkerung die größte Aufregung aus, die mit allen Mitteln eines erbitterten Parteikampfs genährt, von den politischen Gegnern der radikalen Regierung weidlich ausgenutzt wurde. Ein anderer schweizerischer Dichter unserer Zeit, Conrad Ferdinand Meyer, erzählt aus seiner Jugend: „Ich besinne mich, wie den [fünfzehnjährigen] Knaben ein antistraußisches Pamphlet mit dem biblischen Motto: „Jagt den Strauß in die Wüste zurück!" zu der Frage veranlaßte: „In der Bibel ist doch der Vogel Strauß gemeint? Ist diese Anwendung der Bibel nicht ein Volksbetrug?" und ich sehe noch, wie der Vater dazu lächelte und seufzte." — Obwohl nun die Regierung ihren Beschluß zurücknahm in der Form, daß sie den Neuberufenen noch vor seinem Amtsantritt pensionierte, mußte sie den Versuch doch mit ihrem Sturz bezahlen. Am 6. September führte der Pfarrer Hirzel von Pfäffikon, der nicht dulden wollte, daß man das Volk dem Antichrist verkaufe, einen nach Tausenden zählenden Haufen bewaffneter Bauern gegen die Stadt. Gottfried Keller, der in diesen Spätsommertagen in Glattfelden weilte, half gerade dem Oheim Doktor Scheuchzer in der Landwirtschaft, als Sturm geläutet wurde. Wie er ging und stand, eilte er sofort auf einsamen Fußwegen seiner Vaterstadt Zürich zu, um seiner bedrohten Regierung beizustehen, denn er war gut straußisch gesinnt. Was nun freilich das Schicksal nicht aufhalten konnte. Der neue konservative Bürgermeister Heß aber war ihm fortan ein Gegenstand des Hasses.

Nach Glattfelden zurückgekehrt, betrieb er mit Hilfe des einflußreichen Oheims im Blick auf seine Münchner Pläne bei der Gemeinde die teilweise Auszahlung seines großmütterlichen Erbes, wozu schließlich eine besondere Sitzung anberaumt werden mußte.

Im Spätherbst mahnte die Mutter: „Das schöne Wetter zum Zeichnen wird wahrscheinlich vorbei sein. Wenn Du wegen dem Erbgut weiter Dich nicht aufzuhalten hast, so ist es besser, Du kommst nach Hause, um Dich der Kälte und dem Gespött der Frauenzimmer nicht

länger auszusetzen. Deine Wärme gegen sie wird freilich gegenwärtiger Witterung gleich sein."

Der Winter verging ihm in Zürich in geschäftigem Müßiggang und allerlei Reisevorbereitungen. Kurz nach Ostern packte er seine Habseligkeiten zusammen: Seine Skizzenbücher und drei Mappen mit Vorlageblättern, Stichen und Studien, dazu zwei Bände Goethe, Diderots Versuch über die Malerei, Salomon Geßners Briefwechsel mit seinem Sohn und — ein Zeichen der Selbsterkenntnis und des guten Willens — Knigges Umgang mit Menschen. Auch der tabakgefüllte Totenschädel und die Flöte wurden nicht vergessen.

Gottfried Keller an seine Mutter. [Frauenfeld, 1. Mai 1840.] Liebe Mutter! Deinen lieben Brief habe ich samt dem Paß empfangen, welchen letztern ich aber wieder zurückschicken muß, indem er durch die verfluchte Nachlässigkeit des Staatsschreibers nach Italien statt nach München visiert ist.

Ich logiere im Kreuz, weil Müller auch da ist als Kadett, aber Du darfst keine Angst haben wegen dessen, denn er bezahlt alles für mich. Er tut es durchaus nicht anders. Er zeigt sich überhaupt als Freund gegen mich; daher bitte ich Dich, mir das Bildchen, das die Frau Dekan verschmäht hat, zu überschicken, ich werde es dem Müller schenken für das, was er an mir tut. Was die Frau Dekan betrifft, so kann sie meinetwegen zum Teufel gehn. Ich werde suchen, meinen Weg ohne alle solche Leute zu machen. Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen, ich werde gewiß fortkommen. Ich habe bereits hier gesehen, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Werte geschätzt wird als in seiner Heimat ...

Was meinen Unterhalt in München betrifft, so werde ich sehr wohlfeil auskommen, wenn es so fortgeht, denn seit ich von Zürich fort bin, mag ich gar nichts mehr essen ... Herrn Ehinger [Metzgermeister am Rindermarkt] und Frau lasse ich freundlich grüßen und ihm nochmals danken für die Freundschaft, die er mir erwiesen hat. Er hielt mich Sonntag und Montag frei, bis er verreiste, und versprach mir, wenn Du männliche Hilfe und Rat bedürfest, so werde er gewiß beides leisten, und wenn im Hause oder sonst Unannehmlichkeiten

begegnen, so werde er die Ordnung herstellen, wo es Dir unmöglich ist...

Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir getan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Außenseite habe. Ich kann halt keine schönen Worte machen, aber deswegen empfinde ich gewiß alles, was ein rechter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können.

Regula lasse ich vielmals grüßen, und es soll bei Dir bleiben und Dir helfen, wo es kann. Auch wirst Du ihm etwa eine kleine Freude nicht versagen, wo es keinen Nachteil bringt, und ich hoffe, Ihr werdet zusammen Euch das Leben so angenehm machen, als Eure Lage es gestattet. Frau Hotz und Herrn lasse ich auch grüßen. Sage der Frau alles, was sie gern hört. Ich bin ihr auf jeden Fall Dankbarkeit schuldig...

Es wird nun wohl wieder fünf Tage währen, bis der Paß wiederkommt. Sage nur dem Staatsschreiber, er soll das Ding so schnell als möglich beschleunigen...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 4. Mai 1840.] Es freut mich, wenn Du zur Erkenntnis kommst und einsiehst, wie manches Jahr schon ich mich selbst vergessend alles an Dich gewendet und geopfert habe. Gern will ich vergebenen Kummer und Sorgen für Dich tragen, wenn nur kein unglückliches Schicksal Dich treffen muß, wenn Du nur Dein ehrliches Auskommen findest und ich Dich einst als einen rechtschaffenen Sohn wiedersehen kann. Dies ist mir Vergeltung genug... Heute erst erhielt ich den Paß wieder. Der Kanzleischreiber sagte, er lasse Dich grüßen und es sei ihm leid für Deine Verzögerung. Frau Hotz ist noch immer krank... Reise nur glücklich! Gott behüte und segne Dich!

In München

Die Haupt- und Residenzstadt des zweiten Königs von Bayern, Ludwigs I., zählte 1840 rund viertausend Häuser und hunderttausend Einwohner, darunter etwa siebentausend Protestanten und

eintausend Juden. Schon bevor er vor fünfzehn Jahren zur Regierung gelangte, war der jetzt vierundfünfzigjährige König von dem Ehrgeiz besessen, die alte deutsche Mönchs- und Herzogsstadt, in der die Bauformen der Spätrenaissance sich ganz behaglich mit denen der Alpennester verbanden, durch eine unerhörte Bautätigkeit zur schönsten Stadt Deutschlands zu machen. Dabei gehörte, unbeschadet seiner wackeren teutschen Gesinnung, die sich auch in zahllosen Versen betätigte, seine künstlerische Liebe durchaus der Antike. Diese Liebe hatte ihn während des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Türken zum begeisterten Philhelenen gemacht, sie hatte ihn für das Abenteuer seines zweiten Sohnes Otto sich einsetzen lassen, den die Griechen zu ihrem König erwählten, sie hat ihn in seinem langen Leben unzählige Male über die Berge nach Italien kutschieren lassen, und es war selbstverständlich, daß sie auch seiner Baulust die Vorbilder wies. — Schon hatte er hier und dort jenseits der städtischen Wiesen große italienische und griechische Bauten entstehen lassen, in denen er die Kunstschätze des Königshauses seinem Volke zugänglich machte und mit denen sich jetzt die Stadt durch lange gerade Straßenzüge verband, aber noch war die Baufreudigkeit des Königs keineswegs erschöpft: immer neue Pläne entstanden und wurden in Angriff genommen. Solche ungeheure Bautätigkeit ließ in München auch die andern Künste und das Kunsthandwerk mächtig aufblühen, und so war es künstlerisch eine lebendige und reiche Zeit, in der Gottfried Keller nach München kam. Politisch nicht, in dem von Metternich gegängelten Deutschland nicht, und in Bayern und München auch nicht. Denn Ludwig I. hatte sein Staatsschiff längst aus dem liberalen und ausgesprochen jesuitenfeindlichen Fahrwasser seiner ersten Regierungsjahre in das reaktionäre und klerikale zurückgewendet, und das allmächtige Ministerium Abel lastete schwer auf dem staatsbürgerlichen und geistigen Leben. Auch auf der Bewegungsfreiheit der erst seit wenigen Jahrzehnten in München geduldeten Protestanten.
Die Stadt, die der König zur schönsten in Deutschland machen wollte, galt zu jener Zeit nicht mit Unrecht für die ungesundeste und ihr Klima mit seinen rasch wechselnden Temperaturunterschieden für

mörderisch. Insbesondere herrschte eine chronische Typhusepidemie. Aber schon studierte an der vor vierzehn Jahren aus Landshut herübergeholten Universität, für die soeben draußen am Ende der neuen Ludwigstraße ein weitläufiger Neubau entstand, der zweiundzwanzigjährige Mediziner und Chemiker Max Pettenkofer, aus der Gegend von Neuburg an der Donau gebürtig, der ein Vierteljahrhundert später die Gefahren der Münchener Grundwasserverhältnisse und Erdbodenbeschaffenheit zu erkennen und mit so gutem Erfolg zu bekämpfen begann, daß aus der ungesundesten rasch eine der gesündesten Städte wurde.

Ein liederliches sittenloses Nest,
voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
voll Heilgenbilder, Knödel, Radiweiber ...

so hat Gottfried Keller einige Jahre später in mißgestimmter Erinnerung München charakterisiert. Aber die vielen fremden Künstler und Studenten fühlten sich deß'ungeachtet und trotz polizeilicher Bevormundung, klerikaler Unduldsamkeit und gesundheitlicher Gefährdung meist recht wohl im Münchner Leben. Unter den Studenten, sowie besonders unter den jungen Künstlern befanden sich sehr viele Schweizer, die fest zusammenhielten, und in deren Kreis auch der junge Gottfried Keller rasch die Heimat wiederfand, als er nach mancherlei Reisemißgeschick Mitte Mai 1840 endlich in München eintraf. Einer war mit ihm zusammen hergereist: der taubstumme Bildnismaler Ulrich Steffen aus Wülflingen, der einst der erste Zögling des 1826 eröffneten Taubstummeninstituts in Zürich gewesen war. Jetzt war ihm zugleich mit Gottfried Keller in Memmingen der Unterschied zwischen Republik und Monarchie eindrücklich geworden, als ein Kreisrichter dem dritten Reisegefährten, einem Handwerksburschen aus Lyon, um ihn Respekt vor einem königlich bayerischen Beamten zu lehren, den Zylinderhut vom Kopf schlug, den jener sich beim Verlassen der Wirtsstube ein wenig zu früh aufgestülpt hatte. — Schweizer waren zwei Lieblingsschüler Kaulbachs, die er vor sechs Jahren mit auf seine große Studienfahrt nach Italien genommen hatte: Hans Blendel aus Schaffhausen und Emil Rittmeyer aus

St. Gallen. Aus Basel stammte der Maler Eduard Süffert, aus dem Aargau der Maler Rudolf Leemann, aus Rappersweil am Zürichsee der Architekt Karl Curti, aus Zürich selbst der Kupferstecher Werdmüller und der Maler Hegi. An diesen letzten und an den Chemiestudierenden Wydler, der nachmals Arzt in Aarau wurde, schloß Keller sich besonders an.

Trotz der Ungebundenheit ihres Münchner Lebens sind aus allen diesen jungen Leuten Männer geworden, die ihrem tüchtigen Volke Ehre gemacht haben. Der genialste aber von allen schweizerischen Künstlern, die zu jener Zeit in München studierten, ist schon mit sechsundzwanzig Jahren gestorben, als sein Stern soeben zu leuchten begonnen hatte. Das war Johann Georg Müller aus Mosnang im Toggenburg. Hätte er einen vollen Lebenstag zu Ende leben dürfen, er würde heute den ganz großen Baukünstlern zugezählt werden, vielleicht zugleich auch den großen Dichtern. Als Keller ihn kennenlernte, war er achtzehn Jahre alt und ein Schüler des Architekten Ziebland, durch den Ludwig I. die Basilika und (der Glyptothek gegenüber und wie diese im altgriechischen Stil) das heute die Staatsgalerie umschließende Gebäude schuf. Es war am 9. Juli 1840 und die Münchner Schweizer feierten im „Buttermelchergarten" den Gedächtnistag der Schlacht bei Sempach (1386) und ihres Helden Arnold Winkelried. Ein Luzerner hatte soeben — zum zornigen Ärger des Wirtes mit dem Maßkrug auf dem polierten Tisch — die üblichen zweiundzwanzig Kanonenschüsse abgegeben, als der junge Müller auf einen Stuhl sprang und ein von ihm verfaßtes Gedicht vorzutragen begann, das einen andern Ehrentag der schweizerischen Geschichte feierte:

Zu Sankt Jakob an der Birs
da haben zehnhundert Eidgenossen
ihr rotes Blut nicht wohlfeil vergossen.
Nicht dem Feind, sie ergaben sich nur Gott
und schlugen der Feinde zehn Tausende tot.
Das macht auf Einen just ihrer Zehn,
um den bleichen Weg in Gesellschaft zu gehn,
zu Sankt Jakob an der Birs ...

In keinem der Hörer lösten die kraftvollen Verse des jungen Landsmannes eine tiefere vaterländische Ergriffenheit und Freude aus, als in Gottfried Keller, der ein Maler werden wollte und ein Dichter war. Noch standen alle unter dem Eindruck eines größeren Festes, das gerade jetzt durch ein soeben erschienenes Gedenkbuch „Kaiser Maximilian und Albrecht Dürer in Nürnberg" wieder Tagesgespräch geworden war. Es war das große Dürerfest vom letzten Fasching, und alle waren darin einig, daß dergleichen nur in München in solcher Vollkommenheit möglich sei. Wie prächtig und echt waren die sechshundert Mitspieler gewandet gewesen und wie ungezwungen hatten sie ihre Rollen durchgeführt. Freilich hatte man sich's auch unendliche Zeit und Mühe kosten lassen, bis jeder der Sechshundert wirklich war, was und wie er sein sollte. So, von dem väterlichen Erbe schauspielerischer Begabung unterstützt, der Landschaftsmaler Lichtenheld als Kaiser Maximilian, nach Aussehen, Haltung und Benehmen jeder Zoll ein Kaiser, auch innerlich mit seiner Rolle ganz verwachsen. Denn als der König Ludwig, vom Glanz des im Hoftheater an ihm vorbeidefilierenden kaiserlichen Zuges geblendet und aus der Fassung gebracht, an jenen die etwas banale Frage gerichtet: „Wer sind Sie?" da hatte Lichtenheld, mit Grandezza das stolze Haupt leicht neigend, ganz gelassen erwidert: „Euer Majestät getreuester Vetter, der Kaiser Maximilian." Worauf König Ludwig hochbeglückt der Königin zugerufen hatte: „Theres, er vettert mich schon."

Auch Gottfried Keller sollte alsbald des Vorzugs einer königlichen Anrede teilhaftig werden. Er besah eines Tages die vom Kunstverein ausgestellten Bilder, als der König in gleicher Absicht sich einfand. Von Zimmer zu Zimmer zog sich der junge Republikaner stolz bescheiden vor dem Monarchen zurück. Im letzten aber ereilte ihn sein Schicksal: „Auch Künstler?" — „Ja, Majestät." Als er das Erlebnis am Abend seinen Freunden erzählte und bekannte, daß sein Demokratenherz doch ein wenig schneller geschlagen hätte, fand er keinen rechten Glauben, ja der allezeit lustige Rudi Leemann behauptete geradezu, er schwindele. Am andern Vormittag aber, als er mit Keller in die Schwanthaler Straße einbog, wo sie dem König begegneten,

sollte Leemann eines Bessern belehrt werden. Denn da erhielt sein Begleiter von der gutgelaunten Majestät einen Klaps auf die Schulter: „Haben uns auch schon gesehen!"

Zu dem, was Gottfried Keller in München nicht finden sollte, gehörte ein Lehrer. Berühmte Meister gab es genug, auch abgesehen von dem unnahbaren „Napoleon der neuen deutschen Kunst", Peter von Cornelius, der soeben sein Hauptwerk: „Das Jüngste Gericht" in der neuen Ludwigskirche vollendet hatte. Da waren Kaulbach, Rottmann, Schnorr von Carolsfeld, Heß, Zimmermann und wie sie alle hießen. Anfänglich hielt Keller sich eine Zeitlang zu seinem siebenunddreißigjährigen Landsmann, dem tüchtigen Landschaftsmaler Scheuchzer und ließ sich von ihm unterweisen. Dann plötzlich blieb er ihm fern. Vielleicht war er, der mit Vorliebe aristokratische Dilettanten unterrichtete, dem jungen Demokraten zu sehr „Hofmaler".

Der Maler Hegi erzählt: Wie üblich saß ich eines Abends im Mai 1840 mit Ferdinand Wydler in der Exkneipe der Schweizer im Wagnerbräu beim Kruge, als ein junges Männchen hereintrat, dessen Gestalt ziemlich unter mittlerer Höhe geblieben war. Auf dem schmächtigen Körper saß ein großer Schädel, mit einem aufs linke Ohr gedrückten Barette geschmückt. Ich erkannte in dem auffallenden Ankömmling sogleich meinen Nachbar vom Rindermarkt in Zürich, den Gottfried Keller, und rief ihn zu uns. Der Unterschied des Alters sowohl als der Besuch verschiedener Schulen hatte uns zu Hause nie zusammengeführt. In München dauerte es keine vierundzwanzig Stunden, so waren wir drei fest zusammengewachsen. Jeden Abend und gewöhnlich auch mittags trafen wir uns.

Den obligatorischen Kneipabenden der im Verfall begriffenen Landsmannschaft wohnten wir gewissenhaft bei. Hier machte sich Gottfried oder, wie wir ihn nannten, „Strabo" rasch bemerkbar. Entspann sich eine Diskussion, so erregten seine trocken hingeworfenen Witze Gelächter, indessen rief er durch derbe, ja beleidigende Reden nicht selten recht stürmische Auftritte hervor. Als Liebhaber des Gesanges war er sehr erfreut, auf meinem Zimmer im Leipziger Kommersbuche

die Melodie des Liedes: „Wohlauf noch getrunken" zu finden. Wir mußten sie mit unseren rauhen Kehlen sofort einstudieren. Abends wurde der Kantus auf der Kneipe mit Beifall aufgenommen und blieb seitdem eingebürgert. Als man beschloß, eine sogenannte Kneipzeitung aufzulegen, fiel die Wahl des Redaktors selbstverständlich auf Gottfried Keller, dessen Fähigkeit hierfür allgemein anerkannt war. Trotzdem er die Bedingung stellte, daß ihm auch fremde Beiträge geliefert werden sollten, blieb er so ziemlich einziger Mitarbeiter. Am Mittwoch abend mußte das Blatt vorgelesen werden. Gewöhnlich hatte er am Nachmittage noch kein Wort, erschien dann auf meinem Zimmer und griff zu Papier und Feder. Abends bekamen wir unsere Zeitung voll ergötzlicher Geschichten und satirischer Ausfälle ... Nach der abendlichen Sitzung zeigte er sich oft übermütig und hätte wie David einen Goliath nicht gefürchtet. So gingen wir einmal, nachdem der Wirt um elf Uhr sein gestrenges „Feierabend" geboten, heimwärts. Unter dem Karlstor erreichten wir einen Philister, einen großen, korpulenten Mann, der auf dem Haupte einen ehrsamen Zylinderhut trug. Strabo fing dicht hinter ihm an, mit seinem spanischen Rohr zu fuchteln. Dieses hatte seinem Großvater, einem Feldscher in Diensten Friedrichs des Großen, gehört. Wir sahen, daß er sich anschickte, dem Unbekannten den „Felber" einzutreiben. Und plötzlich hub er sich auf die Zehen, schlug eine Prim, und der Hut sank dem Manne bis auf die Nase. Dann blieb Gottfried stehen und erwartete den Fortgang des Kampfes. Der wäre nun für unsern neuen David mißlicher ausgefallen als für den alten, da Goliath weiter keinen Schaden gelitten hatte, sondern, seinen Hut schnell wieder zurechtsetzend, auf seinen Angreifer einstürmte. Ich stellte mich dazwischen und brachte es dazu, daß die feindlichen Parteien auseinander marschierten ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 18. Mai 1840.] Endlich bin ich angekommen in dem gelobten Lande. Nachdem ich den Paß erhalten hatte, führte mich Müller in einer Chaise nach Konstanz, wo ich aber wegen neuer Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck vier Tage warten mußte. Sonntag vor acht Tagen fuhren wir

endlich, Steffen und ich, mit dem Dampfschiff nach Lindau, oder wollten vielmehr nur, denn in Rorschach zerbrach die Maschine, und wir mußten dort wieder übernachten. Indessen lud uns ein katholischer Kaplan zum Essen ein.

Von Lindau aus fuhren wir mit einer Retourkutsche für neun Gulden bis nach München, mußten aber mehr übernachten als mit der Post, so daß es am Ende beinahe gleich herauskam, nur daß ich für die Effekten nichts zahlen mußte. So bin ich denn hier angekommen und, nachdem ich drei Tage im Gasthof logierte, im nämlichen Zimmer, welches Müller bewohnte, einquartiert. Es ist mitten in der Stadt und ganz bequem mit Sofa, gutem Bett, Kommode und zwei Tischen, die Stühle sind gepolstert; dennoch kostet es nur vier Gulden Zürichgeld, wobei mir noch die Stiefel und Kleider geputzt werden. Steffen hat ein kleines Dachstübchen in einer abgelegenen Gegend für den gleichen Preis. Die meisten Zimmer kosten sonst sechs, sieben bis acht Gulden monatlich. Ich mochte nicht mit Steffen zusammenwohnen, weil er ein wunderlicher Bursche ist. Man kann nicht gut mit ihm nachkommen, indem man alles für ihn bezahlen muß, und wenn man mit ihm abrechnet, so ist ihm alles zuviel. Indessen ist er ein guter Mensch.

Ich befinde mich sehr wohl hier. Man kann über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrien wird. Kein Mensch achtet auf den andern, alles geht bunt durcheinander. Kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig. Nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da — nicht Kaffee, sondern so zum Spaß eine Maß Bier oder zwei.

Hegi seh' ich alle Tage. — Die Reise und alle Ausgaben (ich mußte Staffelei, Leinwand, Farben usw. kaufen) haben mich mehr gekostet, als ich glaubte, z. B. mußte ich für die Aufenthaltskarte einen halben Gulden bezahlen, einen Gulden ins Krankenhaus für ein halbes Jahr, und noch so vieles. Die Reisenden werden fürchterlich ausgezogen

allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet und werde von nun an hausen.

Ich nehme gar nichts zu mir bis zum Mittagessen, obgleich ich im Anfang manchmal noch Hunger bekomme. Dann geh' ich ins Speishaus und bekomme für sieben Kreuzer Suppe, Fleisch und Gemüse nach Verlangen zugerichtet, mit Bier kostet es zehn Kreuzer. Manchmal esse ich zu Nacht und manchmal nicht. Ich bin schon mit vielen Künstlern bekannt geworden und habe gesehen, daß selbst die mittelmäßigen sich gut durchbringen ...

Gott sei mit Euch! Laß doch meine Briefe nicht so herumliegen wie gewöhnlich! Was das Geld betrifft, so mache, daß Du es bald schickst oder sonst einrichtest. Denn in zwei Wochen gehe ich mit dem Maler Scheuchzer, welcher sich viele Mühe mit mir gibt, für etwa vier Wochen aufs Land, und da möchte ich es vorher gesichert wissen. Es tut mir leid, daß Du so viel Mühe hast.

[München, 27. Juni 1840.] Da wir auf unsrer Reise schlechtes Wetter bekamen, so sind wir bereits schon wieder seit acht Tagen in München, und ich berichte Dir es daher, damit Du mir wieder eine Portion von meinem Reichtum überliefern kannst, indem ich nicht warten mag, bis ich ganz ausgekommen bin.

Ich habe im Anfange gewaltig gegeizt und bin nirgends hingegangen. Wenn ich an einem Tag etwas übers bestimmte Maß hinausgebraucht hatte, so fraß ich den andern gar nichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer, gesellschaftlicher Beziehung zunutze machen; denn ich war von Hause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich nicht, wenn man in der Fremde hinterm Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr. Indessen ist der Nutzen weit größer, denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch, sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen.

Auch haben die schweizerischen Studenten und Künstler eine Gesellschaft hier, worin ich ebenfalls bin. Donnerstag hatten wir ein

Leichenbegängnis zu begehen, da einer aus dieser Gesellschaft, Graf d'Affry von Freiburg, der einzige Sohn seiner Eltern, einundzwanzig Jahre alt, starb. Wir begleiteten ihn sämtlich zum Grabe. Es war ein schöner Zug. Voraus die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne und Rauchfaß usw. Dann der Sarg, von sechs Schweizern getragen, welche schwarze Kleidung, mit weißen Florschärpen um den Leib, trugen. Dann vier mit weiß und roten Schärpen, dann zweiundzwanzig mit allen Kantonsfarben und endlich die übrigen alle. So zogen wir um den Kirchhof herum und dann aufs Grab, wo eine Blechmusik von dreißig Mann aufspielte, nachdem die Geistlichen ihre Künste gemacht hatten. Dann hielt einer eine schöne Rede. Wiederum Musik. Und dann schmiß jeder von uns drei Schaufeln Erde ins Grab und bespritzte es mit Wasser, welches man uns in einem alten Kübel hergestellt hatte. Dann aber zogen wir in corpore auf unsre Kneipe, wo wir erst die rechte Totenfeier hielten. Es war wirklich ein herzerhebender Anblick, den ganzen Saal voll Schweizer zu sehen: jeder ein mächtiges Bierglas in der Hand, dasselbe in die Höhe streckend und auf Kommando mit feierlicher Miene ausleerend bis auf den Grund. Den Tag darauf wohnten wir sämtlich der Messe bei, welche dreißig Tage lang dem Toten abgehalten wird. Es brannten über zweihundert Kerzen und das Wappen des Verstorbenen war überall an den Altären in reichen Stickereien angebracht. Das bezahlen aber alles seine Eltern. Wir hingegen haben auch etwas Kosten, denn heute nachts um zwölf Uhr bringen wir dem Toten einen Fackelzug mit Gesang und Musik aufs Grab.

Das gilt aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, sondern jedem Schweizer, der hier stirbt. So ist gestern schon wieder einer gestorben im Krankenhaus hier. Die wenigsten haben ihn gekannt und doch wurde sogleich beschlossen, ihm das gleiche Leichenbegängnis zu feiern wie dem Grafen. Überhaupt sind sehr viele Schweizer hier krank und meistens sehr gefährlich am Nerven- und noch mehr am Schleimfieber. Die Münchner sagen zwar, wenn einer gleich anfangs sich ans Biertrinken halte, so werde man weniger krank; und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben.

Indessen ist das Klima sehr ungesund hier: wenn den ganzen Tag die unerträglichste Hitze ist und es regnet ein wenig auf den Abend, so tritt auf einmal empfindliche Kälte ein, und die meiste Zeit über herrscht hier feuchtes kaltes Wetter. Daher trägt man hier die Mäntel den ganzen Sommer hindurch, und ich bin sehr froh über den meinigen. Ich wünschte manchmal nur, daß Du und Regula hier wären und die Pracht alle sähen, die sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten entfaltet. Wenn ich früher oder später einmal in einen guten Stiefel gerate, so muß auf jeden Fall so etwas eingerichtet werden.
Ich habe immer noch meine alte Mütze, welche meinen Kameraden vielen Spaß macht. Ich bin schon bei allen honetten Schweizern bekannt, welche hier sind. Die meisten haben mehr Geld als ich, aber das macht nichts.
Sage dem Herrn Schaufelberger, ich ließ' ihn grüßen, und gestern hätten wir, als wir gerade in großer Anzahl versammelt waren, vernommen, daß Bürgermeister Heß abgegeben habe [zurückgetreten sei], worauf wir ihm höchst feierlich, jeder einen brennenden Fidibus in der Hand, ein Glas Bier nachgesoffen zur glücklichen Reise. Markl, welcher ganz aus meinem Gedächtnis verschwunden war, ist mir heut' nachts im Bett wieder eingefallen, und ich habe mich weidlich an seinem Andenken ergötzt; auch ihn lasse ich grüßen ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 5. Juli 1840.] Die Leichenbegängnisse der Schweizer sind sehr schön, wie Du schreibst. Gott behüte nur, daß die Reihe nicht an Dich kommt! Lebe doch in einer mäßigen Ordnung, damit Du gesund bleibst ... Frau Hotz wird bald sterben. Sie hat das Bett nie mehr verlassen. Ihre Körper- und Geisteskräfte sind gänzlich dahin, spricht kein Wort mehr vernehmbar. Ich sagte ihr Deine Grüße. Sie wollte gern weinen und konnte nicht. Einigemal, als sie noch gut reden konnte, sagte sie von Dir: „Du guter Bub, Du siehst mich nicht mehr! Du mußt auch noch etwas haben!" Aber mit dem war's getan. Jetzt ist ihr die ganze Welt gleichviel. Ich bekomme nun auf Kirchweih ein lecres Gemach. Der alte Hotz wird zu Frau Kramer ziehen ... Markl ist noch da, er freute sich und lachte, daß ihm sein Höcker wackelte, als ich ihm Deinen

Gruß sagte, und gab mir den Auftrag, Dich zu grüßen und ob Du auch brav Geld verdienen könntest ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 14. Juli 1840.] Den Brief samt Anweisung habe ich richtig erhalten und das Geld bezogen, worauf ich sehnlichst gewartet hatte, denn in Hinsicht des wohlfeilen Lebens habe ich mich sehr getäuscht ...

Was Du mir von Frau Hotz geschrieben hast, hat mich tief ergriffen. Ich soll also diese Frau, welche ich von meiner frühsten Kindheit an kannte und beinahe tagtäglich sah, welche es immer so gut mit mir meinte, sie soll ich nie mehr sehen! ...

Den 20. Juli. Ich muß zweimal schreiben an diesem Brief. Gestern war mein einundzwanzigster Geburtstag. Ich bin also jetzt einundzwanzig Jahr alt und endlich in die Welt hinausgetreten; will gerne sehen, wie's weiter gehen wird ...

Was die 150 Gulden betrifft, so wirst Du dem Herrn Onkel ans Herz legen, daß es die harte Notwendigkeit sei und gar keine Wahl vorhanden, daß man das Geld alles miteinander, soviel es mir bringt, brauche, und also den Glattfeldern vorzutragen sei. Übrigens lasse ich alle in Glattfelden herzlich grüßen, sowie alle im Hause und wer mir nachfrägt.

Wenn Regula jetzt auf dem Lande ist, so soll es nicht zuviel Kirschen essen. Schreibet mir doch auf die Adresse nicht mehr Kunstmaler, sondern nur Maler! — Wie ich den Brief schließen will, kömmt mir plötzlich noch das Bäbeli in den Sinn, welches ich grüßen lasse samt seinen Eltern.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 28. August 1840.] Mir träumte letzthin von Dir, nämlich Du seiest heimgekommen in zerrissenen Kleidern und so mager und blaß, daß ich erschrak über Deinem fürchterlichen Aussehen. Trage doch Sorge und Ordnung für Deine Gesundheit und Kleider, daß ich nicht so etwas erleben muß ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 9. September 1840.] Liebe Mutter! Ich schreibe dieses mit kranker Hand im Bette, welches ich nun schon bald vier Wochen hüte. Ja, es hat mich

auch angepackt! Ich hatte das Schleimfieber im höchsten Grade. Jetzt bin ich gottlob auf der Besserung, so daß ich in fünf bis sechs Tagen wieder werde ausgehen können. Im Anfang lag ich immer in einem Fieber. Nach der Beschreibung meiner Köchin muß ich schreckliche Sachen gemacht haben. Ich bin aber selbst schuld, daß es so lang gegangen ist; denn ich klebte im Anfang immer umher und wollte mich nicht entschließen, einen Doktor zu nehmen, bis es die höchste Zeit war. Man sagte mir erst nachher, es hätte mich bald genommen. Ich habe viel Medizin geschluckt, welche aber alle bezahlt ist; hingegen erwarte ich mit Angst den Konto vom Doktor, denn er kommt täglich mit dem Wagen angefahren. Ich muß daher dringend bitten, mir mit umgehender Post das Geld, das noch bei Dir liegt, zu überschicken. Ich erwarte es unfehlbar ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [12. September.] Nicht vergebens war mir so schwer und immer angst für Dich ... Hüte Dich nur, nicht auszugehen, bis Du ganz fest und außer Gefahr bist; sonst könnte es Dich wieder umwerfen und dann noch schlimmer kommen, oder es könnte in eine Schwindsucht ausarten; dann wäre es geschehen um Dich! Gott behüte mich vor diesem schmerzlichen Schicksal! Der Gedanke wird mir täglich neu: Wärest Du doch bei Hause geblieben und [hättest] etwas anderes gewählt!
[28. September.] Der Herr Onkel verwunderte sich, daß Du soviel Geld brauchest und zweifelte halb an Deiner Krankheit. Vielleicht, dachte er, seiest Du etwa in Schulden geraten und [hättest] dafür eine Krankheit angegeben. Weil Du bei Hause wenig Geld eigenhändig hattest, könnest Du nicht Herr und Meister darüber sein ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 19. Oktober 1840.] Liebe Mutter! Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, noch kaum auf den Beinen stehen konnte. Ich lag vier ganze Wochen im Bett und bekam nichts als Fleischbrühe und Wasser zu saufen, so daß Dein Traum ziemlich erfüllt war, denn ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst

erschrak, als ich in den Spiegel schaute. Doch werde ich in Zukunft nichts mehr von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen, wie es will, da man zu allem Elend noch glaubt, ich lüge.

Was das viele Geldverbrauchen betrifft, so weiß ich am besten, für was ich es ausgebe; auf jeden Fall nicht fürs Lumpen. Auch gehe ich nicht mit Lumpen, sondern einzig und allein mit Hegi von Zürich, welcher mein bester Freund hier ist, und wir sitzen meistens ganz allein beieinander.

Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, daß die letzten vier Louisdor bereits wieder gebraucht sind, wenn Du nicht bedenkst, daß ich dem Doktor 16 Gulden, dem Apotheker 8 Gulden, der Magd, welche alle Nächte bei mir gewacht und mich sonst gut verpflegt hat, einen Taler, und obendrein den Mietzins bezahlen mußte. Dazu mußte ich, als ich wieder essen und ausgehen durfte, feinere und kräftigere Speisen nehmen und eine Zeitlang Rheinwein trinken, um wieder zu Kräften zu kommen. Auch schaffte ich mir ein Flanelleibchen, Unterhosen und Überschuhe an, weil das Wetter hier immer naß und kalt ist und ich mich vorzüglich auf den Winter warm halten muß. Du wirst mir vielleicht indessen auch wieder nicht glauben, daß der Doktor an meinem Aufkommen gezweifelt hat. Du wirst aus allem also einsehen, daß ich das übrige Geld noch brauche, weil ich wenigstens zwei Monate Zeit haben muß, um etwas zu machen, das ich verkaufen kann. Nachher **tragt keine Sorge mehr um mich!**

Was Deine Meinung im vorletzten Briefe betrifft, daß ich nämlich wieder nach Haus kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München ...

Es sind diesen Sommer hindurch nicht weniger als sechzig fremde Studenten und noch mehr junge Künstler hier gestorben. Erst letzthin haben wir wieder einen Rapperschwyler hier begraben, namens Müller. Er hatte eine ungeheuer große Nase, deshalb nannten wir **ihn nur den Müller-Naso.**

[München, 26. Oktober 1840.] Was mein Auskommen hier betrifft,

so entschlage Dich einstweilen aller Sorgen! Ich könnte, wenn ich wollte, jetzt schon mein Brot kümmerlich verdienen mit Kolorieren und andern Stinkereien, aber ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, mit etwas Rechtem anzufangen, und ich hoffe, ich werde mich hier als Künstler und nicht als Koloriſt durchbringen können. Ich kann nachher noch machen, was ich will, auf jeden Fall gehe ich nicht heim. Wenn ich noch einige Zeit [sorgenfrei] leben kann, so muß ich meine Arbeiten nicht so schlecht verkaufen und sie jedem Juden antragen, wie dies geschehen würde, wenn ich in der Not wäre.

Letzte Woche konnte ich gar nichts arbeiten, denn es kamen immer Schweizer hier an, mit welchen wir in München herumziehen mußten. Zuerst kam ein Ingenieur Becker aus Glarus, welchen Müller mir schickte, und nachher ein junger Herr Escher aus Zürich und ein Basler Student. — Ich gehe der Bewegung wegen auf den Fechtboden und auch wegen der Grobheiten und Schikanen, denen man hier ausgesetzt ist unter den vielen Studenten und Künstlern, wenn man nicht fechten kann. Doch braucht Ihr keinen Kummer zu haben, daß ich etwa totgestochen werde, denn sobald diese Renommisten sehen, daß man sie nicht fürchtet, so ziehen sie die Klauen ein.

[München, 21. November 1840.] Liebe Mutter! Immer vergeblich auf eine Nachricht und Geld wartend, bin ich endlich gezwungen, noch einmal zu schreiben und Dich zu bitten, die Sachen zu beschleunigen. Ihr scheint zu Hause zu glauben, daß man in München von der Luft leben könne, denn es ist jetzt schon manche Woche verflossen, seit ich geschrieben habe, daß ich mit meiner Barschaft fertig sei. Hätte ich nicht etwas verkaufen können, so wäre es mißlich gestanden, aber zudem habe ich dennoch schon von Bekannten etwas borgen müssen. Aber jetzt sind wir alle miteinander auf dem Hund, und es hat keiner nichts mehr. Ich male gegenwärtig an einem größeren Bilde, das ich verkaufen werde, aber das kostet noch Zeit.

Wie geht es zu Hause? Hat Regula zu tun? Was macht doch der alte Hotz? Er ist gewiß nicht am besten daran. Was machen die Leutchen in Glattfelden? Ich lasse alles vielmals grüßen ...

Ich habe immer Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens, d. h.

nach einem guten Stücke Speck mit gedörrten „Stückli" [Dörrobst], oder nach einer „Böllenwähe" [Zwiebelkuchen] oder zuletzt nur nach einer guten gesottenen Kartoffel; denn von allen diesen nahr- und schmackhaften Speisen kriege ich hier nichts zu sehen. Da ist nichts zu haben als magere Gans-, Enten- oder Hasenbrätlein, schlechte Koteletten und dergleichen mehr, und die Kartoffeln kann man nicht anders essen als gebraten oder sonst gekocht ...

Da ich bald meine Wohnung verändern werde, so schreibe mir künftig immer unter folgender Adresse: Gottfried Keller, Eleve der Königl. Akademie der bildenden Künste in München ...

Der Maler Reinhard Sebastian Zimmermann erzählt [in seinen „Erinnerungen eines alten Malers"]. Man macht sich kaum einen Begriff, was für junges Volk sich damals auf der Akademie herumtrieb. Die Akademie war ein Rendezvous für eine große Menge jugendlicher Müßiggänger, welche nur bei schlechtem Wetter oder etwa an bösen Wintertagen hier, bei gutem Wetter aber viel eher an der Isar aufwärts in der Menterschwaige, in Hesselohe und Pullach zu treffen waren. Ich konnte nicht begreifen, wie man so ohne Wahl beinahe jeden, der sich meldete, aufnahm ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 21. November 1840.] Mir träumte diese Woche einst, Du seiest heimgekommen, und zwar auf einem prachtvollen Pferd, sehr schön gekleidet. Das war mir eine größere Freude als der vorige Traum, in zerrissenen Kleidern und schrecklich blaß und mager. Jener bedeutete Deine Krankheit, was aber dieser für eine Bedeutung hat, weiß ich noch nicht, und gebe Gott, nichts Böses.

Die Verweise über den Unglauben Deiner Krankheit sind eigentlich mich selbst nichts angegangen; denn ich habe Dir damals nur die Vermutungen von Onkel geschrieben, welches ich freilich nachher bereute. Ich war Tag und Nacht in Kummer, seufzte und bat zu Gott für Deine Gesundheit, und danke ihm für die Erhörung.

[28. November 1840.] Wir würden Dir gerne Birnen, Äpfel und Trauben gönnen, wie auch ein gutes Stück Speck in dürren Stückli und Böllenwähen. Gesottene Kartoffeln würden Dir zwar nicht er-

heblich sein! Wenn Du wieder nach Hause kommst, so wollen wir Dir genug zubereiten. Gänse und Enten müssen dort wohlfeiler sein, hier können nur die Reichen welche essen ... Regula hat nicht immer zu tun: im Spätsommer bis nach dem Herbst war gar nichts; seit mehreren Wochen geht es wöchentlich zwei bis drei Tage zu Gritli Vogel in Stadelhofen [Schneiderin, Tochter einer Jugendfreundin der Frau Keller] als Gesell. Besser etwas als gar nichts. Noch sende Dir den Nachfolger des „Landboten", damit Du den Hergang der Versammlung in Basserstorf vernehmen kannst [demokratische Erinnerungsfeier an den Tag von Uster 1830, an welchem der Gedanke der Volkssouveränität im Kanton Zürich einen ersten Sieg errungen hatte]. Er wird Dir wahrscheinlich eine herrliche radikalische Ergötzung gewähren.

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 5. Dezember 1840.] Mit großem Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief samt seinem willkommenen Inhalte empfangen, wofür ich Dir sowie Herrn Onkel für seine Gefälligkeit meinen schuldigen Dank abstatte. Allein so sehr gelegen mir das Geld auch kam, so hat mich doch Deine Liebe und Sorge noch weit mehr erquickt. Daß Du je Mangel leiden solltest wegen mir, liebe Mutter, werde ich zu verhüten wissen ...

Aber für jetzt muß ich Dich zum letztenmal plagen und Dich bitten, mir noch vier Louisd'or, wenn welche noch übrigbleiben, zu schicken, sobald die Erlaubnis da ist. Ich habe von dem letzten Geld zwanzig Gulden für meinen neuen Rock, vier Gulden fünfundvierzig Kreuzer für Zimmerzins und noch einige Kleinigkeiten sogleich weggeben müssen. Nun habe ich wohl die Aussicht, meine jetzigen Arbeiten verkaufen zu können, aber dazu muß ich wieder goldene Rahmen machen lassen.

Meine Krankheit hat mir doch einen schlimmen Streich gespielt, nämlich den, daß sie mich zum Kahlkopf macht; jeden Morgen, wenn ich mich kämme, gehen mir fürchterliche Wische Haare aus, und das jetzt schon bei zwei Monaten; und wenn es so fortfährt, so bin ich in kurzer Zeit so kahlköpfig wie Eli. Ich bin in Verzweiflung! ...

Der Maler Rittmeyer erzählt. Auf unserer Schweizer Kneipe beim Karlstor in München war Keller jedenfalls die Hauptperson. Rasch sich auf den Stuhl schwingend hielt er uns die schönsten Reden über Kunst, über vaterländische Fragen, über Münchener Abenteuer und Eindrücke. Manches dabei war ernst gemeint, der Humor aber spielte die Hauptrolle. Das „Wochenblatt", das er uns regelmäßig zum besten gab, war oft mit Bosheiten gespickt, z. B. die Reklame für einen grobklotzigen Plastiker mit Namen Schnyder von Sursee, Holzhauer und Bildschnitzer (statt Holzschnitzer und Bildhauer). Der Betreffende saß dabei, nahm aber den Witz nicht übel auf. Manchmal gab es auch Verse. Das Schönste, stellenweise aber auch Tollste, war eine Himmel- und Höllenfahrt à la Dante. Keller begann: „Mein guter Geist, der Bierschaum, brachte mich, wie so oft, aus der Kneipe um Mitternacht nach Hause und ins Bett. Ich schlief auch gleich ein. So mochte ich wohl eine halbe Stunde geschlafen haben, da träumte mir, es poche was ans Fenster. Schlaftrunken, wie ich war, hörte ich es nur halb. Da klopfte es abermals, lauter, stärker — am Fenster im vierten Stock! — was kann das sein? Ich ging schließlich, um nachzusehn. Es war mein guter Geist, der Bierschaum, der hereinverlangte. Nachdem ich ihn hereingelassen, meinte er, ich solle ihm folgen, jetzt sei der richtige Moment für die schon früher besprochene Himmel- und Höllenfahrt. Ich protestierte, weil ich doch nicht zu fliegen verstand so wie er. ‚Richtig,' sagte er, ‚Euch binden allerlei Dinge an den Boden, auf dem Ihr festzustehen glaubt. Da kann geholfen werden, sobald diese Hindernisse beseitigt sind. Sie heißen Durst und Liebe. Aber paß auf!' Damit fährt er mir ins Maul und noch weiter hinunter, zieht mir meinen Magen und sonst noch allerlei heraus, hängt das Zeug alles an den Kleiderrechen, ohne daß ich irgendwelche unangenehme Gefühle empfunden hätte, im Gegenteil, mir wurde wohl und leicht zumute. ‚Merkst du jetzt,' schmunzelte Bierschaum, ‚was euch Menschen am Fliegen hindert? Das zu begreifen sind eben die meisten zu dumm. Aber nun komm!' Und hinaus ging's in schwindelnder Höhe weg über Dächer und Bäume, immer höher, höher durch den nächtlichen Äther. Wir mochten eine

Viertelstunde geflogen sein, ich ohne jegliche Mühe meinem Führer folgend, da zeigte sich in der Ferne ein Schimmer, dann ein roter Punkt, der immer näher kam. ‚Was ist denn das?' frug ich. ‚Diese rotgefärbte Sternschnuppe,' sprach Bierschaum, ‚das ist Doktor Wydlers Nase. Sie leuchtet ihm bei stockfinstrer Nacht heim, daß er den Weg findet.' — (Der Betreffende saß dabei, die Hand wie gewöhnlich am Deckel des Bierglases.) — Weiter, weiter ging's. Da kam wieder ein feuriger Körper. ‚Das ist der Schnauzel von Doktor Wydler. Der sucht seinen Herrn in allen Kneipen, wo dieser heut' schon gewesen ist.' — (Das gab ein Heiden-Halloh. Doktor Wydler selbst applaudierte am stärksten.) — So begegneten wir einer ganzen Reihe von Nachtlichtern, wovon jeder seinen Treff abbekam, schauten auch bei verschiedenen Fenstern, auch durch Atelierfenster, in Zimmer und Innenräume, wo allerlei Lustbarkeit und auch Trauriges los war. Am Ministerium waren die Gardinen zu, so daß man bloß allerlei Schatten sah. ‚Das sind die tugendsamen Wächter des Rückschrittes in der Nähe der allerhöchsten Person im Staate. Die halten ihre Sitzungen immer bei geschlossenen Gardinen. Sie sind lichtscheu. Eben fassen sie den Beschluß, daß die Evangelischen, als bloß geduldete Staatsbürger, eigentlich weit höhere Steuern zahlen müßten als die Rechtgläubigen. Einer schlägt eben vor, man sollte sie in einer Art Ghetto zusammensperren.' Weiter zur Erde nieder ging's, an einer Kaserne vorbei. Ich erkannte den wachestehenden Kürassier wieder, der mich neulich abends, hungerig wie er war, um ein paar Kreuzer angesprochen hatte. Am rechten Isarufer ließen wir uns vor einer Höhle nieder, in die wir hineinschloffen. Hätte mein Führer nicht am ganzen Leib phosphoresziert, so wären wir vollständig im Dunkeln weitergekrochen. ‚Wo sind wir denn eigentlich?' frug ich, ‚diese rabenschwarze Nacht ist ja unheimlich.' — ‚Bloß dir, dem Volke, was da wohnt, noch lange nicht', antwortete Bierschaum. Da dämmerte es. Der Schein wurde allmählich feurig und hell: wir waren an der Vorhölle angelangt, in der die Leibgarde seiner Majestät des Satans um ein großes Kaminfeuer stand. Da war mir, als hätte ich manche dieser Leute im Leben schon einmal gesehen, als wären sie

mir als Kollegen, als Lehrer, als Träger hoher Würden gezeigt worden. Bierschaum kannte sie alle, duzte und nannte sie beim Namen. — ‚Wie kommen die hierher? Haben sie nicht droben genug zu tun?‘ frug ich. — ‚Sie führen droben immer nur aus, wofür sie hier die Befehle bekommen. Da aber die teueren Staatsuniformen hier anbrennen könnten, tragen sie hier Normalmontur, eine etwas vereinfachte Kleidung.‘ — Ich hatte schon die ganze Zeit die elegante, eng anliegende Uniform dieser Garde bewundert, über deren Abänderung, über deren künftige Kopfbedeckung viel hin und her geredet wurde. (Die preußische Neubewaffnung, die Einführung der ‚Pickelhaube‘ und Neuuniformierung war ein Resultat jener Tage und ging auch in Bayern manchem im Kopfe herum. In Bayern blieb man aber bei dem unpraktischen ‚Raupen‘-Helm.) Als ich nun aber ganz nahe hinsah, bemerkte ich erst, daß Passepoils, Kragen und Spiegel auf die leibhaftige Haut aufgenäht waren, die Helmraupe aber war das stehengebliebene natürliche Haar; sie waren imstande, diese natürliche Raupe zu sträuben, wie die Katzen ihren Pelz, oder sie zu glätten, was sie denn auch fortwährend unter fürchterlichem Verdrehen der Augen taten. Als ich einen der geschnittenen Grimassen wegen frug, ob er etwa Leibweh habe, antwortete er grinsend: ‚Bei der Wirtschaft, wia's jetzt grad hier z' Land is, könnt freili der Teufi selbst Bauchweh und s' Abführ'n krieg'n!‘

Jetzt kamen wir in ein großes, helles Gemach mit hohen Gewölben: die Küche. Überall brannten Feuer, dampften Kessel, schmorten Braten; es roch verteufelt gut. Offenbar wurde ein ganz splendides Mahl gerichtet. Auch unter diesem Personal waren allerlei bekannte Erscheinungen, die in des Teufels Küche gut Bescheid wußten. Da war einer, ganz appetitlich in Weiß gekleidet: er mußte immerfort Hühnchen rupfen. Es war Napoleon I., Empereur des Français. Nebendran standen seine drei Hauptwidersacher, gestiefelt und gespornt. Die mußten Rübli und Kartoffeln schälen; sie seien zu nichts andrem zu gebrauchen, erklärte so ein Kochteufel, der dem Metternich aufs Haar glich. Er rief den andern fortwährend zu, was sie zu machen hätten.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 8. Januar 1841.] Nicht ohne besonderes Nachdenken und Gefühle habe ich das alte Jahr geendet und das neue angetreten; es war mir ein wichtiger Abschnitt meines Lebens. Aber nicht weniger wichtig war es auch für Dich; nicht bloß den Schmerz der Trennung, sondern auch die Schmerzen der Krankheit hast Du erfahren. Gott behüte Dich nun im neuen Jahr und immer vor solchen Erfahrungen! Er schenke Dir Glück und Segen zu Deinem Berufe, daß meine Hoffnung und Dein guter Wille, mir mein heranrückendes Alter zu erleichtern und froher zu machen, in Erfüllung kommen möge! Bete oft und fleißig zu Gott, so wird er Dich nicht verlassen und zur Zeit für Dich sorgen. Täglich seufze und bete ich für Dich. Aber Du mußt das Deinige auch nie vergessen ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 4. April 1841.] Wider Erwarten muß ich noch einmal zu Deinem Schreibtische meine Zuflucht nehmen und Dich ersuchen, mir unverzüglich nach Empfang dieses Briefes, oder wenigstens gleich an der Ostern, 30 Gulden zu überschicken, welches Dir vermöge der eingehenden Zinse schon möglich sein wird. Bis Maien, wo Du das Geld wieder brauchst, wird ein Züricher, namens Werdmüller, nach Hause kommen, und diesem werde ich dann das Geld wieder mitgeben. Du wirst Dich wundern, zu was ich dasselbe so notwendig brauche, und es diene Dir des nahen zur Nachricht, daß ich es einem Vergolder schuldig bin, welcher gestorben ist und dessen Rechnungen nun alle unverzüglich abgeschlossen werden müssen, was mich ein wenig in's Pech setzt, denn mit den Gerichten usw. hier läßt sich nicht spaßen. Indessen hätte ich Dir gar nichts darum geschrieben, wenn nicht eben fast alle meine Bekannten ebenfalls auf dem Hund wären. Doch machts weiter nichts; bis Ende April habe ich wieder eine Arbeit fertig, und dann schicke ich die dreißig Gulden sogleich zurück, weil ich wohl weiß, daß Du sie nicht entbehren kannst.

Sonst lebe ich ganz gemächlich hier, esse, trinke und arbeite. Bisweilen unternimmt man auch einen kleinen Ausflug. So waren wir letzthin unser vierzehn mit dem Dampfwagen nach Augsburg gefahren und zwei Tage alldort verblieben; es gefiel mir sehr gut dort.

Ich habe schon mehrere Sachen hier ausgestellt und habe einige Ehre damit aufgelesen. Sonst geht alles vortrefflich, vielleicht komme ich auf den Sommer für einige Wochen heim, wenn es fortgeht, wie es angefangen hat. Ich habe letzthin so ungefähr berechnet, wie lange ich schon hier bin, und zu meinem Erstaunen gefunden, daß es nun bald ein Jahr ist, welches mir vorüberging wie ein Traum.
Nächstens werde ich einen größeren Brief schreiben und bitte Dich nur noch, niemandem nichts von meinem Anleihen was zu sagen, am allerwenigsten dem Herrn Onkel. Denn da ich es nur borge von Dir, so hat auch niemand seinen Senf dazu zu geben. Ich hoffe, Ihr werdet mir alles mögliche Neue schreiben, das es gegeben hat. Ich grüße alles, besonders Regula.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 11. April 1841.] ... Ich dachte wohl, der alte gute Schreibtisch werde noch zu spenden haben. Einzig Dir zu gut, daß er sich schon eine lange Reihe von Jahren angewöhnte, zu hausen (oder wie Du es früher „knicken" genannt), daß er nie keine unnützen Spenden ausstreute und stets die weise Einrichtung suchte, um Not und Armut zu verhüten und immer soviel als möglich von andern unabhängig zu bleiben. Gott sei Dank! Bis dahin hat er sich ehrlich und redlich ausgebracht; obgleich oftmals er von Kummer und Not gedrückt auf dem Grunde lag, so kam doch immer wieder eine Zeit, wo er gestärkt wurde. Aber von Jahr zu Jahr wird er älter, und die Zeiten ändern sich. Wie es ihm dann geht, wenn er sich nichts vorgespart hat, dies ist Gott bekannt ...

Gottfried Keller an Johann Salomon Hegi. [München, 10. April 1841] ... Dies die Schattenseite meiner gegenwärtigen Lage, die Lichtseite besteht lediglich darin, daß ich mir selbst sage: „Mut, Kellerchen, du hast dich ein wenig unbesonnenerweise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten, aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein Möglichstes und du wirst auch wieder herausgezogen werden, andere haben auch das nämliche Los gehabt, die jetzt der verdammten Hure von Glück im Schoß sitzen, und es dient vielleicht zur größeren Würze deines späteren Lebens, einst

sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen gepflückt." Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Peche dies zu verhüten; und nur durch gute Lektüre habe ich mich bisher noch solid erhalten ... Schreibe mir bald, denn Deine Briefe sind mir gegenwärtig ein großer Trost. Äußere mir auch unverhohlen Deine Ansichten, ohne Scheu, über meine Lage, denn ich versichere Dich, daß ich nicht einen Pfifferling mehr um die Kunst gebe, und es mir nicht die geringste Überwindung kostet, nach Haus zu gehen und Grämpler [Trödler] zu werden, wenn irgend jemand Verständiger es mir anratet, und damit lebe wohl. Dein lustiger Keller.

[23. April 1841.] Ich habe bisher freilich immer etwas gearbeitet, aber nicht anhaltend und nicht mit dem rechten Ernst, immer angefangen und nichts vollendet. Daher will ich die stärksten Ausdrücke meines letzten Briefes noch revozieren, bis dieses geschehen ist, und erst dann schimpfen, wenn ich einige Monate lang fleißig gearbeitet habe. Ich male jetzt von morgens sieben Uhr bis abends sieben Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hund [Geldnot] und alle Entbehrungen weit erträglicher, ja gar nicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaunen zu Mittag gespeist hätte anstatt der Hundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Müßiggangs nicht wieder in mich fährt! Aber ich will ihm schon das Loch vermachen! Ich lasse ums Verrecken nicht nach; jeden Abend, wenn ich ins Bett gehe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen, das muß natürlich gehalten werden, und sitze ich dann nur einmal bei der Arbeit, so harre ich schon aus. Daß man alle zwei Stunden etwa die Nase in ein Buch steckt, kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen, indem man das Bild wieder weit besser übersieht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesichte war.

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 13. August 1841.] Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Achseln zucken und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber kann ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaubte, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Nun aber mußte ich zu meiner Demütigung erfahren, daß mir noch gar manches abgeht, und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptsachen und habe auch Ideen und Auffassungskraft, habe hier vieles gelernt; aber es fehlt mir noch immer an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die notwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gekauft wird, zu malen ...

Wie ich jetzt bin, so muß ich mir halt eben immer so knapp durchhelfen. Manchmal habe ich etwas, manchmal nichts und muß mich oft mit meinen Kameraden behelfen. Indessen geht die Zeit dahin; bei dem, was ich machen muß, lerne ich nichts. Die Kleider sind auch wieder kapores und ich muß mir wieder Rock und Hosen machen lassen; denn so schäbig an der Sonne herumzusteigen, ist mir einmal nicht möglich. Und dann vollends die Aussichten! Auf diese Art muß ich immer am gleichen Fleck kleben und sehe nicht ein, wie ich mich ohne ein besonderes Glück höherschwingen kann. Auch ist mir diese Lage ganz unerträglich. Denn immer nur mit wenigem hausen zu müssen, jeden Kreuzer zusammenstecken, damit man am Ende des Monats den Zins geben kann, ist mir durchaus nicht gegeben. Es sollte zwar nicht sein, ich weiß es wohl; aber es ist mir einmal pur unmöglich, so ängstlich leben zu müssen. Wenn ich etwas Bestimmtes und Ordentliches zu verbrauchen habe, so kann ich mich recht gut einteilen, aber unter solchen Lumpenumständen kommt man zu nichts ...

Indessen habe ich einen Ausweg erdacht, den ich Dir zu reiflicher Erwägung vorlege. Vor allem muß ich Dich bitten, nicht etwa zu glauben, ich mache mit dem alten Leichtsinn noch leere Pläne und Entwürfe; denn ich habe in den fünf Vierteljahren, die ich nun hier bin, so allerlei an mir und andern erfahren, daß ich anfange, das Wahre

vom Falschen zu unterscheiden. Wenn ich also nur noch ein Jahr sorgenlos wäre, und alles mögliche anwenden könnte, mir dasjenige anzueignen, was mir noch fehlt, so könnte ich getrost der Zukunft entgegensehen. Nun wage ich ganz bescheidentlich an meine Mutter noch die Frage, ob sie sich entschließen könnte, zu diesem Zwecke eine Summe aufzunehmen. — Ich will Dir alles sagen, was Du hierauf antworten wirst und hernach meine Gegengründe aufzählen.

Zuerst wirst Du sagen, daß ich schon öfters gesagt habe, daß dies das letzte Opfer sei, das man mir bringen müsse, und ich wolle nun schon fortkommen, aber jedesmal sei es nichts, indem ich immer noch mehr Geld wolle; ebenso könne es auch dieses Mal sein, und wenn man mich noch ein Jahr unterstütze, so sei am Ende des Jahres vielleicht wieder die gleiche Geschichte. — Auf das muß ich nun antworten, daß ich früher freilich mich immer geirrt habe aus Mangel an Erfahrung, daß ich aber jetzt die Umstände in und außer mir so gut erkenne, daß ich unmöglich falsch rechnen kann. Und sollte dies dennoch geschehen, so würde ich dann auf der Stelle die Kunst verlassen und ein bürgerliches solides Auskommen suchen, was mir bei einigen Fähigkeiten, die man mir sonst zu solchen Sachen zugeschrieben hat, vielleicht besser gelingen würde.

Zweitens wirst Du sagen, daß man für mich schon viel getan habe, und daß meine Schwester zuletzt benachteiligt würde. — Das wäre nun vielleicht so zu machen: Wenn Du etwa 500 Gulden auf das Haus aufnähmest, so würde dies Euch gegenwärtig durchaus nicht in Eurer Haushaltung beschränken; die 20 Gulden Zins alljährlich könnte ich auf jeden Fall selbst zahlen. Dadurch könnte ich dann so gut mich ausbilden, daß ich nachher gleich auf einen schönen Verdienst Anspruch machen könnte, und in vier bis fünf Jahren wollte ich die ganze Schuld abzahlen. Denn ich kenne hier Künstler von fünfundzwanzig Jahren, die sich jährlich schon ein Schönes ersparen und doch bequem leben. Du wirst hierbei lächeln, allein ich kann für jetzt nichts tun, als Dich versichern, daß dem so sei. Die Summe würde mir natürlich durch eine Schrift dergestalt enthoben, daß Regula an ihrem Anteil, wenn man nun doch einmal davon sprechen muß, soviel voraus hätte.

Drittens wirst Du sagen, daß ich jetzt schon lang genug gelernt hätte, um etwas zu verdienen, und daß ein solcher Schritt sehr leichtsinnig sein würde und der Ökonomie einer guten Familie ganz zuwider. Nun weißt Du, daß ich die Zeit in Zürich sehr schlecht anwenden konnte, indem es mir an aller Aufmunterung und Bekanntschaft mit bessern Künstlern fehlte. Mein erster Lehrer konnte selbst nichts und der zweite prellte mich. Dazwischen tappte ich wieder einige Jahre im Dunkeln herum. Sodann muß ich Dir nur sagen, daß man gewöhnlich meinen Beruf und Stand viel zu oberflächlich beurteilt und glaubt, er lasse sich so zunftmäßig in einigen Jahren erlernen. Es gibt hier viele Künstler, die schon älter sind als ich und noch nicht selbständig sind, obgleich sie alle Talent haben ...

Schließlich nun erkläre ich, daß ich alles dieses nur zur Erwägung und Beratung an Dein mütterliches Herz lege, daß ich durchaus verlange, daß Du Dich darüber beraten lassest, um alles nach freiem Willen zu tun. Zu diesem Ende hin verweise ich Dich an den [Historienmaler] Herrn Vogel im [Haus zum] Berg. Er kennt mich zwar nicht genauer, wird aber in diesem entscheidenden Fall einem jungen Künstler, der im Pech sitzt, seinen Rat gewiß nicht versagen. Berate Dich ferner mit Herrn Onkel darüber. Er wird zwar wahrscheinlich dagegen sein; allein rechne die Meinungen beider Männer zusammen und laß Dein Herz die Mittelstraße wählen.

Ferner will ich nichts, bis ich durch einige Bilder Euch die Wahl erleichtern kann. Daher habe ich schon eine große Komposition in Ölfarben skizziert und werde noch eine machen; in vier bis fünf Wochen werde ich beide auf Zürich schicken und, wenn es möglich, ausstellen lassen. Nach diesen könnt Ihr dann beurteilen, ob ich noch einen weitern Schritt wert bin oder nicht. Herrn Vogel werde ich selbst schreiben und ihn ersuchen, die Sachen zu sehen, um Dir hierüber seine Meinung zu sagen. Um aber bis zur Beendigung des zweiten Bildes noch leben und die Ausgaben dazu bestreiten zu können, bedürfte ich ungefähr vier Louisdor. Ich will nicht fragen, ob Du diese bis zu Beendigung der Angelegenheit sogleich schicken kannst, wenn es jedoch möglich wäre, so würde dies das Ende meiner schlechten

Lage sehr beschleunigen. Wo nicht, so muß ich in Gottes Namen mich herauszubeißen suchen. Indessen will ich nicht, daß Du Dich von etwas entblößest; denn es schickt sich dem Sohne besser zu entbehren, als der Mutter . . .

Du wirst schon fühlen, daß diese Geschichte die Leute in und außer dem Hause nichts angeht, sie würden nur die ungewaschenen Mäuler brauchen.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 26. August 1841.] Lieber Sohn! Dein Schreiben vom 13. dieses habe ich den 20., als wir eben von Glattfelden bei Hause wieder ankamen, empfangen. Wir verweilten uns bereits drei Wochen dort, indem das einigermaßen sorgenlose Leben mir gut behagte, und überhaupt freie Luft, Speis und Trank mir zur Erholung diente. Als mir Herr Dietrich [benachbarter Spezereihändler], welcher Dein Brieflein aufbehalten, dasselbe übergab, freute ich mich sehr, Nachricht von Dir zu erhalten. Aber bei Durchlesung wurde die Freude mir zur Trauer. Was mir immer Tag und Nacht Kummer und Sorgen machte, das ist nun da. Ich konnte Deine Lage nicht länger bei mir selbst tragen als Samstag und Sonntag. Letzten Montag ging ich zu Herrn Vogel, den Du mir angewiesen. Ich schilderte ihm Deine Lage und sagte ihm alles. Er fragte, bei wem Du hier gelernt. Ich sagte: bei Steiger und — auf welche Weise — bei Meyer. „Ach, ersterer", sagte er, „war ja gar nichts. Ich kann nicht begreifen, wie so viel junge Leute, die etwa Talent zum Zeichnen haben, sogleich die Idee fassen, Künstler zu werden, und dann unvorbereitet auf die Akademie ziehen, wo es so viel Geld kostet. Ja, da braucht es ein großes, ausgezeichnetes Genie, welches nur eine Seltenheit ist. Ein solches Genie braucht dann noch eine Reihe von Jahren, bis er sagen kann: ich bin Künstler. Es gibt freilich auch genug mittelmäßige Künstler, die aber heutzutage immer nach Brot gehen und sich mühselig und schwer durchbringen müssen. Sollte Ihr Sohn einer von letztern sein — ich kenne ihn zwar nicht —, so möchte ich ihm gutmeinend raten, etwas anderes anzufangen, weil er noch jung ist. Wenn er gut zeichnen kann, so ist dieses ja zu vielen Fächern nützlich und gut." Ferner sagte er mir: „Ich bin sechs Jahre

auf einer Akademie gewesen und konnte noch wenig oder nichts. Ja, ich weiß, was ich meine Eltern gekostet habe, und doch habe ich mich eingeschränkt, bin nirgends in Gesellschaft, in keine Wirtshäuser, und immer in einem alten, abgeschabenen Rock umhergegangen" usw. Ich sagte ihm endlich, daß Du geschrieben, Du wolltest zwei Bilder herschicken und ihn ersuchen, seine Meinung mir darüber zu sagen, und womöglich die Bilder ausstellen zu lassen. „Ja, sie müssen recht schön und gut gemacht sein," sagte er, „wenn sie ausgestellt werden. Dann schreiben Sie nur Ihrem Sohn, er soll nicht an mich schreiben, denn das Schreiben ist mir verhaßt. Ich lasse mich nie in gar keine Korrespondenzen ein; ich muß sozusagen recht in der Not sein, bis ich mich zum Schreiben hinsetze. Wenn ich die Sachen sehe, so will ich Ihnen meine Meinung darüber sagen. Übrigens können Sie auch noch zu andern Künstlern gehen, welche dieses Fach noch besser kennen, z. B. Herr [Landschaftsmaler Jakob] Meyer im Meyershof [an der Münstergasse] oder Herr [Landschaftsmaler J. J.] Ulrich. Kennen Sie diese nicht?" „Nein," sagte ich, „ich kenne keinen von beiden." — Ich empfehlte mich nun bei ihm und ging. So freundschaftlich und geschwätzig er mir vorgekommen, so schien es mir doch, als wollte er sich gerne ablehnen. Noch etwas sagte er mir: ob Du inzwischen nichts verdienen könntest, z. B. etwa kolorieren. — Nein, sagte ich, diese Arbeit sei Dir verhaßt ... „Daß Ihr Sohn nicht gern koloriert, dünkt mich kurios. Es soll sich keiner schämen zu arbeiten, sei es, was es wolle. Ich kenne einige große Künstler, welche keine Mittel von Hause hatten, welche solche Arbeit taten, nur um sich momentan Geld zu verdienen. Einer ging sogar auf der Akademie in eine nahe gelegene Fabrik und malte auf Tabakdosen, Teebretter usw." — Ich ging endlich fort, und zwar mit schwerem Herzen.

Du hast nun in kurzer Zeit vieles erfahren, hast auch einen Vorschmack von Not und Mangel; allein es könnte mit der Zeit noch schlimmer kommen. Nicht, daß ich Dich von Deiner Kunst abhalten will, aber meine mütterliche Meinung darf und muß ich Dir doch sagen ... Frau Dekan glaubt indessen auch nicht, daß Du ein ausgezeichneter Künstler werden könnest, sondern nur ein mittelmäßiger ...

Was hast Du doch von einem Leben, wenn Du mit Not und vielen Schwierigkeiten Dich durch die weite Welt schleppen mußt, um höchstens Dir nach dem Tode ein bißchen Lob und Ruhm zu erwerben! während Du in Deiner Heimat ein bequemes Leben und Deiner Mutter Freude und Erleichterung machen könntest. Herr Vogel sagte als ein erfahrener Kenner und Künstler, daß er niemals imstande wäre, seine Familie von seiner Kunst zu ernähren, obgleich man überall sagt, daß die Leute sehr einfach und häuslich leben. Bedenke daher Deine Zukunft! Gott leite Dein Schicksal zu Deinem und meinem Glücke! ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 9. September 1841.] Ich melde Dir hiermit den Empfang des Geldes sowohl als Deines werten Briefes und muß Dir gestehen, daß ich das Paket nur mit Angst eröffnete, weil ich wußte, daß nur durch liebevolle Aufopferung und Entbehrung von Deiner Seite die Sendung dieses Geldes möglich geworden war. Desto unerwarteter und befremdender mußten mich Deine Berichte von Herrn Vogel und Frau Schinz berühren, und wirklich sind solche Aussprüche von Leuten, die sonst mehr Kenntnis besitzen, hart zu verdauen. Daß Herr Vogel ungern in die Sache einging und sie sogar ablehnte, mag daher kommen, daß Du zu ihm gegangen bist, bevor er etwas von mir gesehen hat. Er urteilte halt nur nach Steiger usw. und vermutet wahrscheinlich in mir einen der gewöhnlichen Koloristenlehrjungen, welche derselbe sonst zu halten pflegt ...

Die Gründe und Ansichten Herrn Vogels, das schwere Auskommen, die nötigen Talente usw. betreffend, sind mir ebensooft schon von Anfang an von allen Leuten vorgeleiert worden und werden jedem jungen Menschen gesagt, daß es eigentlich gar keine Künstler mehr gäbe, wenn jeder darauf horchen wollte. Es ist nur die Frage, welche auch Du mir stellst und welche ich ebendeswegen jetzt frisch wieder reiflich überdenke, ob ich wirklich zum Maler geschaffen sei und die nötigen Talente habe, oder nicht. Hier muß ich nun bemerken, daß mir von allen Leuten, Kennern und Nichtkennern, weder in Zürich noch hier gesagt worden ist, ich tauge nichts dazu. Frau Dekan Schinz

selbst hat mich nur immer aufgemuntert und gelobt, wenn ich zu ihr kam; und worauf sie nun ihren jetzigen Ausspruch gründet, ist mir nicht recht klar. Wenn man in Zürich nun sagt, ich werde nichts, so kann ich wiederum die Stimme meiner jetzigen Umgebung, die eben nicht aus Mistfinken besteht, auch nicht verachten, und welche mich nur aufmuntert. Wenn ich nun meinen Eifer und die einzige Neigung zur Landschaftsmalerei dazurechne, welche ich immer gehegt, und daß ich mir gar keinen Beruf denken kann, bei dem ich mich besser befinden würde, so denke ich, die Frage ist nicht schwer zu entscheiden. Daß Herr Vogel sagt, er könnte mit seinem Verdienst seine Familie nicht ernähren, benimmt mir das Zutrauen zu seinen andern Aussagen, denn wenn er wollte, so könnte er sechs Familien wie seine ernähren. Daß er sich nicht nach andern Leuten zu richten braucht und seine Gemälde selbst zu behalten vermag, ist kein Grund zu seinen Ansichten.

Dem sei nun wie es will, ich werd' in den nächsten Wochen zwei entworfene und leicht gemalte Landschaften heimschicken und dem Ausspruche unterwerfen. Herrn Vogel werde ich natürlich seinem Wunsche gemäß nicht schreiben; wenn Du meinst, er werde einige Augenblicke zum Ansehen der Bilder verwenden, so kannst Du ihn ja dazu noch bitten. Hingegen werde ich einen Brief an Herrn Ulrich mitschicken und ihn bitten, die Sachen anzusehen.

Indessen würde ich mich, selbst in dem Fall, daß man mir Talent nicht absprächе, nicht besinnen, etwas anderes zu ergreifen, wenn ich Gelegenheit zu einer schicklichen Stelle finden würde. Daß ich kein eigentliches Handwerk mehr erlernen könnte, oder etwa in einer Handlung als Postbub einstehen würde, wirst Du selbst begreifen; und es möchte daher schwer sein, irgendeinen ordentlichen Platz zu kriegen, wo ich nicht zu lang umsonst schaffen müßte. Hätte ich Vermögen oder Unterstützung, so würde ich vielleicht nicht ungern die Rechte studieren, aber so wird es am besten sein, ich bleibe bei meinem Leisten, und werde in diesem Entschluß durch das Beispiel von tausend andern bestärkt, die nur durch Not und Erfahrungen aller Art auf einen grünen Zweig gekommen sind . . .

Der Frau Dekan Schinz wirst Du schon das Nötige für mich sagen zur Danksagung; es ist mir nicht sehr lieb, etwas von Leuten annehmen zu müssen, welche doch glauben, es sei schlecht angewendet.

Was meinen neuen Rock betrifft, so war derselbe schon notwendig ... Herr Vogel mag wohl sechs Jahre lang in einem abgeschabten Rock umhergegangen sein. Es war wahrscheinlich unter den damaligen Künstlern so Mode. Hier geht es einmal nicht; denn München ist noch ziemlich kleinstädtisch, wo man auf dergleichen Sachen so gut sieht wie in Zürich.

Einstweilen kann ich nur mit wenigen Worten für Deine Güte danken; jedoch versteht sich's, daß Du, im Falle Du meinem Plane entsprechen wirst, die vier Louisdor sogleich an dem Gelde, so Du für mich borgst, abziehen wirst, damit Du in Deiner häuslichen Rechnung nicht zu kurz kömmst ... Bis dahin muß ich Dich nur wieder bitten, die Sache doch nicht so schwer aufzunehmen: die Not ist gar nicht so groß, und wenn ich denken muß, daß Du meinetwegen immer in Sorgen seiest, so verbittert und verleidet mir dies alle Arbeit.

[München, 19. September 1841.] Da ich nun die zwei Bilder, welches in Öl gemalte Skizzen sind, fertig habe, so berichte ich Dir hiermit dieses, bin aber genötigt, Dir noch einiges vorzustellen, eh' ich sie wegschicke. Das Resultat oder die Meinung Herrn Vogels oder Ulrichs in Zürich weiß ich schon; denn sie werden eben nicht viel anders sagen können als die Künstler in München: es gefalle ihnen uff. Daß sie Dir raten würden zu dem bewußten Entschluß, nachdem sie die Sachen gesehen, ist mir ziemlich gewiß. Nun sind aber die Bilder etwa sechs Fuß lang und fünf Fuß breit. Das Material dazu ist mich schon auf sechs Gulden gekommen. Ich muß noch eine Kiste machen lassen, welche auch auf einige Gulden kommt, und die Fracht wird acht bis zehn Gulden kosten. Nun habe ich gedacht, ich wolle Dich vorher noch fragen, ob Du vielleicht so viel Vertrauen zu mir hast und Dich zu der vorgeschlagenen Unterstützung entschließen könntest, ohne daß ich die Sachen schicke, weil dadurch über fünf Taler erspart wird und ich zugleich an Zeit gewinne, oder ob ich sie wirklich schicken soll. Mir ist es gleichgültig, sie liegen bereit.

Künftigen Sommer ist wieder Ausstellung in Zürich, und da werde ich, weil dann die Fracht mich nichts kostet, mehrere Sachen hinschicken, die mich mit Ehren vor denen herausbeißen sollen, welche glauben, es werde nichts aus mir. — Noch ein anderer Grund läßt mich wünschen, bald Geld zu haben. Ich habe nämlich Gelegenheit, mit ein paar sehr geschickten ältern Künstlern ins Gebirg zu reisen, um dort Studien zu machen, was mir von großem Nutzen nicht nur im Lernen, sondern auch im Verdienen sein würde. Allein die vier Louisdor, welche Du mir so gut warst zu schicken, reichen nicht für den ganzen Herbst hin, und wenn ich warten muß, bis die Sachen in Zürich ankommen und gesehen und beurteilt worden sind, so wird es zu spät dazu. Sei also so gut und schreibe mir vorher noch, ob ich sie verpacken soll oder ob Du mir auf Treu und Glauben das Geld aufnehmen willst. Sollte dies letztere der Fall sein, so müßtest Du aber sogleich ohne Aufschub die Sache besorgen, denn es ist besser für Dich und mich, wenn es vorüber und man der Sorgen ledig ist.
Ich gehe öfters in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in die katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessenungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, wiederzukäuen ...
[11. Oktober 1841.] Liebe Mutter! Deinen werten Brief vom 4. dieses habe ich durch [den Maler Felix] Bleuler, den Taubstummen, richtig erhalten, und benutze nun die Abreise eines guten Freundes von mir, Dir wiederum Nachricht von mir zu geben. Es ist nämlich Herr Bendel, Maler von Schaffhausen, der für einige Zeit heimreist und Dir diesen Brief überbringen wird. Er ist einer meiner besten Freunde und hat mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen. Ich bin ihm auch noch drei Taler schuldig, welche ich ihm, da ich noch kein Geld erhalten, nicht geben konnte, und ersuche Dich daher, ihm auf Abzug des Geldes, das Du mir schicken wirst, dieselben auszubezahlen ...

Meine Angelegenheiten betreffend, tut es mir leid, daß Du so viel Sorge deswegen hast, und ich glaube, es wäre vielleicht von Anfang an das beste gewesen, wenn Du sogleich zu einem Sensal gegangen wärest. Daß Herr Onkel es nun besorgt, macht mir keine gute Hoffnung; denn wenn er auch seine Stimme dazu gibt, so ist es jetzt Jagdzeit, und er wird schwerlich sich sogleich Zeit dazu nehmen können. Indessen werdet Ihr jedenfalls die Sache durch die Post und nicht etwa durch den Boten betreiben. Wenn das Ganze unterbleiben würde, so wäre mir dies freilich keine gute Nachricht, denn ich habe mich nun schon darauf verlassen und schon seit einigen Wochen meine Zeit und Arbeit daraufhin eingerichtet. Ich bitte Dich innigst, doch so schnell als möglich zu machen, indem ich nur Zeit und Geld inzwischen unnütz verbrauche, denn ich muß noch einige Zeit ins Gebirge, und wäre es erst im November.

Was das Gelingen und Ende meiner Pläne betrifft, so ist gerade der Überbringer dieses Briefes ein Trost für mich. Auch er hatte im Anfange hier keine Hilfe von Hause und mit tausend Schwierigkeiten und Sorgen zu kämpfen, so daß er schon glaubte, die Kunst aufzugeben, und jetzt steht er sich doch über 1000 Gulden jährlich. Er ist schon bei acht Jahren hier.

Wenn Du ihn etwa zu einem ordentlichen Mittagessen einladen kannst, so ist es für mich eine Gefälligkeit, jedoch kommt's nur darauf an, ob es Dich nicht geniert. — Ich verreise heut mit dem Dampfwagen nach Augsburg für ein paar Tage, um im Lechtale einiges zu zeichnen, und zugleich den Herrn Bendel zu begleiten.

Mein Kopf ist wieder behaart, schon lange, aber dennoch sind zwei verdächtige Winkel darauf, welche keine guten Aspekten machen. Meine Stirne wird auf jeden Fall ein wenig hoch werden ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 7. Dezember 1841.] Lieber Sohn! Zuerst muß ich Dir meinen Schrecken melden, den ich Deinetwegen hatte. Letzten Samstag wurde ich auf das Stadthaus berufen. Herr Stadtpolizeisekretär Wild war da und fragte mich folgendes: „Haben Sie ein Sohn?" — Ja. — „Wo ist er?" — In München. — „Was ist er?" — Ein Maler studiert er. — „Hat er

Ihnen erst geschrieben?" — Ja. — „Hat er Ihnen um Geld geschrieben?" — Ja. — „Schicken Sie ihm?" — Ja. — „Haben Sie keine Gründe, ihm keines zu schicken?" — Nein, ich weiß keine. — „Hat er noch väterliches Vermögen?" — Nein. Ich bitte Sie, was bedeuten die Fragen?

Ich stand dort voll Schrecken und konnte kein Wort mehr sprechen. Er bemerkte dieses und sagte weiter: „Es ist nicht so gefährlich. Ich will Ihnen sagen: die Polizei von München hat an die hiesige geschrieben, daß er einige Schulden habe, die er pflichtmäßig anerkannt und angegeben habe, daß er Geld von Hause erwarte; desnahen will die Polizei dort wissen, ob es wahr ist. Denn sonst machen sie es kurz: man nimmt ihm weg, was er hat, und schickt ihn sofort zur Stadt hinaus. Drum sag' ich Ihnen, wenn Sie Gründe gegen Ihren Sohn haben von Leichtsinn und Liederlichkeit, so müssen Sie ihm kein Geld schicken. Sie können ihn der Polizei überlassen. Ich kenne Ihren Sohn. Hier hat er mit leichtsinnigen Burschen Umgang gehabt, wann er dort auch solche hat, mag er wohl in Schulden gekommen sein. Sie können aber machen, was Sie wollen." — Mit künftiger Woche, sagte ich, werde ich Geld schicken. — „Nun, so wird die hiesige Polizei berichten, daß er kein väterliches Vermögen mehr habe, hingegen werde er von seiner Mutter Unterstützung erhalten, womit er die Schulden decken könne."

Mit diesem konnte ich wieder abtreten ...

Mit nicht geringer Mühe und Umtrieb ist es mir endlich gelungen, 300 Gulden [auf das Haus, gegeben von der Frau Dekan Schinz] zu bekommen; für jetzt aber nur die Hälfte, 150 Gulden, welche Summe Du nun erhältst; die andere Hälfte kann ich erst auf Ostern haben. Von Herrn Onkel hatte weiter keine Hilfe, als auf mehreres Hin- und Herschreiben einen Bürgschaftsschein ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 20. Dezember 1841.] Liebe Mutter! Beiliegend überschicke ich Dir meinen Paß, welchen ich wieder auf ein Jahr verlängern lassen muß, mit der Bitte, daß Du denselben sogleich besorgest, damit ich ihn bald wieder erhalte. Die 150 Gulden habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine

Güte und Mühe und Sorgen, die Du deswegen gehabt hast. Ich kann gut begreifen, daß Du viel Kummer haben mußt bei meiner jetzigen Lage, bin aber auch ebenso sicher, daß es mit der Zeit anders werden wird; und wenn kein Mensch mehr meiner sich annimmt, so muß ich freilich eine Zeitlang in kümmerlichen Umständen leben, werde aber über kurz oder lang desto unabhängiger sein; und ich werde allen zu danken wissen, was sie mir getan.

Was die Geschichte mit der Polizei betrifft, so kam das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit, aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern von Verdienstlosigkeit ...

Die 300 Gulden betreffend, so hätte ich jetzt das Ganze mehr nötig gehabt als zu Ostern; denn ich muß Dir nur gestehen, daß die 150 Gulden nicht ganz hinreichten für meine Schulden, was Du vielleicht nur begreifen könntest, wenn Du an meiner Stelle wärest und für jedes Stückchen Brot Geld in der Hand haben und als Fremder für alles doppelt soviel geben müßtest, als die Einheimischen ...

Ich weiß am besten, was meine Schuld ist und was nicht, und werde, so Gott will, noch alle die naseweisen alten Lebensprediger, die trotz ihren klugen alten Tagen noch nie allein ins Leben hinausgeworfen waren, und trotz ihren Erfahrungen, mit denen sie sich brüsten, noch nicht das eigentliche Unglück erfahren haben, zu beschämen wissen. Die 300 Gulden werde ich, wenn mir Gott Gesundheit und Leben schenkt, noch vor sechs Jahren abzahlen. Schreibe mir, wenn die Zinse jährlich verfallen sind.

Ich kann Dich nur noch einmal bitten, auf Gott und meinen besseren Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben,

sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen ...

[München, 21. März 1842.] Liebe Mutter! Deinen letzten Brief mit dem Passe habe ich erhalten und bedaure herzlich, daß er Dich so viele Mühe und Geld gekostet hat. Ich habe mich bis jetzt so knapp durchgebracht, das heißt auf Borg; denn ich studierte immer für mich und habe nun bald ein Bild fertig, welches ich auf die Zürcher Ausstellung schicken werde ... Kaufen sie es aber nicht, so kann ich es sicher in Deutschland verkaufen. Meine Aussichten sind nun heiterer geworden, in dem Maße, als ich mehr gelernt habe, und ich hoffe, bald endlich ein solides gesichertes Leben führen zu können, wenn mir Gott Gesundheit schenkt. Wenn ich nur einmal aus dem alten Pech hinaus bin, so wird das Geld auch wieder Segen bei mir haben ...

Letzten Februar hatte ich einen Unfall. Der Kunstverein hier kauft alljährlich eine Menge Bilder, welche dann verlost werden. Die Verlosung war am 16. Februar. Der Verein hatte noch eine Summe Geldes übrig, welche noch verwendet werden mußte, aber es waren nicht genug Gemälde zum Verkauf da. Man lud daher mehrere Künstler ein, etwas einzusenden, und ich wurde auch gefragt, ob ich vielleicht etwas Fertiges hätte, das ich zu verkaufen wünschte; wenn ich ein kleineres Bild zu 60 bis 80 Gulden hätte, so wolle man es nehmen. Ich lief vergnügt nach Hause und sah nach, fand eine Landschaft, die ich vor mehreren Monaten schon gemalt hatte, und zeigte sie vor. Man fragte mich um den Preis; ich sagte sechs Louisdor. Wurde angenommen. Nur wollte ich noch eine kleine Abänderung machen. Ich pechierte wieder heim, pinselte noch schnell daran herum, und weil die Verlosung schon in zwei Tagen vor sich ging, so stellte ich das Bild an den Ofen, damit es schneller trockne, und verfügte mich darauf in die Kneipe, um ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken. Ich sah das Bild nicht mehr an, bis an den folgenden Morgen, und da ich es da vom Ofen wegnehmen wollte, siehe — da war meine arme Landschaft von oben bis unten angebrannt. Fahret hin, ihr teuren 60 Gulden! Ihr könnt Euch denken,

wie ich geflucht habe, denn ich hatte nichts anderes fertig, das ich hätte verkaufen können.

Da Du mir geschrieben hast, Frau Dekan Schinz werde auf Ostern noch 150 Gulden hergeben, so rechnete ich auf dieses Geld und habe das Bild gemalt, welches ich nach Zürich schicken werde; daher habe ich natürlich in der Zeit nichts verdient, und da ich, sobald das Wetter schöner wird, notwendig aufs Land gehen muß, so muß ich Dich demütigst bitten, mir diese letzte Ladung doch gleich zu schicken, sobald Du sie erhalten hast, und zwar ganz, denn ich möchte mich gern von allen Schulden und Scheißereien freimachen und doch ein Stück übrigbehalten, um aufs Land zu gehen. Ich habe dann 600 Gulden erhalten in den zwei Jahren, seit ich hier bin. Viele brauchen mehr in einem Jahre, es gibt auch welche, die nur 250 Gulden jährlich brauchen, aber dies ist mir rein unmöglich, ich müßte meine ganze Natur umändern, und ich bilde mir ungeheuer viel ein, daß ich nur so wenig gebraucht habe, denn ich hätte noch 600 Gulden Schulden machen können, wenn ich gewollt hätte . . .

Der Maler Hegi erzählt: Am 1. Mai ziehen die verschiedenen Künstlergesellschaften in corpore aufs Land, das Frühlingsfest zu feiern. Es war im Jahre 1842. Gottfried und ich (Wydler war inzwischen abgegangen) verabredeten mitzugehen. Wir gehörten zwar, außer dem Kunstverein, keiner Gesellschaft an, hatten aber überall Bekannte. Mein Freund trug sein spanisches Rohr als Waffe bei sich, ich den Ziegenhainer. Außerhalb der Stadt schlossen wir uns dem Zuge an.

Ein wonniger Frühlingsmorgen brachte die Teilnehmer in die entsprechende Stimmung. Die erquickende Luft, das Knospen des jungen Laubes ließ jede Mühsal des Lebens vergessen. Das Ziel unserer Wanderung bildete der Wald von Großhesselohe [etwa 9 km südlich der Stadt, über der Isar]. Über den Bäumen lag erst ein grüner Hauch, der den Sonnenstrahlen nicht verwehrte, uns kräftig warm zu halten. Auch für die leiblichen Bedürfnisse war bestens Sorge getragen. Gefüllte Bierwagen standen unter den Bäumen, und ganze Hämmel schmorten am Spieße. Wir versahen uns mit einem schäu-

menden Kruge und ließen uns an einem hübschen Plätzchen nieder. Man pflanzte die Stöcke hinter sich in die Erde, hängte Rock und Mütze daran, steckte die Pfeife in Brand und gab sich gemütlicher Plauderei hin. Nach genügender Erfrischung erhoben wir uns zu einem Gange durch den Wald und zum Besuche der verschiedenen malerisch gelagerten Gruppen. Aber was ist denn meinem Gottfried? Er steht da und starrt tödlich erschrocken seine auf dem Boden liegenden Kleidungsstücke an. Kein Zweifel: sein Meerrohr ist verschwunden. Er wirft sich in seinen Rock, stülpt die Mütze auf und ist plötzlich weg. Ich ihm nach, Krakehl befürchtend. Der blieb denn auch nicht aus. Denn wie ein Adler auf seine Beute schießt, stürzte er auf alle Stöcke, die einem Rohr ähnlich sahen, los, riß sie den Trägern ohne ein Wort der Entschuldigung aus den Händen und gab sie ihnen ebenso zurück. Die Erklärung resp. Besänftigung fiel überall mir zu. Glatt lief's nicht immer ab. Der eine nahm es für einen übermütigen Streich, der andere für eine Grobheit und mußte beschwichtigt werden. Dann schnell dem Ergrimmten wieder nach, um neuen Spektakel zu verhüten. Zwischen hinein wurde immer wieder eine Maß getrunken. So ging die wilde Jagd fort, bis alle Hoffnung, den gestohlenen Stock zu entdecken, geschwunden war. Noch eine kurze Rast, aber in gedrückter, düsterer Stimmung. Die Lust zu dem saftigen Hammelbraten war durch die Aufregung längst vergangen. — Zu guter Zeit ordnete sich der Zug der Künstler und setzte sich in fröhliche Bewegung nach der Stadt zurück. Wir zwei aber schlugen stumm einen Nebenweg ein, der über eine Anhöhe längs der Straße hinlief. Noch eine Weile sahen wir die flatternden Banner und hörten Gesang und Musik. Dann wurde es still. Am Abendhimmel stand ein Gewitter. Gottfried Keller setzte sich an den Rand des Weges und fing heftig zu weinen an. Ich suchte ihn lange vergeblich zu trösten und hatte schließlich Mühe, ihn zur Rückkehr nach München zu bewegen. Da ich nicht von seiner Seite wich, erhob er sich endlich und schritt mit mir durch die Nacht der Stadt zu.

Damals konnte ich mir nicht erklären, daß der Verlust des Stockes ihn so gänzlich außer Fassung gebracht hatte. Später begriff ich es.

Es war nur der letzte Tropfen in den übervollen Becher des Kummers. Seine unsichere, ärmliche Lage, fehlgeschlagene Künstlerhoffnungen bedrückten und bestürmten sein aufgeregtes Gemüt, und die Wellen warfen das Schiffchen nach allen Seiten.

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 10. Juni 1842.] Liebe Mutter! Am 11. Mai habe ich mein Bild, welches ich für die Zürcher Ausstellung bestimmt habe, der Fuhre übergeben. Der Fuhrmann sagte mir, daß es in zwölf oder dreizehn Tagen nach Zürich kommen werde; ich glaubte also, das Bild sei schon längst dort und wunderte mich, daß ich noch keine Nachricht darüber erhielt. Heute bekommen Hegi und ich einen Brief von einem Freunde namens Tschudi [Friedrich von Tschudi, 1820—1886, St. Gallen, Geistlicher, Staatsmann und Schriftsteller (Tierleben der Alpenwelt). Er hatte als Student auf der Reise nach Berlin Keller in München kennengelernt], welcher in Zürich studiert und mir schreibt, daß er mein Bild vergebens auf der Ausstellung gesucht habe, und daß es gar nicht dort sei. Ich bin daher sehr besorgt, indem ich nicht nur die Arbeit von zwei Monaten, sondern auch ein Rahmen, der mich 22 Gulden kostet, damit verloren ginge, wenn es zum Teufel wäre. Auf jeden Fall ist es mein Nachteil, denn wenn es auch endlich noch ankommt, so wird es zu spät zum Verkaufe sein ... Sei so gut und schreibe mir doch sogleich, ob es noch nicht da ist, wenn mein Brief ankommt, und frage bei der Künstlergesellschaft nach. Denn es ist auch in dieser Hinsicht ärgerlich, weil die Herren meinen könnten, ich wolle sie zum besten haben, wenn ich schreibe, daß ich etwas schicken wolle, sie es in den Katalog setzen, und dann nichts kommt. Meine Schuld ist es nicht ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 11. Juni 1842.] Lieber Sohn! Heute habe ich Deinen Brief erhalten, und damit Du nicht länger in Besorgnis sein mußt, berichte Dich sogleich, daß Dein Bild seit heut acht Tag ausgestellt ist. Statt dreizehn Tag war es achtzehn auf der Reise. Den 28. Mai ist es hier angekommen und blieb in einem Zimmer, wo die angekommenen Bilder alle ausgepackt wurden, liegen bis den 4. Juni. Alle, die Dich kennen, waren

begierig, dieses Stück zu sehen, weil Dein Name im Katalog, das Bild mit der Nr. 104 bezeichnet war. Allein über drei Wochen fand sich diese Nummer nirgends. Ich selbst war ärgerlich über Dich und dachte, was wohl die Herren von Dir denken werden. Endlich vernahm ich eben heut acht Tag von einem Abwart bei der Ausstellung, daß dein Bild dort in einem Zimmer sei, erstens wegen Mangel an Platz, zweitens weil es, ganz voll Dreck und Mist, auf der Fuhre von Regen verdorben sei und nicht konnte ausgestellt werden. Das war mir ein nicht geringer Schrecken. Ich fragte diesen, ob ich das Bild nicht sehen könnte. Ja, sagte er, ich soll nur mit ihm kommen, indem er ein Schlüssel bei sich hatte. Ich ging und sah mit Bedauern die Kotspritze und Mist auf dem Gemälde. Auf dem Heimwege ging ich zu Frau Dekan und sagte ihr dieses Mißgeschick. Sie gab mir den Rat, zu einem gewissen Herrn Bernhard im Bleikerweg zu gehen. Dieser sei auch in der Künstlergesellschaft und ein guter Sachkenner; obgleich kein Künstler, so könne er ganz verdorbene Bilder wieder in Ordnung bringen. Ich säumte nicht und ging hin. Er hatte schon Kenntnis von Deinem Bilde; er habe es selbst ausgepackt, sagte er, allein bis dahin habe er noch kein Auftrag erhalten, es in Ordnung zu machen. Er habe an dem Bilde viel Gutes bemerkt, aber besser wäre es, wenn's viel kleiner und etwas nach der Natur wäre; so wäre es viel verkäuflicher. Die Herren, welche in der Kommission bei der Auswahl seien, wählen nur die ausgezeichnet schönen Bilder, und überdies gehe es sehr schlecht mit den Aktien, da bis dahin bloß vier Stück in die Verlosung genommen wurden, und diese seien noch nicht bezahlt ... Ich ging zu Herrn [Zeichenlehrer und Kupferstecher] Oberkogler [aus Augsburg], welchen ich kenne und bat ihn, etwas beizutragen. Er versprach sein Möglichstes zu tun, sagte aber dabei, das Gleiche, daß es sehr schlecht gehe, weil eben kein Geld vorhanden sei. Das Bild habe er gesehen: es habe recht gute Stellen, allein die Herren wählen ausgezeichnete Stücke.

Ich wagte noch einen Schritt und ging mit Zittern zu Herrn Burgermeister Heß, welcher [als Präsident des Kunstvereins] bei der Auswahl ist. Ich wurde sehr freundschaftlich empfangen. Ich ersuchte

ihn, wenn das Bild untadelhaft sei, daß es möchte in die Verlosung aufgenommen werden. Er sagte, er habe es noch nie gesehen, wolle mir nur sagen, daß man die schönsten Gemälde auswähle; freilich habe man auch schon von jungen Künstlern, welche Talent verraten, angekauft; aber eben beklagte er sich wie die vorigen Herren über Geldmangel . . .

Gestern ging ich auf die Ausstellung mit Regula und noch mehreren Bekannten, weil bloß die Freitage in der Woche frei sind. Dein Bild befindet sich im zweiten Zimmer an einem schönen Platze (es sind fünf Zimmer voll Gemälde); es wurde mit großen Augen von uns Nichtkennern bewundert. Ich stand lange mit Nachdenken dabei und berechnete eben die Kosten der Rahme und die Zeit der Arbeit. Und dann wieder die Besorgnis, wenn es hier nicht verkauft wird. Freude und Kummer wechselten stets meine Gedanken.

Ich ging wieder zu Frau Dekan, weil sie auch etwas Einfluß hat. Sie sagte, daß sie Donnerstag den ganzen Nachmittag dort gewesen. Das Bild habe ihr ziemlich gefallen. Herr Burgermeister nebst den anderen Herren seien gerade auch dort gewesen. Sie hörte, daß Herr Burgermeister den Herrn einen sehr artigen Antrag gemacht, indem er sagte, dieser junge Künstler sei ihm indirekt empfohlen worden; er wünschte, wenn es möglich wäre, daß dieses Gemälde in die Verlosung gewählt würde. Es freute Frau Dekan sehr, besonders weil er mich als Mutter nicht genannt hatte. Es wurde zwar wenig darüber gesprochen; sie zweifle, daß es gehen werde . . . Im Falle, ich vernehme, daß das Glück noch kommt, so will ich Dich berichten, wo nicht, so werde ich das Mißgeschick mit Stillschweigen tragen . . . Noch fällt mir ein, daß ich Dir die Ursache nicht gesagt, warum Dein Bild auf der Fuhre verdorben wurde. Weil der Deckel auf der Kiste von dünnem schlechten Holz gewesen und in der Mitte zerrissen, mithin Regen und Staub durchfließen konnte. In Zukunft mußt Du solchen Sachen besser nachsehen.

[Zürich, 8. Juli 1842.] Obgleich Dein Bild hier leider nicht in die Auswahl gekommen, so muß ich Dir doch noch einmal darüber schreiben. Das eine wird Dich ermutigen, das andere wird Dich ärgern.

Die Ausstellung wurde also für acht Tage verlängert, bis Mittwoch, den 22. Juli. Ich faßte noch den Mut und ging Montag, den 20. zu Herrn Vogel im Berg, hauptsächlich, ein richtiges Urteil über Dein Bild zu vernehmen. Er war sehr freundschaftlich und sagte: „Mit Freuden kann ich Ihnen sagen, daß mir das Ganze sehr gut gefallen, bis auf die Luft. Das Gewölk ist viel zu schwer und zu dick. Es sollte viel leichter und reiner sein. Bemerken Sie ihm dies, wenn Sie schreiben. Sonst verrät das Bild sehr viel Fassungskraft und Erfindungsgeist. Ich kann Ihnen sagen, daß ich dieses nicht von ihm erwartet habe. Ich habe mich beim Anschauen des Bildes sehr verwundert. Ich hoffe, daß er später schöne Sachen liefern könne."

Auf dieses erfreuliche Urteil empfahl ich Dich, wenn er etwas zum Verkauf beitragen könnte. „Ja, das hängt einzig nur von den Herren der Auswahl ab", welche er mir nannte, unter welchen einer war, den ich nicht wußte: [der Spital- und Stiftspfleger] Herr Ziegler („Hasenschart") im „Egli", welchen ich gut kenne. Dies bereute ich so spät zu vernehmen, ging aber sogleich noch hin. Er war auch sehr höflich, suchte Dich auf im Katalog und fragte nach dem Preise des Bildes. „Da steht nichts und bei dem Bilde ist auch nichts. Wenn man etwas verkaufen will, so muß man doch ein Preis beifügen; sonst nimmt man an, es sei nicht zum Verkauf da." Ich sagte, daß gewiß ein Preis müßte da sein, wenn ich nur wüßte, wo ich mich erkundigen könnte. „Gehen Sie zu Herrn Hardmeyer [Lehrer an der Industrieschule] und sagen, Sie seien bei einem Herrn von der Auswahl gewesen, er möchte so gut sein und nachsehen und dann den Preis noch dem Bilde beifügen. — Als ich zu Herrn Hardmeyer kam, wußte er auch nichts. Er habe gar nichts bei Händen als Deine frühere Anzeige. Dieser wies mich zu Maler Huber, welcher die Kisten geöffnet. Ich rennte wieder zu diesem, wurde aber auch wieder leer abgewiesen: er wisse von keinem Preise; es sei sonst gebräuchlich, daß jeder Künstler ein Brief oder etwas an die Künstlergesellschaft schreibe, allein da sei nichts. Ich stutzte und konnte dies nicht begreifen. Es muß etwas hier sein, sagte ich. Er wurde böse und schnurrte: „Dies

Bild ist nicht einmal fertig; es hat gute Stellen darin, aber zum Verkaufe ist es gar nicht vollendet." Ich ging ärgerlich fort und dachte nun weiter. Da fiel es mir ein, daß ich von einem Angestellten, welcher bei der Eröffnung der Kisten gewesen, gehört, das verdorbene Bild habe den Wert von 15 Louisdor. Diesen suchte ich auf und fragte, woher er dieses wisse. „Es ist auf einem Papier am Deckel", sagte er. Ich verlangte in das Zimmer und siehe! an der Wand stand der Deckel mit Deiner Schrift anpetschiert.

Ich nahm dieselbe sachte hinweg, ging wieder zu Herrn Ziegler und zeigte ihm die neidische Bosheit von Maler Huber. Dieser sagte, es sei nicht schön von Huber. Ich schimpfte, daß dies sehr gering sei, ein junger Anfänger in der Fremde, der seinen Gewinnst so notwendig hätte, auf solche Art zurückzusetzen. „Ja, dies war auf jeden Fall nachteilig für ihn," sagte er, „aber es ist vielleicht auch übersehen von ihm." Natürlich! Er wollte ihm nicht wehe tun. Ich brachte dann die Schrift Herrn Hardmeyer und sagte ihm das gleiche. So bin ich den ganzen Tag herumgelaufen und hat am Ende nichts genützt, als daß die falsche Hintergangenheit noch durch mich ans Licht gekommen. Ohne mein Treiben wäre vielleicht Dein Bild samt Staub und Mist nach Bern gereist und in Zürich unbeachtet geblieben. Wenn es nur dem Himmel gefällt und dort besser geht. Aber eben, dort ist niemand, der Dich kennt und empfehlen könnte. Hingegen glaube und hoffe ich, wenn Du wieder einmal etwas auf Zürich senden wirst, daß es gewiß angenommen wird. Nur mußt Du Dich dann befleißen, auf bestimmte Zeit zu schicken. Das war eben ein Fehler, von welchem alles herstammt.

Herr Vogel sagte mir noch, daß ich Dir bemerken soll, doch recht fleißig ins Freie zu gehen, um nach der Natur zu zeichnen. Dies sei die beste Lehrerin. — Dies ist nun alles, was ich Dir gerne noch sagen wollte. Jetzt bin ich gesonnen, ein paar Wochen mit Regula nach Glattfelden zu gehen, weil es keine Arbeit mehr hat bis im Herbst. Schreibe mir dann auch wieder einmal, wie es Dir geht! Wir beide grüßen Dich tausendmal. Gott erhalte Dich! Vergesse ihn nie und sei fleißig!

Gegen den Herbst hin erreichte die Not des jungen Malers ihren Höhepunkt. Es war der Anfang vom Ende seines Münchener Künstlerlebens. Er wandte sich an einen jener zahlreichen Nothelfer, die mit der Hilfe den eigenen Vorteil aufs glücklichste zu verbinden wissen, in München Tändler, daheim in Zürich Feilträger genannt. Stück für Stück vierundzwanzig Kreuzer zahlte ihm der Münchner Kollege des Herrn Jakob Hotz für die Gebilde seiner Künstlerhand: Skizzen, Aquarelle, Kartons. Aber allzu rasch war das Geldchen verbraucht. Da blieb er ein paar Tage im Bett, was freilich nichts kostete, aber auch nicht sättigte. Noch besaß er ein halbvergessenes goldnes Ringlein. Er trug's zur Königlichen Münze. Der Herr, der dort hinter einer großen Wanne voll funkelnagelneuer Gulden saß, gab ihm drei dafür. Rasch waren sie in einer Suppenanstalt verausgabt. Und wieder ging er zum Trödler und bot ihm seine Flöte an. Der ließ ihn vorsichtshalber zuerst eine Arie darauf spielen, dann rückte er dreißig Kreuzer heraus. Aber diese glückhafte Geschäftsverbindung sollte dem jungen Maler auch noch Arbeit und Verdienst einbringen. Zwar beabsichtigte der Trödler nicht, sich porträtieren zu lassen, aber er hatte eine kluge Spekulation großzügig eingeleitet, und sie durchzuführen, sollte Gottfried Keller ihm großzügig helfen. Im Oktober wollte der Kronprinz Max von Bayern die Prinzessin Marie von Preußen heimführen. Da brauchte das Volk Fahnen und Fähnchen, die königliche Haupt- und Residenzstadt zu schmücken, und so hatte der Althändler sich reichlich damit eingedeckt. Aber noch befanden sich die Hunderte von Stangen im Zustand entschälter Nacktheit. So entschloß sich Gottfried Keller, doch noch unter die „Kolorierer" zu gehen und in mühselig einförmiger Arbeit für täglich zwei Gulden endlose blaue und weiße Spiralen zu malen. Das schützte vor dem Verhungern. Nun aber wurde ihm das Zimmer gekündigt, da er die Miete nicht bezahlen konnte. Da gab er den Kampf auf.

An Gottfried Keller von Matthias Spinner [einem Zürcher Jugendfreunde, der, Sohn einer armen Näherin, daheim als Kolorierer kümmerlich sich durchschlug].

[Zürich, 15. Oktober 1842.] Du mußt kommen auf Zürich, denn Deine

liebe Mutter spricht immer nur von Dir, wann Du kommest. Sie schaue vielmal auf die Straße, und wenn sie irgendeinen so kleinen Bursch sehe, sagt sie, so meine sie, sie müsse rufen: „Regeli, der Gottfried kommt!" Sie sind beide ganz wohl. Deine Mutter war schon mehreremal bei uns und meine auch schon bei Deiner. Deine Mutter sagte gestern zu mir, sie habe gehört, Du habest einen so großen Bart; sie wolle Dir aber schreiben, Du sollest diesen in München lassen. Ich aber sage Dir: bringe ihn mit! Es wäre schade, wenn Du ihn abschneiden würdest ... Wenn Du nach Zürich kommst, so mach' mir die Freude, daß Du mich besuchst! Wenn ich schon nur der Matthis bin, so glaube mir, ich fühle dennoch mehr, daß Du mein Freund, mein einziger bist, obschon ich mir wohl denken und Dir nicht zumuten kann, daß Du soviel zu mir kommen und so viel mit mir gehen sollst wie früher. Du gehörst jetzt den größern Männern zu ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [München, 24. Oktober 1842.] Die früheren Briefe, worin Du mir über mein Bild geschrieben hast, habe ich seiner Zeit erhalten und daraus ersehen, welche Mühe und Sorgfalt Du angewendet hast, um dessen Verkauf zu bewirken, wofür ich Dir meinen innigsten Dank abstatte. Leider hat's nichts genützt, denn ich habe mein Bild noch nicht verkauft, und ich wäre froh, wenn ich es nur so wieder hätte, um es hier wenigstens des Rahmens wegen verschachern zu können. Ich hatte auch gerade in München wieder Pech. Ich hatte diesen Sommer noch ein Bild gemalt und rechnete darauf, es im Kunstverein verkaufen zu können, was sonst ziemlich sicher ist; da schlug der Teufel zu, daß sie auch hier, wie scheint's in Zürich, kein Geld mehr hatten und nur wenige Bilder von ausgezeichneten älteren Meistern kaufen konnten. Dieser Zustand dauert bis nach Neujahr, wo die Kasse wieder gefüllt wird. Auch bin ich ziemlich sicher, im Frühjahr in Dresden ein Bild zu verkaufen, indem ich einen Herrn vom dortigen Kunstverein kennen gelernt habe, der mir seine Verwendung versprach. Für jetzt aber bin ich in Verlegenheit, denn die verdammten goldenen Rahmen haben mich fruchtlos Geld gekostet oder vielmehr bin ich sie noch schuldig; und der

Winter ist schon da, wo man kurze Tage und kalte Zimmer zum Arbeiten hat, wenn man nicht ein Klafter Holz im Hause hat.
Man kann freilich kolorieren, aber wenn man einmal angefangen hat, so kommt man nicht mehr heraus, weil man dabei nichts ersparen kann, und im Winter schaut gar nichts heraus. Ich habe meine Not einigen älteren Herren geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt wie hier, und nachher wiederzukommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders da ich ein wenig Heimweh verspüre, und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Tinte kommen will ...
Daß ich also heimkomme für ein paar Monate ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Tore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes tun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Reisegeld. Ich erwarte zwar alle Tage mein Bild aus Basel zurück, welches ich auf jeden Fall für 40 oder 50 Gulden an einen Händler verkaufen kann, um Reisegeld zu bekommen, aber da es auf dem Hinweg so unsicher ankam, so könnte es sich jetzt auch leicht verzögern. Ich muß aber bis in zehn Tagen mein Logis räumen und möchte nicht gern noch ein neues mieten vorher. Wenn es Dir also möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich dadurch nicht aufgehalten bin und sogleich fort kann ...
[Frauenfeld, 21. November 1842.] Liebe Mutter! Endlich bin ich bis Frauenfeld gelangt, wo ich mich schon einen Tag aufhalte. Die 30 Gulden hatte ich in München richtig erhalten mit dem gehörigsten Danke, da ich aber damals noch nicht ganz zur Reise bereit war, so verzögerte sich dieselbe noch um acht Tage, wo denn ein Teil des Geldes wieder draufging, besonders da ich allerlei kleine Schulden zahlte. Hegi half mir noch mit 2 Louisd'or aus und ich schob endlich ab. Ich machte aber einen schlechten Reiseplan, indem ich, um wohlfeiler zu fahren, eine Retourgelegenheit nahm, die mich bis Kempten führte. Dort aber fand ich keine weitere Gelegenheit, ich mußte einen Tag liegenbleiben und endlich einen Kutscher teuer bezahlen, um nur fortzukommen.

So kam es, daß ich, als ich nach Konstanz kam, wieder auf dem Hund war. Ich schrieb Müller in Frauenfeld. Er holte mich sogleich samt meiner Bagage mit einer Chaise ab und hat mich nun bei sich einquartiert. Obgleich ich mich sehr nach Euch sehne, da ich einmal so nahe bin, so will er mich doch nicht fortlassen, und ich muß schon noch ein paar Tage bleiben.

Du wirst wahrscheinlich von meinen Hausleuten in München einen Brief empfangen haben wegen 47 Gulden, die ich ihnen noch schuldig bin. Du mußt Dich das nicht anfechten lassen, denn es geht nur mich an, und die Leute werden bezahlt, wenn es mir besser geht, bis dahin müssen sie warten, wie andere Sterbliche auch. Ich werde überhaupt mündlich mit Dir über diese Sachen sprechen. Nur schreibe ich dies, damit Du Dich etwa durch solche Sturmbriefe nicht erschrecken lassest; besonders schicke durchaus etwa kein Geld hin.

Mein Bild habe ich den letzten Tag vor meiner Abreise noch erhalten, aber in welchem Zustande. Der Rahmen ganz ruiniert. Es war lumpenmäßig eingepackt. Es nimmt mich nur Wunder, daß sich die hochmütigen und vornehmen Herren Kunstgönner in der Schweiz nicht schämen, einen jungen Kerl und armen Teufel so um seine Sachen zu bringen. Doch mag ich mich jetzt nicht länger bei solchen Lumpereien aufhalten. Nur noch etwas.

Es hat mir in Lindau, als ich ins Dampfschiff ging und fand, daß ich nicht mehr genug Geld hatte, ein Handlungsreisender, der mich näher gar nicht kannte, Geld angeboten, soviel ich wollte. Ich nahm aber nur 3 Gulden, soviel ich bis Konstanz brauchte. Er sagte, er werde etwa in acht Tagen auch über Zürich kommen, wo er mir's vom „Storchen" aus, wo er immer logiert, sagen lassen wolle. Wenn ich also in dieser Zeit etwa noch nicht dort bin, so sei doch so gut und schreibe ihm ein Billett, daß ich noch nicht angekommen sei, und wenn's möglich ist, so schick ihm die 3 Gulden! Er heißt Herr Altendorf aus Solingen. Doch muß ich enden, denn die Chaise steht vor dem Hause; Müller will mit mir ausfahren in Geschäften. Er ist sehr gut eingerichtet und führt ein beschauliches Leben.

Unterdessen grüßt Euch tausendmal Euer Sohn und Bruder — sowie auch alle im Hause.

Wieder in Zürich

Gottfried Keller selber hat die nun anbrechenden Jahre später den verlorenen zugezählt. Äußerlich betrachtet gewiß mit Recht: der Maler kam in seiner Kunst nicht weiter und der Künstler hatte sich noch nicht gefunden. Aber für den werdenden Dichter waren es Jahre des innern Reifens, der unbewußten Vorbereitung auf den eigentlichen Lebensberuf. Unberaten las er viel und vieles, bis er endlich in Goethe seinen großen Erzieher fand, der ihn zu Einfachheit und Diesseitigkeit anhielt.

Gottfried Keller erzählt: Ohne etwas geworden zu sein, mußte ich nach fast drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Kartons zu ein paar poetischen Landschaften waren so umfangreich, daß ich sie in meinem alten Malkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genötigt war, außer dem Hause einen eigenen Raum dafür zu mieten. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Kartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann ...

Aus Gottfried Kellers Tagebuch. [Eröffnet den 8. Juli 1843 in Zürich.] Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahingibt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung derselben die genußvollsten Stunden.

Diese Worte habe ich vor fünf Jahren, im Heumonat 1838, in meinem neunzehnten Jahre niedergeschrieben, ohne daß ich bis jetzt irgendeinmal ein Tagebuch angefangen hätte. Ich denke aber, es geht mir nicht allein so, und ich habe schon oft geahnt und an mir selbst erfahren (ich müßte denn eine tüchtige Abnormität sein), ich habe schon oft bemerkt, sage ich, daß in der Welt sehr viel Schönes, Wahres, sehr gründlich und solid Scheinendes dem, der es sagt, zur Ehre Gereichendes gesprochen, geschrieben und behauptet wird, ohne daß es dem Autor im mindesten in den Sinn käme, das mit viel Energie Geäußerte auf sich selbst anzuwenden oder auszuüben.

So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch ergangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere schöne Künstlerleben, die bangen, sorgenvollen Tage, die ich erlebt, und sonst noch so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen, die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorüberziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben . . .

Der Hauptgrund aber, der mich zur Führung eines Tagebuches treibt, liegt in der Beschäftigung an sich selber, die sie mir verleiht. Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtstun vorübergehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit verschwinden. Es sind dies die Tage, welche man, gehemmt durch äußere widerliche, oft miserabel kleinliche Umstände oder durch innere Erschöpftheit, Rat- und Mutlosigkeit dahinbrütet, ohne einen frischen Entschluß zur Arbeit fassen zu können. Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen, sondern jahraus jahrein von Morgen bis Abend arbeiten können. Ich meine hier nicht die Handarbeiter, sondern die Geisteshandlanger, die glücklichen Wesen, welchen materiell kein Augenblick verlorengeht, den sie nicht benutzen können, wie man Nadel und Zwirn, Waschwasser und dergleichen benutzt, welche mit der unerträglichsten, selbstzufriedenen Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen, und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts tun,

nichts denken, nichts sehen, sondern ihren Gänsebraten verzehren und mit Weib und Kind hinausschlendern, nicht um Wald und Au zu sehen, vielmehr um Basen und Gevattern anzutreffen und den feinen, wohlkonservierten Sonntagsrock zu lüften, welche nur sprechen: Heute ist Feiertag! und sich dann von allem Denken so wohl verwahren können, wie man sich vor dem Sonnenschein schützt, indem man nur in den Schatten tritt. Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten ersprießlichen Fleiße, mit den späteren Jahren auch feurigeren und kräftigeren Naturen, wenn sie lange genug gekämpft haben, zuteil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber traurigerweise total wird.

Ich aber bin noch nicht, noch lange nicht so weit, daß alle meine Entwürfe, oder auch nur der kleinere Teil davon, so gediegen, klar und unabänderlich wären, daß nicht Tage, ja Wochen und Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit kämen, wo nichts ans Sonnenlicht dringen will in freudiger Klarheit. Es gibt Zeiten, wo man, geschweige einen warmen Menschen, nicht einmal ein warmes lebendiges Buch zur Hand hat, an dem man sich bereichern und erquicken könnte. In diesen Zeiten soll das Tagebuch mein Trost sein. Wenn ich einen lieben langen Tag nichts Bleibendes getan habe, so will ich wenigstens dies hineinschreiben, und dann wird das Buch mir entweder einige Gedanken geben oder einige entlocken, so daß doch etwas, daß doch einige Worte zurückbleiben von der luftigen Blase, der Zeit ...

Dies Tagebuch soll mein Wanderbuch sein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde; und der grüne Faden, der dasselbe durchzieht, ist die Hoffnung; und das Siegel, das diesen grünen Faden abschließt, ist der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wenn dann die Menschen mich auslachen und sagen werden: „Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest",

so werde ich zu ihnen sagen: „Ihr Toren, jetzt geht die Hoffnung erst recht an!" . . .

[Den 9. Julius.] Heute habe ich [E. T. A.] Hoffmanns Biographie von Hitzig fertig gelesen und mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere. Ein Leben wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten. Ein Leben aber wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hilfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost, und weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu tun und zu lassen haben, als alle Moral . . . Hoffmann war Musiker, Dichter und Maler. Doch glaube ich, daß sein Ruf hauptsächlich nur noch in seinen literarischen Werken lebt. Da ich nicht Musikkenner bin, so kann ich in dieser Hinsicht nicht urteilen . . . Was aber die Bildende Kunst angeht, so mag seine Malerei wohl mehr in seinem Enthusiasmus dafür und in dem, was er selbst soviel darüber gesprochen hat, bestehen, als in seinen eigentlichen künstlerischen Werken. Er müßte eben nicht Hoffmann gewesen sein, wenn er nicht gute und phantasievolle Karikaturen gemacht hätte. Was ich aber Ernsthaftes von ihm gesehen, das erhob sich nicht über das Mittelmäßige und meistens Geschmacklose seiner Zeit, in der die herrliche Richtung, die Cornelius und seine Schüler der deutschen Kunst gaben, eben angebahnt wurde . . . Da Hoffmann ein Genie war und großen Drang zur Malerei hatte, so zweifle ich keineswegs, daß er ein großer Maler geworden wäre, wenn er die strenge und berufsmäßige Bildung erhalten hätte, welche die Bildende Kunst verlangt. Ein Genie, das viel gelesen hat, kann

gewiß etwas Gutes schreiben, ohne seine Jugend auf Universitäten zugebracht zu haben, denn der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der Bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke Eines, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Überzeugung und mit der feurigsten Phantasie kann man keine schöne klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eigenen Hand jahrelang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig, unter guter Anleitung gezeichnet und studiert hat ...

Ich, der ich zu jeder Zeit einen vollen Pokal, verbunden mit dem Rundgesang fröhlicher, braver Gesellen liebte und demselben meine schönsten und freudigsten Stunden, bisher wenigstens, verdankte, ich habe nun gesehen, wohin es führt, wenn man sich diesen Freuden der Geselligkeit systematisch überläßt, und das herrliche Sonnenkind, den Wein, als Zweck und nicht als Mittel zur Freude betrachtet. Nein! Diese goldenen Becherstunden müssen nur wie seltene Meteore mit ihrem Sang und Klang in unsere Erdennächte hineinleuchten, wenn sie uns das sein sollen, wozu sie uns gegeben sind ...

Der Maler Hans Thoma über den Maler Gottfried Keller [nachdem er um 1895 Wiedergaben Kellerscher Arbeiten gesehen hatte]: Keller steckte bei manchem offenbar in einer gewissen herkömmlichen Handwerksmäßigkeit und war eine viel zu komplizierte Natur, um sich leicht davon freizumachen. Das, was er äußerlich sah in seiner Zeit, konnte ihn nicht befriedigen, und ich glaube, daß er so das Interesse an der Malerei verloren hat. Daß er aber aus dieser Verlorenheit heraus [in den sechziger Jahren] ein Bild machte wie das runde „Blick vom Zürichberg", das ein wahres Ideal von Landschaft ist, zeigt, wes Geistes Kind er war, und daß er seine Persönlichkeit nicht verloren hätte, wär' er bei der Malerei geblieben. Er hat es eben nach dieser Seite nicht bis zum Sprengen der Decke gebracht, die für jeden vorhanden ist, der nach verschiedenen Seiten starke Beanlagungen hat. Was die verbohrte Handwerksmäßigkeit betrifft, die Kellers Jugendzeit umlagerte, so ist sie gewiß nicht ärger gewesen als die jetzige Modetorheit, die alles Dagewesene überwunden zu haben meint. Sie ist gewiß nicht unerfreulicher als Hunderte von

modernen Bildern, welche die jetzigen Ausstellungen beherrschen. Man lacht wohl über den ehrlich spießbürgerlichen ‚Baumschlag' und sieht gar oft nicht, mit welch' einfältigen Mätzchen die moderne Handwerksmäßigkeit arbeitet.

Aus Gottfried Kellers Tagebuch. [Den 10. Juli.] Trostloser Regentag! Verdrießliche, hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime, unheildrohende Gären und Motten des Kommunismus und die kecken öffentlichen Äußerungen desselben. Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. So viel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. Ein Prediger desselben, der [aus Magdeburg stammende einundvierzigjährige] Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch „Garantien der Harmonie und Freiheit" mit Geist und Feuer darüber geschrieben hat, ist hier arretiert worden. [Wilhelm Weitling, ein hervorragend begabter, von reinen Beweggründen geleiteter Schwärmer, hatte schon 1838 „Die Welt wie sie ist und wie sie sein sollte" erscheinen lassen. Jetzt war er im Begriff, seine dritte Hauptschrift „Das Evangelium der armen Sünder" herauszugeben. Nach Verbüßung einer sechsmonatigen Freiheitsstrafe wurde er an Preußen ausgeliefert, von wo man ihn unbehelligt nach Amerika auswandern ließ. Er war, von den Franzosen beeinflußt, der erste deutsche Theoretiker des Kommunismus. Später wandte er sich technischen und astronomischen Studien zu. Er starb 1871 zu Newyork.] Die Arrestation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da sie gewalttätig aristokratisch ausgeführt und die freie Presse durch eine mitternächtliche Untersuchung zugleich beleidigt wurde. Indessen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und seiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerseits in Hirngespinsten besteht, welche unmöglich auszuführen wären, ohne das Elend größer zu machen, weil sie die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht nur außen, sondern bis in unser Innerstes hinein umstürzen würden, andererseits mir aber nur die Folge einer immer mehr um sich

greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht zu sein scheint. Hauptsächlich aber scheint es mir ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt zu sein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben. Sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren! Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hilflosen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel' bei euch! So aber mit euren wirklich fanatischen, weltstürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse! Schert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr's nur für euren werten Bauch gemeint habt.

[Den 11. Juli.] Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entschluß, einige Gedichte zusammenzupacken und einer Zeitschrift, etwa Lewalds „Europa", zuzusenden mit einem sentimentalen Katzenjammerbriefe. Ich habe zwar die „Europa" lange nicht mehr gelesen und weiß nicht, was sie für eine Tendenz hat; aber ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen ... Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? ...

[Den 17. Juli.] Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große alte Föhre angefangen mit Bleistift. Ich werde trachten, mir eine hübsche genaue Zeichnung anzugewöhnen. Denn abgesehen davon, daß die Studienblätter an sich selbst einen innern Wert dadurch bekommen und mir noch lange nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte. Auch will es mich bedünken, daß es auch einem Landschaftsmaler gar nichts schadet, wenn er mit Bleistift oder Feder in einem gewissen Stile gewandt umzugehen weiß; wenn schon viele es verachten und höchstens plumpe Schmieralien mit rußiger Kreide und Weiß zu machen wissen. Überdies kommt das gute Zeichnen mit der Feder einem sehr zustatten in dem Falle, wo man etwa auf den Gedanken kommt, etwas zu radieren ...

[Den 5. August.] Die Führung meines Tagebuches hat schon eine Unterbrechung erlitten. Was sind feste Vorsätze? ...

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten, kummervollen Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zutage bringen. Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und einen sorglosen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme, aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen. Denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen, denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nichtdenkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

[Den 8. August.] Morgenspaziergang. Das Wetter ist rein und sonnenklar. Große Erquickung nach soviel traurigen Regentagen. Ich wollte eigentlich sparsam tun mit solchen Morgenpromenaden, denn da kommen mir die Ideen haufenweise hergetrollt und tummeln sich in wilder Anarchie in mir herum, so daß ich ihrer nicht mehr Meister werde und es mir schwerfällt, alles zu ordnen, besonders das schon Angefangene ruhig zu beenden. Was mich am meisten in immerwährender Aufgeregtheit erhält bei solchen Gängen, ist die Natur, die sich mit ihren tausend Bildern und Schönheiten immer zwischen die innern Ideen drängt; und doch muß ich jetzt, so weh es mir tut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund stellen, wenn ich in der Dichterei etwas tun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft zu verschaffen. — Der Beschluß, etwas an Lewald zu schicken, ist schon längst wieder kassiert.

Sonette: „Jean Paul", „Chamisso", „Herwegh". Landschaftliche Komposition: Ernste wilde Gegend mit Eichen- und Föhrenwäldern. Im Mittelgrund einzelne freistehende alte Eichen und altgermanische Opferstätten mit geheiligten Steinkreisen. Der Vorgrund ist wilde Heide mit Druiden oder Heldendenkmalen. Ein einsamer Barde mit der Harfe ist die Staffage. Nur unter den entfernteren Eichen sieht man einige Druiden wandeln. Ein kriegerischer Germane mag etwa auf seinem Pferde über die hinteren Gründe fliegen. Die Luft ist bewegt. Große imposante Wolkenmassen jagen sich über die Landschaft ...

Es geht nichts über ein Kämmerlein wie das meinige, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbaren hängen ihre Wäsche in die Sonne. Die Hühner gackern und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen. Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber! Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst vergessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt! Ein bißchen Berg und

Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes, unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und Abgeschiedenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt, aber das friedliche Ergeben war sein. O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe! Ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang. Und jetzt? O Kinderzeit! O Zukunft! — Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule [das Landknabeninstitut an der Stüssihofstatt], und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herumsprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: „Dort wohne ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken." Dann sagten die Knaben wohl: „Ist das dein Vater, der dort herausschaut?" und ich antwortete: „Nein, mein Vater ist gestorben. Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche!" Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu fragen: „Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht." Ich glaube, sie lachen mich aus . . .

[Den 10. August.] Das zweite Sonett an Herwegh gemacht, ein altes Lied geendigt und ein neues angefangen. Gedichte ins reine geschrieben, weidlich geraucht und große Unruhe und Unbehaglichkeit empfunden. Die Sache ergreift mich an allen Fibern . . .

[Den 11. August.] Nichts getan.

[Den 12. August.] Ein Sonett gemacht „An die protestantischen Theologen" und den zweiten Teil des Liedes „Auf dem Berge".

[Den 13. August.] Das Gedicht „Pfingsten" fertiggemacht. Gemächlicher Sonntag mit vielem Rauchen.

[Den 14. August.] Unter dem blauen Himmel herumgelaufen. Herrliches Wetter. Im Kaffeehause vegetiert, Zeitungen gelesen. Die vielen Berichte von Zensurgeschichten und Bücherkonfiskationen, alle

die Wutanstrengungen der dunklen Brut, haben mich baß aufgeregt ...

Wenn die große Befreiung realisiert würde und ich ein Steuermann derselben wäre, so würde ich zuerst die Leihbibliotheken alle verbrennen lassen, um sie neu herzustellen. Aller Schund von namenlosen oder sonst schlechten Roman- und Dramaschreibern würde total zerstört und lauter gute Nahrung angeschafft. Ich würde das Volk zwingen, entweder etwas Gutes, Belehrendes oder gar nichts zu lesen. Ich würde auch eine Zensur einführen, aber nur für geistlose und mittelmäßige Bücher ...

[Den 15. August.] Ich habe das Pfingstgedicht noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben, es wurde mir eng und schwer. Es wurde mir klar, was es heißt, gegen zweitausendjährigen positiven Glauben zu kämpfen. Ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und daß die größte, tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und konsequente Blindheit sein könne, wie der Aberglaube eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christenglaubens ist ... Ich werde ein positives religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element festhalten, aber ich werde, wenn ich zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen streiten, daß die Gottheit von Menschen mißbraucht und ausgelegt werde. Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst ordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung ihm verhelfen ...

Justinus Kerner im Cottaschen Morgenblatt 1845

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
und schaun dem blauen Himmel zu,
wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
in ihm ein Falke kreist in Ruh.
Die blaue Stille stört dort oben
kein Dampfer und kein Segelschiff,
nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.
Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit,
in diesem stillen selgen Raum:

denn bald könnt werden ja zur Wahrheit
das Fliegen, der unselge Traum.
Dann flicht der Vogel aus den Lüften,
wie aus dem Rhein der Salmen schon,
und wo einst singend Lerchen schifften,
schifft grämlich stumm Britannias Sohn.
Schau ich zum Himmel, zu gewahren,
warums so plötzlich dunkel sei,
erblick ich einen Zug von Waren,
der an der Sonne schifft vorbei.
Fühl Regen ich beim Sonnenscheine,
such nach dem Regenbogen keck,
ist es nicht Wasser, wie ich meine,
wurd in der Luft ein Ölfaß leck.
Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
zum Himmel, eh es ist zu spät,
wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
die Poesie still trauernd geht.
Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
träumt er von solchem Himmelsgraus,
er, den die Zeit, die dampfestolle,
schließt von der Erde lieblos aus.

Gottfried Keller an Justinus Kerner

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
doch zürne dem Genossen nicht,
wird ihm darob das Herz nicht bänger,
das, dir erwidernd, also spricht:
„Die Poesie ist angeboren,
und sie erkennt kein Dort und Hier.
Ja, ging die Seele mir verloren,
sie führ zur Hölle selbst mit mir.
Inzwischen siehts auf dieser Erde
noch lange nicht so graulich aus,
und manchmal scheint mir, daß das: Werde!

ertön erst recht dem ‚Dichterhaus'.
Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
und spannt Eliaswagen an;
willst träumend du im Grase singen,
wer hindert dich, Poet, daran?
Ich grüße dich im Schäferkleide,
herfahrend, — doch mein Feuerdrach
trägt mich vorbei, die dunkle Heide
und deine Geister schaun uns nach.
Was deine alten Pergamente
von tollem Zauber kund dir tun,
das seh ich durch die Elemente
in Geistes Dienst verwirklicht nun.
Ich seh sie keuchend glühn und sprühen,
stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
indes das Menschenkind zu blühen
und singen wieder Muße hat.
Und wenn vielleicht in hundert Jahren
ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
durchs Morgenrot käm hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög ich mich, ein selger Zecher,
wohl über Bord, von Kränzen schwer,
und gösse langsam meinen Becher
hinab in das verlaßne Meer."

Gottfried Keller erzählt: Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren

Episoden und einem zypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei, und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der greulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer usw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb. Dennoch beklage ich heute [1876] noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

In einem seltsamen Fall war es nicht der lebendige Ruf der Zeit, sondern eine Art Wette mit einem weinkundigen Gönner, wodurch Keller sich zu einer längeren Versdichtung anregen ließ. Sein Bio-

graph Jakob Bächtold erzählt davon nach mündlicher Mitteilung des Dichters: Der Spitalpfleger Leonhard Ziegler, eine in Zürich wohlbekannte Persönlichkeit, besaß einen großen Vorrat edlen Tokaierweines und war besessen von einer unüberwindlichen Angst vor dem — Lebendigbegrabenwerden. Eines Tages bot er Keller hundert Flaschen Tokaier für ein „allgemein nützliches" Gedicht über dieses grausige Thema. So entstand der Romanzenzyklus „Lebendig begraben" — freilich wohl etwas anderes, als dem Anreger vorgeschwebt hatte.

Freunde und Gönner

Den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Zürich, so weit es poetisch und politisch freiheitlich gerichtet war, bildete um diese Zeit der rund fünfzigjährige Schriftsteller und Buchhändler August Adolf Ludwig Follen und sein gastliches Haus. Er war der Sohn eines Landrichters in Gießen, der sich noch nach alter Gelehrtenweise Follenius genannt hatte. In seiner Vaterstadt hatte er Philologie und Theologie studiert, dann in Heidelberg Jurisprudenz, nachdem er 1814 als freiwilliger Jäger mit in Frankreich gewesen war. Durch seine prächtige Erscheinung, seine feurige Begeisterung für Freiheit und Vaterland und sein mannhaftes Auftreten hatte er den Kommilitonen gewaltig imponiert. Er wurde von ihnen Der Deutsche Kaiser genannt, was er sich nicht ungern gefallen ließ, und der Name blieb ihm. Vor einem Vierteljahrhundert hatte er in Elberfeld die Allgemeine Zeitung redigiert und sich dadurch noch mehr in die burschenschaftlich-„demagogischen Umtriebe" eingelassen. Denn es war um die Zeit des freiheittrunkenen Wartburgfestes der deutschen Studenten [1817] und der freiheitfeindlichen „Karlsbader Beschlüsse" der „Heiligen Allianz" von Rußland, Österreich und Preußen [1819].

Einer langen und strengen Haft auf der Berliner Stadtvogtei glücklich entronnen, war Follen 1821 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kantonschule zu Aarau geworden. In der Schweiz lebte, gleichfalls als Lehrer, seit 1820 sein ihm wesensverwandter Bruder, der Rechtsgelehrte Karl Follen, der aber schon nach wenigen

Jahren auf Betreiben der preußischen Regierung ausgewiesen wurde und 1839 als Professor der nordamerikanischen Universität Cambridge auf einem in Brand geratenen Erieseedampfer ein schreckliches Ende fand.

Wie Jakob Bächtold nach einer mündlichen Mitteilung Gottfried Kellers erzählt, hatte der Aarauer Kantonschulprofessor Follen auf eine für seine Ehe symbolische Weise die Bekanntschaft seiner schönen, sanften und sehr reichen Frau gemacht: Er speist an einer Wirtstafel in Pfäfers, und als er zahlen will, merkt er, daß er kein Geld bei sich hat. Da bittet seine Nachbarin den schönen und geistvollen Mann, sich ihrer Börse zu bedienen. Sie hieß Susette Ritzmann und hauste mit ihrem Vater, einem reichen Müller, auf Schloß Altikon an der Thur, wo nach bald erfolgter Vermählung auch Follen sich vorläufig niederließ. Es dauerte aber nicht lange, so wurde der politisch tätige Schriftsteller, der begabte Dichter, der sich auch an schweizerischen Stoffen mit Geschmack und Erfolg versuchte, in den Zürcher Großen Rat gewählt. In Zürich übernahm Follen die alte Geßnersche Buchhandlung, die einst in Nachfolge des Vaters der Maler-Radierer und Idyllendichter Salomon Geßner innegehabt hatte. Zunächst hauste er im „Roten Ackerstein" über der Limmat, immer bedacht, sich aufs würdigste darzustellen. So ward ein Besuch wohl zunächst von der in Samt gewandeten Frau empfangen, die dann ans Fenster trat und mit dem kleinen Horn, das ihr an silbernem Kettlein umhing, den Gemahl herbeirief. Der stieg auf solchen Ruf in seinem mittelalterlichen Talarschlafrock, ein Barett auf dem Haupt, gemessen aus seinem Weinberg nieder, den Gast hoheitvoll zu begrüßen. Bald erbaute sich Follen der Kantonschule gegenüber ein Stadthaus und im nahen Hottingen ein Landhaus „Zum Sonneck", und dort besonders war es, wo er und seine liebenswürdige Frau in unbegrenzter Gastlichkeit einem überaus geselligen Leben sich hingaben.

Im Jahre 1843 ward Follen der Beteiligung an den kommunistischen Umtrieben angeklagt, aber freigesprochen. In der Tat waren seine politischen Ansichten keineswegs so radikal. Immerhin waren sie der badischen Regierung zu radikal, denn als er in Heidelberg sich an-

kaufen wollte, wohin sein Züricher Intimus, der Mediziner Pfeufer, 1844 berufen worden war, verwehrte sie ihm das. Später entschloß er sich, eine Absicht auf einen alten Palast in Venedig aufgebend, zum Ankauf des Gutes Liebenfels im Kanton Thurgau; ein alter Turm, unter dessen Dach Edelfalken hausten, hatte es ihm angetan. Auch dorthin haben viele deutsche Flüchtlinge den Weg und bei dem Ehepaar allezeit die gastlichste Aufnahme gefunden. Liebenfels sollte seine „Kaiserburg" werden. Als „Deutscher Kaiser in partibus" figurierte er auf einem der dortigen Wandgemälde [in partibus infidelium, wörtlich „im Gebiet der Ungläubigen", meist von Bischofssitzen gebräuchlich, die nur dem Titel nach besetzt wurden]. Wie ein zweiter Faust dachte er als Landwirt im großen zu wirken. Aber sogar im kleinen blieb der Erfolg ihm versagt. Endlich war das Vermögen der Frau völlig vertan. Da verkaufte er 1855 das Gut und zog zu einer seiner Töchter nach Bern, wo er noch im selben Jahr starb.

Mit Follen befreundet, gleich ihm durch Mannesschönheit und glänzende Geistesgaben ausgezeichnet, auch durch politische und geschäftliche Interessen mit ihm verbunden, war Gottfried Kellers ehemaliger Geographielehrer an der Industrieschule, Dr. Julius Fröbel, ein Pfarrerssohn aus Thüringen, der inzwischen, 1840, als Fünfunddreißigjähriger eine kleine Verlagsbuchhandlung, das Litterarische Comptoir in Winterthur, erworben und nach Zürich verlegt hatte, wo Follen sein Teilhaber wurde. Er war mit einer tüchtigen und liebenswürdigen Tochter des für reich geltenden Seidenfabrikanten Zeller aus dem nahen Belgrist verheiratet und hatte seit 1838 als Professor der Mineralogie der 1833 eröffneten Züricher Universität angehört, sein Lehramt aber 1842 niedergelegt, um sich ungeteilt seiner Verlagsarbeit widmen zu können. Denn eines seiner ersten Verlagsunternehmen hatte einen alle Erwartungen übertreffenden Erfolg gehabt. Das war das 1841 im Litterarischen Comptoir erschienene freiheitlich rauschende Gedichtbuch „Lieder eines Lebendigen" des vierundzwanzigjährigen Georg Herwegh aus Stuttgart. Dr. Fröbel war es, dem Gottfried Keller seine ersten Gedichte vorlegte und der Follen und seinen Kreis für ihn interessierte.

Nach dem großen Erfolg der Herweghschen „Lieder eines Lebendigen" hat Fröbel in seinem Litterarischen Comptoir einen Fehlschlag nach dem andern getan, bis er 1846 unter schweren Verlusten austrat. Er lebte dann bis 1848 als freier Schriftsteller in Dresden, wurde Mitglied des ersten deutschen Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, wo sich unter seinem Vorsitz und mäßigenden Einfluß die Demokratische Partei konstituierte. Als er im Oktober 1848 mit Robert Blum nach Wien ging, um den Aufständischen die Beifallsadresse der Linken zu überbringen, wurden beide, nachdem sie sich als Hauptleute in die rote Garde der von einer kaiserlichen Armee eingeschlossenen Stadt hatten einreihen lassen, verhaftet. Robert Blum wurde am 9. November standrechtlich erschossen, Julius Fröbel aber begnadigt, weil er in einer wenige Monate vorher erschienenen Flugschrift: „Wien, Deutschland und Europa" dafür eingetreten war, daß auch in einer monarchischen Staatsform eine wahre Res publica denkbar und also nicht auf den Zusammenbruch des kaiserlichen Österreichs hinzuarbeiten sei. Er kehrte ins Frankfurter Parlament zurück, und nachdem dessen Reste im Juni 1849 in Stuttgart gewaltsam aufgelöst worden waren, stellte er sich der demokratischen Provisorischen Regierung in Baden zur Verfügung, die aber in eben den Tagen vor den preußischen Waffen zusammenbrach. Da flüchtete er in die Schweiz, nahm von seiner dorthin vorausgeeilten Frau und seinem neunjährigen Sohne Abschied und ging über Paris und Helgoland nach Amerika, nachdem ein Versuch, in Hamburg ein Asyl zu finden, fehlgeschlagen war. Am 29. September schiffte er sich in Liverpool ein, am 9. November stieg er in Newyork ans Land. Hier versuchte er es zunächst mit einer Seifensiederei, aber das Unternehmen mißriet. Am 31. Dezember ereilte ihn die Nachricht vom Tode seiner Frau, und bald kam sein zehnjähriger Sohn ihm nachgereist (der, was gleich hier erwähnt sei, 1886, noch vor dem Vater, als Professor der Chemie an der Universität Cambridge gestorben ist). Nun fristete Dr. Julius Fröbel bald als Journalist sein Leben, bald führte er im Auftrag und auf Kosten amerikanischer Unternehmer interessante und abenteuerliche Studien- und Handelsreisen aus, zuerst mit dem kleinen

Sohn, dann auch mit seiner zweiten Frau, einer Tochter des bayerischen Grafen Armansperg, der einst Regentschaftspräsident des minderjährigen Königs Otto von Griechenland gewesen war. Sie hatte ihm aus ihrer Ehe mit einem pfälzischen Juristen, der als politischer Flüchtling in Texas gestorben war, einen kleinen Sohn mitgebracht.

Im Jahre 1857 kehrte Fröbel mit den Seinen nach Deutschland zurück, dessen politische Verhältnisse er, ohne sich selber untreu zu werden, nun anders ansah. Er lebte an den verschiedensten Orten als politischer Schriftsteller und stellte sich zu politischen Missionen nacheinander der österreichischen, württembergischen, bayerischen und preußischen Regierung zur Verfügung. Im Jahre 1873 ging er als Konsul des geeinigten Deutschen Reiches nach Smyrna, 1876 in gleicher Eigenschaft nach Algier, wo ihn 1888 der Tod seiner treuen Lebensgefährtin beraubte. Da erbat und erhielt er seinen Abschied. Von seinem Pflegesohn Dr. jur. W. Fröbel-Armansperg betreut, ließ er sich in Zürich nieder, wo er im Herbst 1893, drei Jahre nach Gottfried Keller und im neunundachtzigsten seines Lebens, gestorben ist.

Zum Follenschen Kreise gehörte auch der seit 1836 in Hottingen ansässige Publizist Hauptmann a. D. Wilhelm Schulz aus Darmstadt. An ihn besonders hat Gottfried Keller sich freundschaftlich angeschlossen, und Frau Karoline Schulz hat bis zu ihrem frühen Tode den jungen Dichter auf jede Weise zu fördern gesucht. Vierzehnjährig war Wilhelm Schulz 1811 als Kadett in das hessische Leibregiment in Darmstadt eingetreten. Als Offizier hatte er innerhalb der Rheinbundtruppen 1813 für Napoleon, dann, nach dem Übertritt dieser Truppen auf die Seite der Alliierten, 1814 und 1815 mit um so größerer Begeisterung gegen ihn gekämpft. Im Jahre 1819 trug ihm sein „Politisches Frage- und Antwortbüchlein" nach einjähriger Haft mit der Freisprechung zugleich den Abschied ein, worauf er die Universität Gießen bezog, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Augsburg, München und Stuttgart ließ er sich 1832 als freier Schriftsteller in Darmstadt nieder. Einige seiner

Schriften, namentlich „Deutschlands Einheit durch National-Repräsentation" und „Das Testament des Deutschen Volksboten", verwickelten ihn in neue Untersuchungen. Vom Kriegsgericht zu drei Jahren Haft verurteilt, trat er im September 1834 in der Festung Babenhausen seine Strafe an, doch gelang es ihm mit Hilfe seiner Frau, in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember aus dem dritten Stockwerk seines Gefängnisses zu entkommen. Er floh durch das französische Elsaß nach der Schweiz und entfaltete alsbald in Zürich eine lebhafte publizistische Tätigkeit. In Fröbels Litterarischem Comptoir ließ er 1843 sein aufsehenerregendes Buch „Der Tod des Pfarrers Dr. F. C. Weidig" erscheinen. Weidig war ein revolutionär gesinnter hessischer Pfarrer gewesen und in der Untersuchungshaft zu Darmstadt angeblich von dem trunksüchtigen Hofgerichtsrat Georgi langsam zu Tode gemartert worden.

Im Januar 1847 mußte Schulz seine vortreffliche Frau begraben, deren Tod auch Gottfried Keller herzlich naheging. Als sich im gleichen Jahr die inneren Wirren der Schweiz zum sogenannten Sonderbundskrieg verdichteten, trat Schulz in die eidgenössische Armee ein. In den folgenden Jahren gehörte auch er dem Frankfurter Parlament an. Nach Zürich zurückgekehrt, verheiratete er sich mit einer Schweizerin aus der bekannten Familie Bodmer, deren Namen er hinfort dem seinigen anfügte. Das Ehepaar gründete alsbald in Zürich ein vielbesuchtes Erziehungsinstitut, doch blieb Schulz auch fernerhin publizistisch tätig. Seine letzten Schriften, „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft" und „Entwaffnung oder Krieg" (beide Leipzig 1859), traten für die Abschaffung der stehenden Heere und den ewigen Frieden ein. Am 9. Januar 1860 ist er gestorben.

Zu diesem Kreise, dessen Mittelpunkt neben Follen Dr. Fröbel und Wilhelm Schulz bildeten, zählte alles, was an freiheitlich gerichteten geistigen Persönlichkeiten dauernd oder vorübergehend in Zürich lebte: einheimische Gelehrte, politische Flüchtlinge, freiheittrunkene deutsche Dichter, russische Agitatoren. Auch Gottfried Keller hat ihm rund fünf Jahre angehört, nachdem er auf den folgenden Brief hin durch seinen ehemaligen Geographielehrer in ihn eingeführt worden war.

Gottfried Keller an Dr. Julius Fröbel. [Zürich, 17. August 1843.] Hochgeehrter Herr! Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung dazu gibt, zutrauensvoll an Sie wende und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe.

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. Da nun einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrter Herr, einen Teil dieser Gedichte zu übersenden mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, soweit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen und mir dann, wenn ich Ihnen so viel Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, ob und wann ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfte? In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übelnehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen.

Verzeihen Sie mir indessen, hochgeehrter Herr, diese Belästigung und genehmigen Sie meine vollkommene Hochachtung und Ergebenheit!

Gottfried Keller, Rindermarkt Nr. 325.

Fröbel stand noch unter dem Eindruck der sieben Auflagen, die die „Lieder eines Lebendigen" in rascher Folge erlebt hatten. So war er geneigt, in Gottfried Keller den kommenden Georg Herwegh der Schweiz zu erblicken und so brachte er ihn alsbald mit Follen in Berührung, der selber Dichter war. Follen hatte 1841 den verbummelten Theologiestudenten und davongejagten Tübinger Stiftler Georg Herwegh mit Begeisterung als Gast bei sich aufgenommen, ja einen wahren Kultus mit dem anspruchsvollen und aufgeblasenen Freiheitsdichter getrieben, der sich der württembergischen Militärpflicht durch

die Flucht entzogen. Er hatte 1842 seinen Schützling in Gedanken auf der eitlen Triumphreise durch Norddeutschland begleitet, die ihren Höhepunkt in Berlin erreicht hatte, als Friedrich Wilhelm IV. nicht ohne Wohlwollen den von ihm in Audienz empfangenen Dichter als „seinen ehrlichen Feind" verabschiedete. Jetzt nahm Follen sich des freiheitdurstigen jungen Züricher Poeten tatkräftig an. Zunächst half er ihm die ungeheure Menge flüchtig hingeworfener Verse sichten und feilen. Dann ließ er im Jahrgang 1845 des vom Litterarischen Comptoir verlegten „Deutschen Taschenbuches" eine Auswahl „Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich)" erscheinen, der im folgenden Jahrgang eine zweite folgte. Beide zusammen bilden im wesentlichen den Inhalt des Buches „Gedichte von Gottfried Keller", das Follen, nach Kellers späterer Ansicht sehr verfrüht, 1846 in einer Auflage von zwölfhundert Stück in Zürich drucken und bei seinem Freunde, dem Buchhändler Anton Winter in Heidelberg, erscheinen ließ. Der Dichter erhielt ein ganz annehmbares Honorar und ließ skeptisch einige gute Besprechungen in der Presse über sich ergehen, aber noch nach fünfzehn Jahren konnte eine Züricher Buchhandlung den ansehnlichen Rest der Auflage um ein Geringes erwerben.

Zu denen, die in den noch unausgeglichenen dichterischen Versuchen Gottfried Kellers den Genius erkannten, gehörte der sechsundvierzigjährige deutsche Freiheitsdichter Hoffmann von Fallersleben, der 1840 in Hamburg seine „Unpolitischen Lieder" mit der Wirkung hatte erscheinen lassen, daß er seine Professur an der Universität Breslau niederlegen mußte. Dieser fahrende Poet weilte im Herbst 1844, aus Italien kommend, bei seinem Freunde Follen in Zürich, wo soeben seine „Hoffmannsche Tropfen" im Litterarischen Comptoir herausgekommen waren. Eines Morgens fällt ihm das Kellersche Manuskript in die Hände. Die Verse packen ihn und er verlangt von Follen: „Diesen Menschen mußt du mir herschaffen!" Als Gottfried Keller am andern Vormittag erscheint, wird er von Hoffmann von Fallersleben, der an einem leichten Katzenjammer laboriert, am Bett empfangen. Daß jeder von ihnen damals schon seinem Volke das National-

lied gedichtet hatte: Hoffmann von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über alles" und Gottfried Keller „Du mein Heimatland" — das wußte bei diesem Empfang noch keiner von beiden. Vor dem deutschen hat das schweizerische Nationallied den Vorzug, nach seiner eigenen Weise gesungen zu werden. Es war der sechsundzwanzigjährige Musiker Wilhelm Baumgartner aus Rorschach am Bodensee, der es im Juni 1846 vertonte und einige Jahre später durch den Züricher Studentengesangverein zum erstenmal öffentlich vortragen ließ. Da Gottfried Keller an ihm einen persönlichen Freund und zugleich einen liebevollen Vertoner vieler Gedichte gefunden hat, sei hier wiedergegeben, wie Richard Wagner, der als Sechsunddreißigjähriger 1849 nach vorsichtiger Beteiligung am Dresdner Maiaufstand nach Zürich flüchtete und dort mit seiner ersten Frau Minna geb. Planer aus Dresden rund neun Jahre lebte, über Baumgartner den Menschen und den Künstler geurteilt hat: 1850 brieflich an einen Freund: „Meine zwei nächsten Freunde, und namentlich auch die, durch deren ungemein bereitwillig und zart mir dargebotene Unterstützung ich mich drei Monate lang mit meiner Frau unterhielt, sind: Wilhelm Baumgartner, Klavierlehrer, tüchtiger, offener Kopf, heiterer, ungemein gutmütiger und lernbegieriger Mensch, und Jakob Sulzer, erster Staatsschreiber (sogleich nach dem Burgermeister) des Kantons, philosophisch fein gebildeter Verstand, nobel, zuversichtlich, fernsehender Radikaler. Beide sind noch in den zwanziger Jahren." 1852 bei einer Besprechung von Baumgartners Opus XII „Eine Frühlingsliebe" (Lieder von Geibel, Rückert, Lenau, Mörike u. a.) in der „Eidgenössischen Zeitung": „die Tongebilde W. Baumgartners, wie sie in der Gesangsmelodie und einer Begleitung, welche diese Melodie wiederum trägt und verdeutlicht, erscheinen, sind zunächst Produkte rein musikalischer Erfindung; erfreulich ist hier aber sogleich die Wahrnehmung, wie diese Gebilde ganz in dem Grade musikalisch werden, als sie von einem bedeutenden Inhalte des Gedichtes angeregt sind, was uns von der gesunden Stellung des Musikers zum Dichter das beste Zeugnis gibt ... In dieser Richtung muß Baumgartner endlich in die Notwendigkeit geraten, den Dichter aufzusuchen, der durch

seine Gedichte nichts mehr der rein musikalischen Willkür des Komponisten überlasse, sondern in ihnen ihm den vollständigen sinnlichen wie sinnvollen Keim für die Blüte des Melodie zuführe ... Möge Baumgartner diesen Dichter in seinem schweizerischen Landsmanne und Freunde Gottfried Keller finden und der gemeinsamen Schöpfungskraft beider das wirkliche, von der Dichtung wie von der Melodie untrennbare Lied entblühen, das in der Produktion der heutigen Mode gar nicht vorhanden ist, und dem Baumgartner seinerseits in seinen uns vorliegenden Liedern mit liebenswürdigem Eifer zustrebt." — Baumgartner wurde 1851 der Nachfolger Franz Abts in der Leitung des Züricher Stadtsängervereins, 1859 Musikdirektor an der Universität. Schon 1867 ist er gestorben.

Ein kriegerisches Zwischenspiel

Nach manchen von den Franzosen während der großen Revolution und unter Napoleon Bonaparte mit Waffengewalt erzwungenen Verfassungsänderungen war die Schweiz 1815 wieder ein lockerer Staatenbund geworden, dem von den Mächten ewige Neutralität zugesichert war, innerhalb dessen aber der einzelne Kanton viele Selbständigkeit und dazu die Möglichkeit besaß, mit andern Sonderbündnisse abzuschließen. Die Bundesurkunde vom 7. August gewährleistete den zweiundzwanzig Kantonen Gebiet und Verfassung und ordnete an, daß für den Bund Zürich, Bern und Luzern abwechselnd führende „Vororte" sein sollten. Andauernd und mit wechselndem Erfolg wurde innerhalb der einzelnen Kantone und zwischen ihnen um die Fragen klerikal oder liberal, konservativ oder radikal gekämpft und die französische Julirevolution von 1830 kam mit ihren Wirkungen auf Europa auch in der Schweiz allen freiheitlichen Bestrebungen ausschlaggebend zu Hilfe: von den Kantonen wurden zwei Drittel völlig, das übrige Drittel zum Teil im liberalen Sinne neugeordnet, was zu langwierigen Kämpfen um eine Revision der Bundesverfassung führte. Gottfried Keller als geborener Demokrat und Freiheitsmann nahm an allen Wirren und Streitfällen innerlich den lebhaftesten Anteil, aber auch zu äußerer Teilnahme sollte er veranlaßt werden.

Ein von den Klöstern des Kantons Aargau geschürter Aufstand der aargauischen Freiämter war 1841 durch Regierungstruppen unterdrückt worden, und der Große Rat des Kantons hatte die Aufhebung der Klöster beschlossen. Als die eidgenössische Tagsatzung vom August 1843 diesen Beschluß billigte, legten eine Reihe von andern Kantonen dagegen Verwahrung ein und schlossen einen Sonderbund, darunter Luzern, wo inzwischen die klerikale Partei gesiegt und die kantonale Regierung aller staatlichen Hoheitsrechte gegenüber der Kirche beraubt hatte. Auch hatte man die Jesuiten zur Leitung des höheren Schulwesens zurückberufen. Konservative Protestanten aus andern Kantonen wurden Parteigänger der Klerikalen von Luzern, aber im Dezember 1844 machten sich bewaffnete Freischaren Liberaler auf, ihren Gesinnungsgenossen in Luzern zu Hilfe zu kommen. Die von Zürich, unter ihnen Gottfried Keller, wollten sich mit denen von Aargau, Solothurn und Basel vereinen, aber schon in Albisrieden, eine Meile von Zürich, löste sich das Häuflein wieder auf. Am letzten Märzsonntag 1845 ward ein neuer Versuch unternommen, und wieder war Gottfried Keller dabei, mit Gewehr, Hirschfänger, Freischarenhut und Tabakspfeife ganz kriegsmäßig verwegen ausgerüstet. Man war schon eine gute Strecke marschiert und hatte sich damit abgefunden, nicht achthundert, sondern nur rund achtzig Helden zu zählen, als der nachmalige Bundespräsident Dr. Jakob Dubs von Affoltern hoch zu Roß dem Zug begegnete, um sich ihm anzuschließen. „Aber Gottfried," rief er lachend dem schwerbewaffneten Dichter zu, „du hast ja einen hölzernen Feuerstein!" Und wirklich befand sich an Kellers Gewehr statt des Feuersteins das in Friedenszeiten übliche unschuldige Sperrhölzchen ... Der weitere Verlauf der Unternehmung war ihres Anfangs würdig: In Maschwanden protestierte der Statthalter gegen den Weitermarsch und die Bauern schimpften, es sei eine Schande, am heiligen Sonntag mit Waffen zu hantieren, und gefährlich sei es auch. So beschloß man, vorerst beim Wein auf Zuzug zu warten und als der ausblieb, ward nächtlicherweile auf Leiterwagen die Rückreise zur Vaterstadt ausgeführt. Andern Tags, während in Zürich beim schönsten Frühlingswetter das Sechseläuten gefeiert ward, erlitt die

Hauptmacht der liberalen Freischaren vor den Toren Luzerns dank ihrer Disziplinlosigkeit und der Kopflosigkeit ihrer Führer eine schwere Niederlage. Aber die Grausamkeit der Sieger steigerte die Erbitterung aufs äußerste, und die Folge war, daß auch in Zürich ein entschieden liberales Regiment eingesetzt wurde. Nachdem auch Bern, Genf und St. Gallen den gleichen Systemwechsel vollzogen hatten, sprach im Juli 1847 ein Tagsatzungsbeschluß die Auflösung des Sonderbundes aus. Sie mußte dann freilich erst in einem blutigen Bürgerkrieg erzwungen werden, wobei General Ziegler, der nachmalige Schwiegervater Conrad Ferdinand Meyers, den Entscheidungskampf bei Gislikon leitete. Dann aber hatte sie die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat zur wohltätigen Folge.

Durch Wilhelm Schulz und seine Frau ward Gottfried Keller im Hause des Dichters Ferdinand Freiligrath aus Detmold eingeführt, der sich schon in der Welt umgetan hatte, auch schon ein berühmter Mann war, als er nach einer Reihe in rheinischer Poetenfreiheit verlebter Jahre sich im März 1845 mit seiner Frau Ida geb. Melos aus Weimar in Meyenberg bei Rappersweil am Zürichsee niederließ. Als sechzehnjähriger Kaufmannslehrling in Soest hatte er sein „Isländisch Moos" verfaßt, das erste der Gedichte des stattlichen Buches, das 1838 bei Cotta erschienen und dessen soeben herausgekommene achte Auflage mit dem Bildnis des trotz Löwenmähne und verschnürter Pekesche phlegmatisch-gutmütig ausschauenden Dichters geschmückt war. Und den anderen Gedichten, die darin standen und bald mit schlichter Innigkeit, bald mit exotischen Bildern und Wörtern Gemüt und Phantasie der Gebildeten berauschten, merkte man es auch nicht an, daß viele in Kontoren Amsterdams und des Wuppertales zwischen Journal und Hauptbuch aufs Papier geworfen waren. Jetzt freilich war es ein ungebundenes Dichterleben, das er führte, schade nur, daß der mannhafte Entschluß vom vorigen Jahr, als bewußter Sänger der Freiheit auf den königlich preußischen Ehrensold von jährlich vierhundert Talern zu verzichten, diesem Leben die materielle Grund-

lage schwer beschädigt hatte. Indessen er nun am blauen See, der Insel Ufenau, dem letzten Zufluchtsort Ulrichs von Hutten, gegenüber, friedlich seine Gurken zog, ließ er im Litterarischen Comptoir zu Zürich, dem Asyl aller zensurflüchtigen deutschen Freiheitsverse, seine durchaus revolutionären Ça ira-Lieder erscheinen, die Zurückweisung jenes Ehrensoldes noch kräftig unterstreichend. Im Herbst siedelte er nach Hottingen über, wo er mit Wilhelm Schulz freundnachbarlich verkehrte. „Die beiden Häuser", schreibt sein Biograph Wilhelm Buchner, „waren nur durch einen schmalen Weg getrennt; so war der erste Blick des Morgens aus den Fenstern schon ein Gruß, dem alsbald ein helles Lachen folgte; denn wenn Freiligrath die edle Gabe des herzlichen Lachens zuteil geworden, so besaß sie Wilhelm Schulz in ganz besonderem Maße. Häufig erzählten sich die Freunde am Fenster ihre Träume, worauf dann Freiligrath gleich sein Traumbuch herbeiholte, die Deutung über die Gasse hinüberrief und das Lachduett aufs schönste anhub."

Der junge Gottfried Keller sah sich wie mit Schulz so auch mit Freiligrath, der seine starke Begabung rasch erkannt hatte, bald durch das vertrauliche Du verbunden, und auch die Freundschaft der Frauen wurde ihm wohltätig und unverlierbar. Mit Frau Ida trat er noch drei Jahrzehnte später, nach Freiligraths Tode, in einen lebhaften Briefwechsel ein, und mit ihrer Schwester Marie Melos, der als kleinem Mädchen der alte Goethe noch die Wange getätschelt hatte, hat er bis zu ihrem Tode 1888 Geburtstagsgrüße und -wünsche ausgetauscht, die an einem und demselben Datum fällig waren.

Als sich für Freiligrath eine wirtschaftlich auskömmliche Tätigkeit in der Schweiz nicht finden lassen wollte, siedelte er im Sommer 1846 nach London über, wo sich ihm die Stelle eines Korrespondenten in einem Bankhause geboten hatte. Ein halbes Jahr später hatte Gottfried Keller, selber aufs tiefste erschüttert, seinem Freunde Wilhelm Schulz den Verlust der trefflichen Frau Karoline tragen zu helfen, was er auch dadurch versuchte, daß er für einige Zeit zu dem Vereinsamten nach Hottingen hinauszog.

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath [in London. Zürich, 5. Februar 1847]. Teuerster Freiligrath! Schulz trägt mir auf, für ihn an Dich und Deine verehrteste Frau zu schreiben, zuvörderst mit der Versicherung, daß ein eigenhändiger Brief, sobald nur das Dunkel seines jetzigen Gemütszustandes sich etwas wieder gelichtet hat, ihm nicht nur willkommene Pflicht, sondern auch lindernde Erholung sein soll.

Freitag, den 29. Januar, starb seine Frau und am 1. Februar trugen wir sie zu Grabe auf den Neumünster-Kirchhof. Ihr Haupt liegt gegen Osten gewendet, und ihr zur Seite südlich herum bis gegen Westen schaut die ferne Alpenkette auf das kühle Grab der lieben deutschen Frau.

Obgleich schon seit vielen Wochen die Ärzte die Achsel zuckten und zuletzt ziemlich bestimmt das Ende ankündigten, wenn man sie unter vier Augen befragte, so macht doch der Tod der Frau Schulz auf uns alle den Eindruck eines plötzlich und hart hereingebrochenen Unglückes. Da Ihr in Euren herzlich erwarteten und begrüßten Briefen den Glauben aussprachet, daß alle Gefahr vorüber sei, so wird der Eindruck meiner traurigen Botschaft ohne Zweifel noch größer auf Euch sein. Als die Selige mit Schulz von ihrer Reise, ich glaube im November, zurückkehrte, war sie allerdings schwach und litt bedeutende Schmerzen, welche sich jedoch verloren. Bald erholte sie sich so weit, daß sie außer dem Bette sein und nach Rekonvaleszentenart allerlei essen und trinken konnte. Dabei war sie munter und teilnehmend und freute sich auf den Frühling. Schulz und ich freuten uns mit, obgleich es auffallend war, daß ihr Antlitz trotz aller geistigen Munterkeit und trotz allem Essen und sogar Weintrinken fortwährend ein fast leichenartiges Aussehen behielt. Plötzlich, vor jetzt ungefähr zwei Wochen, stellte sich Blutdiarrhöe ein, welche mehrere Tage dauerte, und die Kranke wurde schwächer und schwächer, bis sie zuletzt entschlief. Der gute Schulz sagt, daß sie bis zum Ende von heitern und lieblichen Phantasien umfangen gewesen sei. Bei der Leichenöffnung fand man die Milz in doppelt vergrößertem Zustande vor. Übrigens war dies nicht die Krankheit, welche sie von Darmstadt mitgebracht

hatte, und, ein trauriger Trost! entdeckte man die Keime einer dritten Krankheit, welche ihr und den Freunden bei längerem Leben grauenvolle Tage bereitet hätte.

Ihr habt uns Euren Schmerz um Euer gestorbenes Kind über das Meer gemeldet; wir antworten mit dieser Todesnachricht.

Schulz ist anscheinend ruhig und teilnehmend an den weltlichen Dingen, aber innerlich scheint er von tiefem und niederdrückendem Schmerz ergriffen zu sein, oft ist er ganz matt ... Am 1. März werde ich zu ihm ziehen, um seine Einsamkeit zu teilen oder vielmehr aufzuheben ...

Jüngst habe ich bei Eßlingers gegessen [Regierungsrat Melchior Eßlinger in Zürich (1803—1855) war mit Freiligrath befreundet und ein Gönner Gottfried Kellers]. Sie haben ein sehr schönes Mädchen, welches einen mit großen Augen anguckt. Ich habe dabei an Euer liebes Kind gedacht. Ich glaube, es wird einmal eine ganz interessante Dame werden. Wenn es erwachsen ist, so sagt es ihr doch dann, daß ich dies vor zwanzig Jahren schon gesagt hätte. Vielleicht erquickt es mich alten Kerl dann in irgendeiner schlimmen Stunde, wenn ich für diese gut angelegte Prophezeiung unverhofft einen freundlichen Blick von einem anmutigen Jungfräulein bekomme. Zugleich hoffe ich mich dadurch in gutem Angedenken bei der Mutter zu erhalten, welche ich ehrerbietigst und angelegentlichst grüße.

Nach Dir habe ich oft das Heimweh, und es ist mir überhaupt seit einiger Zeit kurios zumute. Ich suche oft mit großer Ängstlichkeit ein besseres und feineres Glas Wein als gewöhnlich und trinke es unter wunderlichen und fremden Gedanken. Ich bin auch unter den Leuten fremd. Da die Poeten nichts anderes sind als eigentliche Menschen, und folglich letztere alle auch Poeten sind, so sehen sie doch einen sogenannten Dichter scheu von der Seite und mißtrauisch an, wie einen Verräter, welcher aus der Schule schwatzt und die kleinen Geheimnisse der Menschheit und Menschlichkeit ausplaudert ...

Wie ich mein Geschreibsel überlese, ersehe ich, daß ich unschicklicherweise die traurige Veranlassung dieses Briefes aus den Augen ver-

loren habe. Legt mir dies nicht zum Übeln aus und erinnert Euch zuweilen an Gottfried Keller.

Die schöne Winterthurerin

Während dieses Aufenthaltes bei Wilhelm Schulz in Hottingen war es, daß Gottfried Kellers Herz zum erstenmal nach dem Tode der jungen Henriette Keller von den Freuden und Leiden der Liebe gepackt ward. Im selben Hause wie Wilhelm Schulz wohnte der neunundfünfzigjährige Gymnasialprofessor Conrad Orelli-Breitinger mit seiner Frau. Die beiden hatten voriges Jahr auf Seelisberg überm Vierwaldstätterse ein großes schlankes Mädchen aus Winterthur, Luise Rieter mit Namen, kennengelernt und waren so entzückt von der Liebenswürdigkeit dieser klugen und munteren achtzehnjährigen Schönheit, daß sie sie immer wieder als Gast bei sich zu sehen wünschten. Die junge Dame pflegte das Ehepaar ob seiner Gastlichkeit und Unzertrennlichkeit Philemon und Baucis zu nennen, nach jenem sagenhaften phrygischen, das ohne es zu wissen, Götter beherbergt hatte und zum Lohn dafür nach dem Tode als zwei nahe beisammenstehende Bäume weiterleben durfte. Sie ließ sich nicht vergeblich einladen: im Frühjahr und im Herbst erschien sie zu Besuch in Hottingen, und daß ihr dann Gottfried Keller des öfteren begegnete, ergab sich von selbst. Aber sie trug das Bild eines andern Mannes im Herzen.

Luise Rieter an ihre Mutter. [8. Mai 1847.] Philemon schwebt in beständiger Furcht vor Herrn Keller, unserm jungen Hausbewohner, in dessen Nähe ich bis jetzt freilich noch gar nie gelangt bin. Wenn wir nachmittags im Garten sind, strebt er immer nach dem Plätzchen hinter dem Hause, in der Besorgnis, Keller könnte vom Fenster herab mich erblicken ...

[12. Mai 1847.] Als wir zu Hause angelangt waren, kam bald Herr Daverio [Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung] mit dem Dichter Keller. Dieser spricht wenig und scheint eher phlegmatischen Temperamentes zu sein. Er hat sehr kleine kurze Beinchen; schade! denn sein Kopf wäre nicht übel. Besonders interessiert er mich durch seine außerordentlich hohe Stirne. Es war ihm, wie er sagte, nicht ganz

wohl — hoffen wir, daß ich es nicht war, die ihm Weh verursachte — und er verließ uns bald wieder. In der Nähe, fast vis-à-vis, haust in einem Dachstübchen ein junger Maler, zu dem sich Keller oft zurückzieht. Ich sehe die beiden dann und wann am Fenster leuchten. Ob sie mich wohl als Madonna abkonterfeien? . . .

[12. Oktober 1847.] Herrn Keller sah ich auf der Kunstausstellung; er war so verblüfft, daß er, anstatt artig und höflich als Cicerone uns zu dienen, plötzlich Wendung machte und davonstürzte wie ein gehetzter Hirsch.

Gottfried Keller an Luise Rieter. [Hottingen, Oktober 1847.] Verehrteste Fräulein Rieter! Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde.

Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten Dame anzutragen, wie Sie sind. Aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich allein bin.

Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billett sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten. Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen sich herzlich lustig über mich! Denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich

zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher all das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut.

Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort. Ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für mich sein können, denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen.

Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen.

Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte, ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich mich ihr ganz und rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten.

Aber ich muß schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen: es ist gewiß nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Fall werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu tun und das sobald als möglich; denn, wie gesagt, ohne sich im mindesten zu bedenken, wenn Sie

ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben.

Leben Sie wohl und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir, und halten Sie einem armen Poeten etwas zugut! Ihr ergebener Gottfried Keller.

Gottfried Keller an Frau Orelli-Breitinger. [Hottingen, 21. Oktober 1847.] Verehrteste Frau! Am letzten Samstag mißbrauchte ich Ihre Güte, der Fräulein Luise Rieter einen Brief zukommen zu lassen, dessen Inhalt Ihnen vielleicht bekannt ist, da Fräulein Rieter Sie in ihrer Antwort ihre mütterliche Freundin nennt. Wenn er es nicht ist, da Fräulein Rieter vielleicht zu verletzt war, um Ihnen denselben mitzuteilen, so wird es sich aus diesen Zeilen ergeben, welche annehmen und lesen zu wollen für mich eine Wohltat wäre. Und darzutun, daß ich derselben nicht so unwert bin, wie es den Anschein hat, ist der Zweck dieses Briefes.

Jene Antwort ist nämlich derart, daß ich mir nicht erlauben darf, noch ein unmittelbares Wort an die Schreiberin derselben zu richten, obgleich ich zu meiner Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung diese unglückliche Geschichte nicht abschließen kann, ohne noch zwei Punkte zu berichtigen. Denn trotz der Herzensgüte, welche aus ihren Worten hervorleuchtet, blickt doch ein geheimes Beleidigtsein dazwischen hervor, und das mit Recht; nur zwei Äußerungen hat sie mißverstanden auf eine Weise, welche meinem Bewußtsein wehe tut ...

Ich schrieb ihr, daß nur die Freundlichkeit, mit welcher sie mir begegnet sei, mir den Mut gebe, ihr mein Herz zu eröffnen. Das hat sie so ausgelegt, als ob ich auf eine unverschämte Weise ihre angeborne Freundlichkeit zu meinen Gunsten ausgelegt hätte, und doch ist es nicht so. Ich wollte nichts anderes sagen, als daß ich ihr überhaupt ein gutes Herz zuschrieb, welches mich nicht so hart und schnöd abweisen würde, weil sie mich nicht so grob und nüchtern ansah wie andere Mädchen. Ich verlange gewiß nichts weniger, als daß diese kokettieren sollen, aber viele dürften dreinschauen wie ihnen die Augen gewachsen sind, ohne daß sie befürchten müßten, ein Unheil anzurichten wie Luise Rieter ...

Sodann war sie schmerzlich überrascht, daß ich in den wenigen Augenblicken, wo wir uns sahen, eine solche Leidenschaft für sie gefaßt haben sollte. Sie glaubte der unschuldige Gegenstand einer mutwilligen und oberflächlichen Neigung geworden zu sein, und daß sie das so sehr beleidigte, anstatt ihr zu schmeicheln, bewies mir wieder ihr reines und gesundes Gemüt. Ich muß gestehen, daß es allerdings den Anschein hat, als habe ich mich auf eine leichtsinnige Weise in diese Liebe hineinphantasiert, allein, es ist doch nicht so. Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei Fräulein Rieter hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt. Als ich sie im Garten und in Ihrer Wohnung im letzten Frühling sprechen und lachen hörte, ohne sie gesehen zu haben, fragte ich die Schulzische Magd augenblicklich, wer unten sei, und als ich sie nachher sah, es war eben Mai und das schönste Wetter, man erzählte mir viel von ihr, und nachher fand sich eben nichts vor, das mir die erwachende Neigung verleidet hätte. Deswegen aber war ich doch nicht blind, und als ich sie zum erstenmal in Ihrer verehrten Gesellschaft sah, bemerkte ich, als man vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr, die ich alsobald die heftigste Begierde verspürte, ihr abzugewöhnen.

Ich wünsche nicht, hochverehrte Frau Professor, daß sie dies alles ihr sagen, sondern nur, wenn Sie können und wollen, daß Sie glauben, ich hätte sie als ein guter und ordentlicher Mensch aufgefaßt und geliebt. Sie fragen mich wohl, wie ich denn dazu gekommen sei, jenen freien und maßlosen Brief zu schreiben? Da ich in Ihrem Hause mir die Tölpelei habe zuschulden kommen lassen, so erlauben Sie mir gewiß noch einige Worte darüber, obwohl diese Zeilen sich schon nur zu sehr angehäuft haben; Sie können ja, wenn Sie dieselben gütig aufnehmen wollen, dazu beitragen, daß ich die unselige Leidenschaft mit Besonnenheit vergesse und begrabe, und dies liegt wenigstens in einem äußeren Interesse Ihrer jungen Freundin. Wenn man mich hingegen nicht hören will und ich das letzte Wort unbarmherzig verschlucken muß, so bin ich noch auf Wochen hinaus zerstört und elend,

und überdies sind mir alle Kreise, die im entferntesten an den Ihrigen grenzen, sogar die Schulzische Wohnung, verschlossen.

Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht und befand mich am Morgen sogar körperlich unwohl, das Herz war mir fortwährend wie zugeschnürt und der Kopf heiß. Auch der demütigste Mensch glaubt und hofft innerlich immer mehr, als er auszusprechen wagt, und ich bin keiner von den demütigsten, vielmehr habe ich manchmal einen recht sündlichen Hochmut in mir zu bändigen. Ich erging mich an jenem Morgen in den glühendsten Hoffnungen, ich spann einen Roman um den andern aus, und mitten in meinem Rausche erinnerte ich mich gehört zu haben, daß sie heute abreisen und ich sie also auf lange Zeit, vielleicht für immer, verlieren würde. Eine tiefe Angst kam über mich, und so entstand der Brief, während meine Gedanken bei ihr waren, schrieb meine Hand die ungeschliffenen Worte. Ich habe lange schon vorausgesehen, daß es mir einst so gehen würde, darum habe ich mich bei den zwei andern Mädchen, die ich in meinem Leben schon liebte, so gesträubt, etwas zu sagen, und es war mein gesunder Takt. Indessen ist der Schlag, der mich aus meinem Himmel warf, nur wohltätig für mich. Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bittern Tagen abgelegt und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es, was es wolle; und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich die Sache schon ziemlich objektiv ansehen kann, und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich mich bereits auf der Besserung befinde. Im schönen Mai erschien mir Luise Rieter, im Herbst entschwand sie mir für immer, und ich kann wohl in jeder Beziehung und ohne alle Ausnahme sagen, daß es trotz allem Leid der schönste Sommer und der lieblichste Traum meines Lebens gewesen ist, und ich hoffe denselben recht lang in ruhiger Seele festzuhalten, aber es wäre kindisch und unvernünftig,

im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde . . .
[„bei den zwei andern Mädchen", das eine war Henriette Keller, das andere vermutlich Marie Melos, die Schwägerin Freiligraths.]
[Hottingen, 28. Oktober 1847.] Hochverehrte Frau! Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren milden und wohlwollenden Brief und wünsche nur, daß jeder und jede, die eine ähnliche Krise zu überstehen haben, auch eine solche Hilfe finden möchten; viel ernstes und närrisches Unheil würde dadurch im Keime erstickt werden . . .
Ich hatte bewußtlos und hastig alles, was ich innerlich besitze, alles Wünschen und Hoffen, alles Entschiedene und Unentschiedene in die Erscheinung Luisens niedergelegt, mein ganzes Wesen hatte ich in die liebliche Form gezwungen und als ich das schöne Gefäß plötzlich mußte fallen lassen, glaubte ich zugleich meine ganze Habe, mich selbst verloren zu haben. Nur Ihr aufrichtendes Benehmen machte es mir leichter, eine Kostbarkeit nach der andern wieder aus dem Namen Luise herauszusuchen und wieder dahin zu bringen, wo sie vorher gewesen ist, und ich hoffe immer noch soviel zu retten, daß weder ich noch das teure Kind sich je dieser Tage zu schämen haben. Dies ist keine Phrase von mir, sondern mein voller Ernst, denn obschon ich recht gut weiß, daß ich Talent habe, so habe ich doch noch nichts getan, um mich in der Gesellschaft mit der nötigen Sicherheit bewegen zu können, wenn in zarteren Dingen Konflikte entstanden sind; deswegen wird es mir auch erst möglich sein, Ihrer gütigen Einladung zufolge Sie und Herrn Professor zu besuchen, wenn ich imstande bin, einigen Humor über Vergangenes hervorzukehren, weil im Grunde die beiden Geschlechter in einer Urfeindschaft stehen, welche, an sich reizend und interessant genug und die Grundlage der schönsten Erscheinungen bildend, doch das persönliche Zusammentreffen genant und unbehaglich macht, bis gewisse Risse durch Neues und Heiteres geheilt und überwachsen sind. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee, so verkehre ich jetzt am liebsten mit den Männern, nicht um bei ihnen zu plaudern und zu klagen, sondern mich an ihrer Härte zu stärken und mich bei ihnen wieder selbst zu finden . . .

[Den 6. August 1846.] Ich legte mich um elf Uhr etwas unwohl zu Bette und glaubte einiges Fieber zu haben. Es war sehr schwül. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich die Feuerglocke. Vom Mondschein und dem gerötеten Himmel war die Kammer seltsam erhellt; ich stieg aber zu oberst unter das Dach hinauf, um das Feuer zu sehen. Es war auf dem Lande. In der Gegend der Limmat stieg die rote Rauchsäule feierlich zum Himmel. Die Luft war lau und das Mondlicht fast wie berauschend. Von der unmittelbaren Säule hinweg sammelte sich der Rauch in eine horizontale Schicht und trieb wie eine große Streifwolke weit gegen Westen hinaus oder vielleicht gegen Osten hin. Ich weiß es nicht mehr. Wenigstens hing er am westlichen Himmel. Nachdem ich das Zusammenstürzen des Daches, welches sich immer durch ein letztes gewaltiges Auffahren von Rauch und Glut auch in der Ferne bemerklich macht, vergeblich hatte abwarten wollen, ließ ich Feuer und Mondnacht und eilte wieder hinunter ins Bett. Befangen und aufgeregt und unwohler als vorher, fürchtete ich, daß mir die noch immer fortwährende Feuersbrunst in Schlaf und Traum hineinbrennen und eine schlimme Nacht verursachen möchte. Ich hatte gegen Morgen folgenden Traum.

Ich stand in der Dämmerung auf dem Rathausplatze unter einem jener großen Volkshaufen, die sich zu versammeln pflegen, wenn irgendein Verbrecher auf die nahe Hauptwache geführt wird. Es war schon dunkel, als langsam ein Wagen durch das Gedränge gefahren kam, auf welchem eine unkenntliche schlanke Weibsperson saß. Quer auf den Knien lag ihr ein totes Kind, sie aber saß aufrecht und reglos. „Da kommt die Kindsmörderin," summte das Volk, „in einer Stunde wird sie geköpft." Als ich die hohe Gestalt über den Häuptern der Menge dahinschwanken sah, hatte ich, wie ich mich ziemlich bestimmt erinnere, das Gefühl: ich wünschte ihr noch, daß das genossene Liebesglück kein gemeines und so groß gewesen sein möge, als das gegenwärtige Leid. Dann sei es schon gut.

Es war jetzt ganz Nacht geworden. Eine weiche, weiche Hand faßte

die meine. Ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah, flüsterte mir ins Ohr: „Gottfried Keller, komm, wir wollen zu mir heim gehen!" und zog mich geschickt und sachte aus dem Gedränge. Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen, die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich buseliges Wesen, welches mich ungemein behaglich machte. Ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester. Als wir in einem Sackgäßchen angekommen, vor einem hohen schmalen Hause standen, hießen mich die Kinder leise und behutsam gehen. So stiegen wir viele enge und steile Treppen hinan, jeden Tritt berechnend in der schwarzen Finsternis. Sie führten mich an beiden Händen. Oftmals hielten wir an, und die guten Mädchen suchten dann mein Gesicht und küßten mich herzlich, aber vorsichtig auf den Mund. Sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen; sie fielen von ihren Lippen, wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen. Darum brauchten wir eine lange Zeit, bis wir endlich oben, in einem kleinen Dachkämmerchen, waren. Dasselbe war ganz vom Monde erhellt; die runden Scheiben der Fensterchen waren auf den Boden gezeichnet. Sogleich zogen wir alle die Schuhe aus, um nicht laut aufzutreten. Man sah aus dem Fenster, vor welchem ein hohes Dach hinabging, über viele Dächer hinweg, unter denen man kaum die Fenster als schwarze Vierecke erkennen konnte. Der Mondschein schwamm auf den Dächern; die Stadt war eingeschlafen und still. Wir waren auch mäuschenstill, denn die Mädchen sagten, daß viele alte böse Weiber in den benachbarten Dachkammern wohnten, welche ihnen immer aufpaßten und jede Freude zu verbittern suchten. Wenn eine aufwache und uns höre, so seien wir des Todes.

Wir saßen an einem kleinen Tischchen zwischen dem Fensterlein und dem Bette, welches mit einem schneeweißen Tuche sehr ordentlich

und glatt bedeckt war. Wir durften natürlich kein Licht machen und saßen auch lieber so im Halblichte. Wir aßen und tranken etwas, aber ich weiß nicht mehr was, nur daß wir vergnüglich und leise die blinkenden Gläser aufhuben und wieder absetzten; und wenn etwa eines an einen Teller stieß, so zuckten wir ängstlich zusammen. Als eines der guten Kinder aufstand, das Bettuch abnahm und sehr sorgfältig zusammenlegte und dabei sagte: „Wenn wir schläfrig werden, so können wir uns nun gleich aufs Bett legen und rechtschaffen schlafen", da durchfuhr mich ein ganz seliges Gefühl, aber nicht eigentlich sinnlich. Sie setzte sich wieder ans Tischchen und bot mir ihre weißen jungen Schultern zum Liebkosen. Da fuhr sie plötzlich zusammen und sagte: „Herr Jesus, die Weiber kommen!" Halbtot vor Schrecken duckten sich beide fast in mich hinein, und ich umfing sie, indem wir alle drei atem- und lautlos aufhorchten. Wirklich hörte ich deutlich, wie jemand über das Dach hinschlarpte, an einem benachbarten Dachfenster anklopfte, wie dort ebenfalls jemand herausstieg auf das Dach. Dann sahen wir verschiedene Schatten vor unsern Fenstern vorbeihuschen; es war offenbar: die alten Weiber weckten und versammelten sich. Die Ziegel rasselten unter ihren schlurfenden Füßen. Es kam immer näher über unsern Köpfen. Es flüsterte: „Langt nur 'nein, sie haben gewiß einen bei sich!" Ein Ziegel wurde aufgehoben: eine lange magere Hand langte herein, tappte herum und erwischte meine Haare, welche gen Berg standen. Das Blut schien in meinen Adern zu gerinnen, — als ich erwachte und tief aufatmete.

Der bleibende Eindruck des Traumes war aber ein angenehmer, und ich bin froh, daß es so abgebrochen wurde. Dieser Traum hatte mich erquickt für viele Tage, wie wenn ich das artige Abenteuer wirklich erlebt hätte.

[15. September 1847. Gottfried Keller hauste in dieser Zeit bei Schulz in Hottingen.] Heute Nacht besuchte ich im Traum meine Mutter und fand eine große Riesenschlange auf dem Taburett zusammengeringelt liegen, wie früher unsere rote Katze, welche gestorben ist. Die Schlange bildete eine ordentliche Pyramide auf dem kleinen Stühlchen: auf dem obersten, engsten Ringe lag der kleine Kopf, und

neben ihm ragte das spitze Schwanzende empor, welches aus dem hohlen Innern des Turmes vom untersten Ringe her aufstieg. Da ich erschrak, so versicherte meine Mutter, es sei ein ordentliches gutes Haustier, und sie weckte dasselbe. Wirklich entwickelte sich die Schlange sehr gemütlich, gähnte und reckte sich nach allen Seiten, wobei sie die schönsten Farben schimmern ließ. Dann spazierte sie in hohen Wellenbewegungen in der Stube umher, über den Schreibtisch und über den Ofen hin, stellte sich auf den Schwanz und fuhr mit dem Kopfe, da sie sich bei weitem nicht ganz aufrichten konnte, rings an der Stubendecke umher, als ob sie Raum suche. Dann folgte sie der Mutter in die Küche und auf den Estrich, wo sie hinging. Auch ich tat bald vertraut mit dem Tier und rief es gebieterisch beim Namen, den ich vergessen habe. Plötzlich aber hing die Schlange tot und starr über den Ofen herunter, und nun fürchteten wir sie erst entsetzlich und flohen aus der Stube. Da wurde sie wieder munter, putzte sich, lachte und sagte: „So ist es mit Euch Leutchen! Man muß immer tot scheinen, wenn man von Euch respektiert werden soll." Wir lachten auch, spielten mit ihr und streichelten sie. Da stellte sie sich wieder tot; sogleich wichen wir entsetzt zurück. Sie machte sich wieder lebendig, und wir näherten uns wieder. Sie erstarrte nochmals, und wir sprangen immer wieder fort. So trieb sie das Spiel, während ich mich in andere Träume verlor, die sehr schön waren. Denn es reut mich sehr, daß ich alles vergessen habe.

Ich glaube, ich träumte von der Winterthurerin, weil mich immer noch eine Sehnsucht treibt, diese Träume auszugrübeln; aber es ist vergebens.

Man sollte sich während besonderer Träume bestimmte Kennzeichen machen können. Dies erinnert mich an einen Traum, den ich vor einigen Jahren hatte, wo ich, von schrecklichen Bildern gequält und gepreßt, mich kurz und gut entschloß, mich an der Nase zu zupfen, damit ich erwache. Dies geschah auch, und ich fühlte beim Erwachen noch deutlich den Druck des Daums und des Zeigefingers an meiner Nase. Als ich diesen lustigen Vorfall erzählte, machten die Leute ungläubige Gesichter, obgleich ich durch ihre eigenen Erzählungen ähn-

licher Träume dazu veranlaßt war. Sie stießen sich auch nicht am Sonderbaren, sondern nur am Zutreffenden und Passenden dessen, was ich zum Gespräche und Stoff desselben beitrug. Weil viele Schwätzer die Gewohnheit haben, von jeder Sorte von Erfahrungen und Merkwürdigkeiten, die gerade verhandelt werden, auch eine noch auffallendere besitzen zu wollen, so schienen die Leute mich auch in diese Klasse zu stellen. Aber da mir sonst immer der Vorwurf der Einsilbigkeit und mürrischen Wesens gemacht wird, bewies mir dies nur wieder die beleidigende Gedankenlosigkeit der meisten Leute.
Auch dem Schulz werde ich beim Frühstück keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht aussprach, daß ich dieselben vorweg ersinne und erfinde. Er kennt nur die einfachsten Träume, als: heut träumte ich von einem Sarg, oder von Rauten, oder: ich fing Fische oder: ich sah einen sich die Nägel abschneiden usf. Weil er keine Phantasie hat, welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohlorganisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schöne künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich. So geht es! Der gute Schulz kann mit mir darüber zanken, daß ich in religiösen Dingen noch weniger Glauben haben will als er, er kann sich sogar im Eifer in dogmatische Redensarten verirren: aber das Nächste und Einfachste, an einen schönen Traum, glaubt er nicht, weil er ihm an, spruchslos beim Frühstück erzählt wird und nur drei Schritte von ihm geträumt worden sein soll; vielleicht auch, weil sich keinerlei Bedeutung daraus ergibt, wenigstens für ihn nicht. Denn in diesem Punkt ist er sehr gläubig und verlangt unsere Aufmerksamkeit für die abgeschmacktesten Dinge, welche er behauptet. Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch solche Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein. Was habe ich für Ballast! — O weh, mir armen Treckschuite! [Holländisches Kanalschiff, das von Pferden gezogen wird.] Eigentliche Kalkblöcke, die noch so greulich brausen, wenn das Meerwasser hereindringt. Als mein Lebensschiff aus Ostindien zurückging, nachdem es seine Ladung abgegeben, wurden ihm als Ballast ausgestopfte Krokodile und wüste Seetiere,

Tiger und Hyänen mitgegeben für die Raritätensammlung in Europa, um wenigstens einigen Nutzen mit der Fracht zu verbinden. Schwere Kisten voll wunderlicher Schnecken und Muscheln und Stachelpflanzen pfropfte man in die tiefen Räume, und als man das Schiff immer noch zu leicht befand, nahm man noch eine Truppe sündhafter nackter Bajaderen in die Kajüte, welche nach Paris bestimmt waren. — Aber es fällt mir ein, daß es ein schlechter Spaß ist, mit seinen schlimmen Eigenschaften und Fehlern und gar mit seinen Sünden zu kokettieren; denn es ist kokettiert, wenn man witzige Bilder braucht, um sie zu bezeichnen, und vor einer höheren Einsicht verschwinden diese Seifenblasen der Phantasie.

Nur eines noch! Es könnte viel Kummer und Verdruß verhütet werden, wenn jeder Mensch sich dreimal besänne, ehe er gute Ladungsstücke eines andern für Ballast und diesen letzteren als gute Fracht erklärt. Wenn man sich selbst ein wenig auf die Eisen geht, so kann man entdecken und muß gestehen, daß man sich vieler Dinge eigentlich zu schämen hat, welche an einem gelobt werden, und umgekehrt. Das erstere tut unserer elenden Eitelkeit freilich nicht so weh wie das letztere. Ich weiß nicht, welches empfindlicher ist: um gewisser Eigenschaften willen, die gerade nicht jedermann hat und die daher für originell gelten, nichtsdestoweniger aber Schwachheiten sind, auf die zudringlichste Weise immer wieder hervorgezogen und ausgezeichnet, oder um einiger Schroffheiten und Unebenheiten willen, die einem guten und löblichen Boden entspringen, immer getadelt zu werden.

Studiere dich selbst, jetzt und immer, deine Vergangenheit und Gegenwart. Vergleiche deine strengen Betrachtungen mit dem, was andere, Freunde und Feinde, von dir halten, und du wirst zu zweierlei Resultaten kommen: entweder wirst du milder und friedlicher und umgänglicher — oder feiner und strenger und gewinnst an Stärke über die Gedankenlosen, je nach deinem Grundcharakter. In beiden Fällen aber wirst du, wie mich dünkt, nur gewinnen . . .

Ich schlenderte heute vormittag über den Fischmarkt. Weber, der Kupferstecher, lief mir nach und forderte mich auf, einen Frühtrunk zu nehmen. Ich hatte ihn vor vielen Wochen einmal in einer Kneipe,

als wir in später Nacht ziemlich warm waren, verhöhnt, daß er immer sauren Wein söffe, was ihn fürchterlich aufbrachte, so daß wir uns ziemlich laut zankten beim Nachhausegehen, und er mir endlich einen Stoß gab, daß ich auf den Hintern purzelte, worauf ich wütend auf und ihm an den Kragen sprang. Die Freunde fuhren zwischen uns, die Polizeier und Nachtwächter umringten uns. Kaum aber hatte mich einer dieser letzteren erkannt, so schrie er seinen Gesellen zu: „Fort mit uns! Das ist einer von den ‚Freien Stimmen'! Da werden wir in dem Saublatt herumgezogen!" Worauf sie sämtlich sich zurückzogen und uns ungeschoren ließen. Ich bin nämlich stark verdächtigt, Mitarbeiter jenes Spott- und Schmähblattes zu sein, was mich nicht sehr freut. Diesmal aber rettete uns dieser Verdacht. Da die konservativen Spießer von Zürich, vom Patrizier bis zum Nachtwächter, nichts so fürchten wie die Öffentlichkeit, rettete uns dieser Verdacht vor unwürdigen Polizeiaffären, worein uns unsere Torheit, die wir schon lange abgelegt glaubten, zu verwickeln drohte. — Weber kam mir heute versöhnlich lachend entgegen, ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen. Er erzählte mir von einem Weinschenk, welcher, kürzlich aus Neapel zurückgekehrt, ein Faß Sizilianer Wein mitgebracht hätte, welches er wohlfeil verzapfe. Wir gingen hin und fanden einen aufgeweckten Mann, der als Mechanikus im Süden hantiert hatte. Alle Wände hingen voll greller Gouache-Bilder: der speiende Vesuv glühte wohl in zwölf verschiedenen Variationen, dazwischen Palermo, Sorrent, Salerno, Capri, Amalfi, Messina, Catanea, kurz alle lieben Namen und Orte von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Meerenge bunt durcheinander, übertrieben und bunt, aber wenig gefärbt. Dazu schleppte der Wirt einen alten Hut voll Laven, Bimsstein- und Tropfsteinbrocken her. Alle diese hundertmal gelesenen, besprochenen und geahnten Dinge, so naiv und abgelegen sie hier erschienen, machten doch in Verbindung mit dem südlichen ahnungsvollen und Sehnsucht erweckenden Weine ihren gehörigen Eindruck. Der Wein erwies sich indessen allzu schwer und ungeheuerlich. Ich dachte auch an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: ‚Bleib' im Land

und nähr' dich redlich' in mein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglück in bestimmtester nobelster Form einschlich.
[16. September 1847.] In den Zeitungen gelesen, daß der Publizist und Jurist A. in Schaffhausen, den ich vor einem Jahr am Winterthurer Schießen beohrfeigt habe, im Schaffhauser Großen Rat den Antrag gegen Exekution des Tagsatzungsbeschlusses bringen und eine demagogische Wühlerei im Schaffhauser Volk anfangen will. Verletzte und unbefriedigte Eitelkeit soll den Esel dahin treiben und das Gelingen nicht ganz unmöglich sein. Ich hatte doch einen guten Instinkt damals, und ich segne den Wein, der mich veranlaßte, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich und ließ sich doch prügeln.
Einige Stunden mit Baumgartner zugebracht. Er spielte mir einige schöne Phantasien von Liszt und Thalberg und eine von sich, nachher Lieder von Schumann, die wir zusammen sangen. Die Loreley (Heine) von Silcher hat mich gewaltig gepackt, und ich singe sie immer vor mich her. Dies Lied drückt sehr viel aus, wo einen der Schuh drückt, und was nicht gerade romantisch, sondern nur rein menschlich ist. Baumgartner hat auch ein paar Lieder von mir komponiert, die mir gefielen. ‚Ich will spiegeln mich in jenen Tagen' scheint mir in Rhythmus und Weise mit dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst leise singend gemacht habe.
Während Baumgartner eine große Phantasie spielte, machte ich die Bemerkung, daß schöne Musik immer dem Hörenden diejenigen Phantasien hervorruft, welche ihm das, was er wünscht, nach seinem individuellsten Charakter vorspiegeln. Eine prächtige Ouvertüre wird den einen als Triumphator in das Geräusch eines kriegerischen Siegeszuges versetzen, während sie den andern auf grüne Berge an die Seite einer Heißgeliebten führt; der dritte wird einen Roman ausspinnen, aus welchem er, zuerst verkannt und mißhandelt, zuletzt als glänzender Held hervorgeht und vor denen erscheint, welchen er imponieren möchte. Welch' eine ungeheure Welt der verschiedensten Träume und Empfindungen zertrümmert in einem gefüllten Hause der letzte Bogenstrich eines großen Tonstückes! Doch das geht nur die Masse der

Nichtkenner an, worunter ich gehöre. Ein Musikverständiger wird sich an der unabhängigen Kunst und Schönheit eines Werkes erfreuen. Zum Haufen der Nichtkenner gehören aber eine Menge Leute, welche über Musik faseln. Baumgartner versicherte mich, daß alles, was Gutzkow, Heine, Laube usw. über Musik geschrieben haben, wohl angenehm zu lesen, aber durchaus willkürlich und ganz launenhaft sei. Es ist die nämliche Erscheinung wie bei allen Künsten. Nur die Kunstbeflissenen, ein enger Kreis stiller Künstler selbst, genießt die verschiedenen Werke in ihrer ganzen Tiefe, und jedesmal nur diejenigen, welche er selbst auch hervorzubringen sich bemüht. Alles andere ist mehr oder weniger untauglich; besonders aber das plastische Vergleichen und Schwadronieren führt zu nichts. Ich weiß wohl, daß die schreibenden Ästhetiker sich mit Spott und Galle gegen diese Behauptung verwahren, aber es ist doch so. Ein Schriftsteller kann wohl viel Gründlicheres über die Kunstgeschichte sagen als ein Künstler, er kann den Geist und die Richtungen der Schulen erforschen, vergleichen und beurteilen, aber das einzelne Produkt wird er nie verstehen und genießen wie der Künstler, dafür hat dieser einen ganz eigenen Witz. Auch geht dem Federmenschen die schöne Pietät ab, welche die Künstler auch für überwundene Richtungen und Phasen bewahren und welche ihnen dafür mit so manchem reinen Genusse lohnt.

Als Baumgartner spielte, wünschte ich wunderschön spielen und singen zu können der Louise R[ieter] wegen. Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen innern Augen. Ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist, aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden. Vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr.

Mit meiner Schwester geht es körperlich besser, aber Geist und Gemüt scheinen von der Krankheit gelitten zu haben: sie ist verwirrt ohne Fieber. Dabei aber zeigt sie Witz, und die Tiefe eines zarten und liebebedürftigen Gemütes tritt zum erstenmal zutage. Die Mutter wacht

nun ganz allein schon vierzehn Nächte bei ihr. Ich kann nichts helfen. Ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaushilft, so soll es anders werden. Indessen bin ich stolz auf unser verborgenes Leiden und auf die Stärke und Kraft meines armen alten Mütterchens und auf den stillen Wert meiner Schwester. Das übertrifft alle Fraubasereien meiner öffentlichen Beziehungen.

Das Jahr 1848

Daß zu Anfang des Jahres 1848 das „Kommunistische Manifest" von Marx und Engels, den Vätern des deutschen Sozialismus, in die Welt ging und die Proletarier aller Länder zum gemeinsamen Kampf gegen die herrschenden Klassen aufrief, gibt den Revolutionen dieses Jahres einen drohend in die Zukunft weisenden Unterton, denn die früheren waren bürgerlich gewesen. Der neue, vierte Stand mit der Verbreitung der Dampfmaschine wachsend, in Paris schon organisiert, war als „Rote Internationale" im Entstehen. Andererseits ist es bezeichnend für die Revolutionen dieses Jahres, daß sie vielfach auf nationale Befreiung und Einigung zielen.

Die Erhebung Siziliens gegen die antinationale und despotische Regierung seines Königs, Ferdinand II. [aus dem französischen Königshause der Bourbonen], leitete das Sturmjahr ein, aber von fortreißender Wirkung auf das übrige Europa war erst die blutige Revolution zu Paris, Ende Februar, zu der eine Beschränkung des Versammlungsrechtes den letzten Anstoß gegeben hatte. Sie beseitigte den seit 1830 regierenden „Bürgerkönig" Louis Philippe und machte Frankreich wieder zur Republik.

Innenpolitisch erwies sich übrigens die Republik sofort als durchaus konservativ, besonders was die von den Kommunisten aufgeworfene Frage des Privateigentums betraf. Ungeachtet der großartigen, von Louis Blanc inszenierten Demonstrationszüge der Arbeiterschaft gewann die Bourgeoisie durch die Wahlen vom 23. April einen glänzenden Sieg über die Sozialisten.

Außenpolitisch wandte der Minister Lamartine sich in einem Rundschreiben an die Mächte: er verabscheue jeden Angriffskrieg und werde die territorialen Bestimmungen der Verträge von 1815 achten, obwohl er deren Rechtsgültigkeit anzweifele, aber bisher unterdrückten Nationalitäten zu ihrer Befreiung Waffenhilfe zu leisten, sei Frankreich bereit.

In Deutschland verband sich das Sehnen nach staatsbürgerlicher Freiheit mit dem nach nationaler Einheit, und bald wehten auf dem Stephansturm zu Wien und am Bundestagspalast zu Frankfurt die verpönten Farben der deutschen Burschenschaft: schwarz, rot, gold. Am radikalsten war die Stimmung in Baden und Sachsen: man wollte durchaus die Republik. Mitte März kam es in Wien und Berlin zu blutigen Kämpfen, übrigens hatte jedes Ländchen und jedes Städtchen wenn nicht seinen Krawall, dann doch seine stürmische „Adresse". Der Bundestag wurde aufgelöst, in der Paulskirche zu Frankfurt trat das Deutsche Parlament zusammen. Da aber allenthalben dem guten Willen die Macht und der Macht der gute Wille fehlte, folgte dem politischen Frühling rasch ein böser Winter, die Reaktion.

Venedig und die Lombardei versuchten sich gewaltsam von der österreichischen Herrschaft zu befreien, noch vergeblich, aber das Risorgimento, die Wiedergeburt Italiens war eingeleitet. In Ungarn verband sich der Kampf für eine Parlamentsregierung mit dem für die Loslösung von Österreich, die auch die Böhmen anstrebten. In Posen erhoben sich die Polen gegen die preußische Herrschaft.

Schließlich aber siegte überall, innenpolitisch wie außenpolitisch, vorläufig noch das Alte über das Neue.

Gottfried Keller an Eduard Dößekel [in Seon, Jurist, Mitglied des Aargauer Obergerichtes, Dichter]. [Zürich-Hottingen, 25. März 1848.] Deiner Einladung auf morgen kann ich nicht nachkommen. Das Wetter ist wieder zu schlecht, so daß mir die Expedition verloren ginge, meine Zeit ist noch immer nicht disponibel und drittens möchte ich gegenwärtig keinen Tag vom hiesigen Museum [d. h. vom Lesezimmer der Museumsgesellschaft] weg. Es gehen jetzt in der

Welt Dinge vor, welche man gehörig und kuhwarm studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. Selbst der Unbedeutendste muß jetzt fest auf der Wache stehen und die Nase hoch in die wehende Frühlingswitterung hinausrecken, und nicht allein ein Wintereisel bleiben im allgemeinen Rosensturm. Schönes Wort, Rosensturm! Man sollte meinen, ich wäre ein sentimental revolutionierender Leipziger. Ungeheuer ist, was vorgeht: Wien, Berlin, Paris hinten und vorn; fehlt nur noch Petersburg. Wie unermeßlich aber auch alles ist: wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir arme kleine Schweizer dem Spektakel zusehen. Wie feingliedrig und politisch raffiniert war unser ganzer Jesuitenkrieg in allen seinen Phasen und Beziehungen gegen diese freilich kolossalen, aber abc-mäßigen Erschütterungen.

Selbst daß unsere Leute weniger Todesverachtung gezeigt haben, als fast alle diese verschiedenen Städte, ist mir lieber und beweist (ohne Schindluder treiben zu wollen) die feinere Kultur, das Bewußtsein, daß es eben gehen muß und soll, ohne sich allzu toll zu gebärden. Sobald die Gefahr, das böse Prinzip, uns wieder einmal turmhoch überragte, wie es jene armen Teufel seit langem tat, würden wir schon bei der Hand sein ...

Aus Gottfried Kellers Tagebuch. [Am Abend des 1. Mai 1848.] Gern genieße und feiere ich die heiteren unter den christlichen Festtagen mit. Wenn am Ostermorgen, am Himmelfahrtstag oder in der Pfingstfrühe die Glocken durch die klare Luft tönen, die stille Sonne und das alte treue Himmelsblau auf der blühenden Erde liegen, wenn die gedankenleichten, unbekümmert frommen Leute auf Wegen und Stegen den Kirchen zueilen, dann tue ich mein Fenster weit auf und lasse meine Seele auf der allgemeinen behaglichen Andacht ausruhen, und die Ruhe, welche ich finde, beweist mir, daß ich wohl nicht zu den Schlimmen gehöre, ungeachtet der Scheidewand, welche zwischen mir und dem betenden Volke besteht. Aber wie ich seit einiger Zeit ängstlicher auf den Wechsel der Jahreszeiten achte, und wie mich der kommende Vollmond jedesmal sorglicher und ge-

dankenvoller findet, so habe ich besonders auch für den ersten Mai eine größere Pietät gewonnen, als für alle andern Tage im Jahre. Das kommt vom Scheiden der Jugend ...

Ich ging in die Stadt, wo Jahrmarkt war. Es war viel Volk hereingekommen und trieb sich emsig herum. Doch war sein Verkehr mehr scheinbar, denn alles klagte über den großen Geldmangel und die schlimme Zeit. Am fröhlichsten waren die jungen Soldaten, welche in ihren neuen Uniformen der Not und der Bestürzung des Tages vergaßen und singend umherzogen. Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den tausend andern Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?

Am meisten niedergeschlagen waren die Künstler und die Besitzer von Merkwürdigkeiten, weil fast niemand um ihre Produktionen sich bekümmern mochte. Da standen sie in ihren traurigen bunten Jacken vor den Buden und stießen unsicher und klagend in die schadhaften Trompeten, daß einem die Tränen in die Augen traten. Weil das Volk kein Geld hatte, so spottete es zum erstenmal über diese Herrlichkeiten, welche es sonst bewunderte; und die Gaukler standen scheu und schlotternd vor ihren gemalten Wundern.

Ich trat in ein Wachsfigurenkabinett. Die Gesellschaft der Potentaten sah sehr liederlich und vernachläßigt aus. Es war eine erschreckende Einsamkeit und ich eilte durch sie hin in einen abgeschlossenen Raum, wo eine anatomische Sammlung zu sehen war. Da fand man fast alle Teile des menschlichen Körpers künstlich in Wachs nachgebildet: die meisten in kranken, schreckbaren Zuständen, eine höchst wunderliche Generalversammlung von menschlichen Zuständen, welche eine Adresse an den Schöpfer zu beraten schien. Ein ungeheuer großes Herz, welches seinen Eigner getötet hatte, führte das Präsidium, und ein sehr schön ausgebildeter Magenkrebs schien der Sekretär oder Schriftführer zu sein. Ein ansehnlicher Teil der ehrenwerten Gesellschaft bestand aus einer langen Reihe Gläser, welche vom kleinsten Embryo an bis zum fertigen Fötus die Gestalten der angehenden Menschen enthielten. Diese waren nicht aus Wachs, sondern Natur-

gewächs und saßen im Weingeist in sehr tiefsinnigen Positionen. Diese Nachdenklichkeit fiel um so mehr auf, als die Bursche eigentlich die hoffnungsvolle Jugend der Versammlung vorstellten.

Plötzlich aber fing in der Seiltänzerhütte nebenan, welche nur durch eine dünne Bretterwand abgeschieden war, eine laute Musik mit Trommel und Zimbeln zu spielen an: das Seil wurde getreten, die Wand erzitterte, und dahin war die stille Aufmerksamkeit der kleinen Personen. Sie begannen zu zittern und zu tanzen nach dem Takte der wilden Polka, die drüben erklang: das große Herz mochte noch so geschwollen aussehen, der Magenkrebs noch so rot werden vor Ärger, es trat Anarchie ein, und ich glaube nicht, daß die Adresse zustande kam.

Die einzige Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt, war ein Rhinozeros. Das Schicksal dieser antediluvianischen Bestie ist eng mit dem Fall des Königtums in Frankreich verknüpft, indem sie für den Jardin des plantes in Paris bestellt, aber von der provisorischen Regierung wieder abbestellt wurde, weil man dort jetzt das Geld sonst brauche. Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher, doch ist es nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Auskommen sichern. Wohl jedem, der in diesen Zeiten etwas Rechtes gelernt hat!

Als vollends in diesem verworrenen Treiben einige verwehte Republikaner aus Baden erschienen mit zerknickten schwarzrotgoldenen Kokarden, da flüchtete ich mich auf den Lesesaal, wo die hundert Zeitungen und Flugblätter vor kurzem noch als weiße Blüten des papierenen Völkerfrühlings lustig geflattert haben. Aber ach! Auch über diesen Lenz ist ein Frost gekommen. Die Sonne scheint wohl noch, aber der Wind heult kalt und schneidend darunter hin. Ein unerquicklicher schamloser Hader ist erwacht; die niedergetretenen Feinde der Menschheit lachen bereits wieder in ihrem Raube. Jeder Philister weist grinsend nach Frankreich hin, wo sich das liebe Volk unbesonnen in Not und Sorge gestürzt hat. Es ist eine abscheuliche Freude, welche alle Welt über dieses Exempel empfindet, das eine Nation an sich selbst statuierte. Sie freuen sich nicht darüber, daß diese noble Nation

auf ihre Kosten eine Erfahrung für alle Völker machte, sondern sie freuen sich überhaupt, daß, wie sie nun erwiesen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß sie nun aufs glänzendste wieder für ein Jahrtausend gründlich gesetzt sei. Und sie kleiden ihren inneren Jubel in widerliche, heuchlerische Klagen.

Ein Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung erzählt schadenfroh, wie in Galizien hunderttausend Mistgabeln und Sensen erhoben seien, um die polnischen Edelleute und überhaupt alle fashionablen Schnürröcke zu spießen und zerhacken, welche von der Befreiung Polens etwa zu reden kämen. Dieser Mann verhüllte seine Freude in eine warme Teilnahme für die früher mißhandelten Bauern, welche ganz recht hätten, nicht mehr in jenes feudalistische Elend zurückkehren zu wollen. Das haben sie allerdings und dieses Recht ist um so leichter zu behaupten, als jenes Elend unmöglich mehr zurückkehren kann.

Die Polen selbst benehmen sich wie ungeratene Jungen, welche ihren Freunden eitel Herzeleid und Kummer verursachen. Während sie nur durch die neuen Lehren des einfachsten Naturvölkerrechtes wieder aufleben können, durch die Vernichtung der schuldiplomatischen Gebietefresserei, ergehen sie sich in den Redensarten gerade dieser verfaulten, lasterhaften Zeit und sprechen von der Herstellung eines antediluvianischen Reiches auf Kosten des deutschen Volkes. Liebenswürdig ist einzig die Unverschämtheit, mit welcher sie dies tun zu einer Zeit, wo sie noch keine Handhabe zu dem Messer besitzen, dessen Klinge noch in Rußland vergraben ist. Aber es tut nichts, die nächsten Jahre werden sie eines Bessern belehren wie alle Völker, welche sich vernunftwidrig gebärden. Übrigens, wenn die Polen lauter unbrauchbare Teufel wären, so müßte Europa dennoch den letzten Vers zu dem Lied singen, welches man ihnen seit siebzehn Jahren täglich vorgesungen hat, und Deutschland so gut wie die andern, Deutschland, das seit eben diesen siebzehn Jahren keinen Dichter hervorbrachte, welcher nicht mit dem herkömmlichen Polenliede debütieren mußte.

Ich sah auch Deutsche, sonst bewährte Männer, welche mit finsterem Blicke die Nachrichten von den Fortschritten der Italiener lasen. In

ihrem Grolle sah man nicht klar, ob er nur von dem Einfalle in Welschtirol herrührte; denn schon vorher beschuldigten viele die Italiener des Undankes und des Verrates, weil sie erst nach der Wiener Revolution noch ihren Schild erhoben — als ob ein Volk innert seiner heiligen Grenzmarken unter allen Umständen irgendeine Verpflichtung hätte, die Möglichkeit seiner Befreiung ungenutzt vorbeigehen zu lassen.

Am meisten aber quält mich das ewige Kriegsgeschrei deutscher Essigsieder gegen Frankreich. Kaum war der erste Freudenschrei, der über den Rhein kam, verhallt, kaum war die ungeheure Lawine, welche er in Deutschland erweckte, im Schuß, so hieß es zum Danke wie aus einem Mund: Rüstet euch gegen den Erbfeind! Als Antwort darauf erschien das Manifest Lamartines: es wurde verhöhnt. Nach abgemessenen Pausen ertönt der monotone widerliche Ruf fort: „Sie kommen, sie kommen heut, sie kommen morgen oder gewiß übermorgen!" Und drüben rührt sich keine Seele. Und wenn sie auch endlich kämen, so wäre die Ungerechtigkeit ihrer Sache der beste Schutz gegen sie; denn das Volk, welches jetzt zuerst den Krieg ohne goldschwere Ursache über seine Grenzen hinauswälzt, wird den Fluch und das Unglück zu seinem Erbe haben. Wer aber ohne Grund und vor der Zeit den Teufel eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland an die Wand malt der streift mit roher Hand dem Lenzflore des Jahres 1848 seinen schönsten Blütenstaub ab.

So weht ein rauher, unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldenen Flammen hervor, aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle dämonische Wolke sich um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen. Solange es Winter ist, ertragen wir den Schnee, aber schmerzlich verletzt er die Augen, wenn er nach warmen Frühlingstagen wieder rückfallend unversehens auf den grünenden Fluren liegt.

Doch nein! nein! Es wird Sommer, heißer, glühender Sommer.

Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zuschanden werden. Und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen wir 1850. Was kann da nicht alles wenden und sich vorbereiten zur großen Wendung unserer Geschichten!

[Den 2. Mai.] Der Wind hat sich gelegt, die Wolken sind verschwunden. Rein und tief wölbt sich der kristallene Himmel. Die Sonne flammt still, groß und sicher an ihm. Und ebenso still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksals und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahrs. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir nur durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Locken unserer Jugend werden in diesem Kampf ergrauen; mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen, ruhigen Jahreszeiten der müßigen Lust. Der Reiz ihrer Unschuld wird die glühende Tugend der Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Retter zu schenken, denn es wird keinen überflüssigen und unnützen Bürger mehr geben. Die Greise aber werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dies Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet! Denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns! Nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleunigt werde!

Die Wendung

In diesen jetzt zu Ende gehenden, scheinbar ziellosen und verlorenen Zürcher Jahren, darin Gottfried Keller im Grunde mehr sich leben ließ als selber lebte, wurde der werdende Dichter, indes er den Maler zurückdrängte, durch die innerpolitischen Zustände und Kämpfe seines Vaterlandes geläutert, bereichert und auf seinen Beruf vorbereitet, Ausdruck des Wesens und Schutzgeist der Seele seines Volkes zu werden. Während er sich noch an den Träumen der deutschen Freiheitsdichter berauschte, setzte schon seine Erziehung durch die sachliche und sittliche Tüchtigkeit ein, die vor seinen Augen sich anschickte, in Kanton und Eidgenossenschaft eine neue Zeit heraufzuführen, deren Notwendigkeiten sie erkannte und auf deren Möglichkeiten sie sich beschränkte. Das große Beispiel staatsbürgerlichen Arbeitens und staatsbürgerlicher Gesinnung, das ihm nicht wieder verlorengehen sollte, wenn es auch zunächst noch oft von persönlichen Sorgen, Nöten und Kämpfen verdunkelt wurde, gaben ihm besonders drei Männer, die, noch keineswegs auf dem Gipfel ihrer Laufbahn, zu jener Zeit in Verbindung mit andern, das liberale Regiment in Zürich wiederherstellten, welches im September 1839 durch den gewalttätigen Protest gegen Strauß beseitigt worden war, und die zugleich in der Eidgenossenschaft sich kraftvoll und erfolgreich für den Sieg des nationalen Gedankens über den kantonalen, des Bundesstaates über den Staatenbund betätigten.

Jonas Furrer, der Staatsmann, 1805 zu Winterthur als Sohn eines

Schlossers geboren, hatte in Zürich, Göttingen und Heidelberg die Rechte studiert und sich 1836 in Zürich als Rechtsanwalt niedergelassen. Er gab seine sehr einträgliche Praxis auf, um gegen schmale Besoldung seine große staatsmännische Begabung restlos in den Dienst des Kantons und der Eidgenossenschaft zu stellen. Er hat die wichtigsten Ämter, wiederholt auch das höchste des Bundespräsidenten, bekleidet und die schwierigsten Aufgaben mit gescheidter und treuer Hand gelöst.

J. J. Rüttimann, der Rechtsordner, 1813 zu Regensberg im Kanton Zürich geboren und ausschließlich in Zürich juristisch vorgebildet, hatte 1836 in England das Geschworenenverfahren eingehend studiert, für dessen Einführung wie für Reform und Ausbau der Rechtspflege überhaupt einzutreten nun in der Heimat seine Hauptaufgabe wurde. Die Eidgenossenschaft verdankt ihm die Bundesstrafprozeßordnung von 1849, die Zivilprozeßordnung von 1850, das Militärstrafgesetz von 1851. Von 1854 bis zu seinem Tode 1876 hat er an der Universität und am Polytechnikum zu Zürich gelehrt. Alfred Escher, der Volkswirtschaftler, entstammte einer der angesehensten Familien Zürichs. Sein Großvater hatte nach Verlust seines Vermögens als Offizier in russischen Diensten gegen Napoleon gekämpft und in der Schlacht bei Friedland 1807 zwei Söhne verloren. Ein dritter, nach Amerika ausgewanderter Sohn war 1814 als reicher Mann nach Zürich zurückgekehrt, hatte sich mit Lydia Zollikofer vom Schloß Hardt im Thurgau verheiratet und nahe bei Zürich ein prächtiges Landgut, Belvoir, geschaffen, wo er den Künsten und Wissenschaften und seinen Sammlungen lebte. Sein Sohn Alfred, dort 1819 geboren, studierte in Zürich, Bonn, Berlin und wieder in Zürich die Rechte und wurde 1842 der erste Doktor der jungen Zürcher juristischen Fakultät. Dann ging er nach Paris. Aber schon 1844 habilitierte er sich in Zürich als Privatdozent für Staatswissenschaften und bald zogen ihn das Leben und die praktische Politik in ihren Dienst. Eine geborene Herrschernatur und durch die Familienüberlieferung der konservativen Partei zugehörig, schloß er sich aus Überzeugung der liberalen an, ohne bei der Lösung seiner großen und verschieden-

artigen Aufgaben sich in der Wahl seiner Mitarbeiter je durch die Parteibrille beirren zu lassen. Er wurde der Vater des Eisenbahnwesens in der Schweiz, dessen Ausbau er freilich nicht in staatliche, sondern in private Unternehmerhände legte, und später recht eigentlich der Schöpfer der Gotthardbahn, wenn auch weder dem Gedanken noch der technischen Ausführung nach. Als „schönste schweizerische Kulturfrage" galt ihm gegen die Mitte des Jahrhunderts und wurde von seiner Tatkraft erfolgreich gefördert der Ausbau der Zürcher Universität in eine eidgenössische und die Gründung des eidgenössischen Polytechnikums zu Zürich. Mit der von ihm ins Leben gerufenen Schweizerischen Kreditanstalt hat er den Grund zu Zürichs Bedeutung für den Geldmarkt gelegt. Als man dem 1882 Gestorbenen 1889 auf dem Bahnhofsplatz zu Zürich ein Denkmal setzte, schrieb der siebzigjährige Gottfried Keller: „Bedürfte der Stein einer weitern Inschrift als der des Namens, so ließe sich eingraben: Dem Manne, der mit Geistestreue und eigenster Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht."

Was Gottfried Keller, indem er scheinbar unnütz seine Zeit vertat, mit immer offnen und scharfen Augen vom öffentlichen Leben seiner Stadt und seines Landes beobachtete, ließ den stürmischen, „vagen Revolutionär" zum besonnen freisinnigen Manne reifen. Seit dem Februar 1847 legte er in den bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Blättern für literarische Unterhaltung" auch in Bücherbesprechungen zuweilen seine politischen Ansichten nieder, und in Zürich begann neben dem Maler und dem Dichter auch der angehende Politiker die Augen auf sich zu lenken. Wie er selber je länger desto mehr darunter litt, noch nicht auf dem entschiedenen Wege zu etwas Ganzem zu sein, noch immer nicht auf eigenen Füßen zu stehen, so machten auch einsichtige Männer sich Gedanken darüber, daß hier eine starke Begabung in Gefahr sei, sich zu zersplittern und zu verkommen. Zwei deutsche Gelehrte, die Keller im Follenschen Hause kennengelernt hatten, unternahmen gemeinsam einen Versuch, ihm weiterzuhelfen: Ferdinand Hitzig, der alttestamentliche Exeget und Orien-

talist, 1807 als Pfarrerssohn in der Nähe von Lörrach in Baden geboren, seit 1833 Professor an der Zürcher Universität (gestorben 1875 in Heidelberg) und Karl Loewig, der Chemiker, 1803 zu Kreuznach geboren, gleichfalls seit 1833 Professor an der Zürcher Universität (gestorben 1890 in Breslau). Gottfried Keller hat diesen beiden Männern zeitlebens eine tiefe Dankbarkeit bewahrt. Sie wandten sich an Alfred Escher, der zu jener Zeit Bürgermeister war, an die Staatsräte Eduard Sulzer und Rudolf Bollier und an andere, und der Erfolg war, daß die kantonale Regierung Ende September 1848 dem Dichter ihre opferbereite Förderung anbot. Der ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, zunächst ein Jahr, und zwar auf Kosten des Zürcher Staates, an der Universität Heidelberg zu studieren. Er ahnte nicht, daß aus diesem einen Jahr in Deutschland sieben Jahre werden sollten, und daß auch der Weg des Dramatikers, den er mit tastenden Versuchen inzwischen eingeschlagen hatte und in Deutschland weiterverfolgen wollte, nichts als ein neuer Umweg sein würde. Ebensowenig sollte seine Hoffnung sich erfüllen, in Heidelberg ohne die täglichen Ablenkungen des Zürcher Bekanntenkreises den Roman „Der grüne Heinrich" rasch vollenden zu können, für den er soeben den hervorragenden Verlagsbuchhändler Eduard Vieweg in Braunschweig interessiert hatte, einen Mann von feinem künstlerischen Verständnis, vornehmer Gesinnung und — fast unerschöpflicher Geduld.

Gottfried Keller an Eduard Dößekel. [Zürich, 29. September 1848.] Liebwertester Freund! Endlich kann ich Dir eine bestimmte Nachricht geben über die Wendung meines Geschickes für die nächsten paar Jahre. — Als Regierungsrat Bollier mit Regierungsrat Eduard Sulzer sprach wegen einer für mich auszufindenden Stelle, hatte dieser, sonst konservativ und mir gänzlich fernstehend, den ganz hübschen Gedanken: man wolle mich doch nicht jetzt schon für immer festbinden und isolieren, und ließ mich zu sich kommen, um mich zu fragen, ob ich nicht auf Staatskosten eine größere Reise, etwa nach dem Orient machen wolle? Es seien alle bereitwillig, mir dazu zu verhelfen; nachher könne man noch immer wieder für mich sorgen. So kurz, wie ich Dir, lieber Freund, dies berichte, so kurz

entschloß ich mich dazu. Im Verlaufe des Gespräches aber, als Sulzer nach meinen weiteren poetischen Tendenzen sich erkundigte und ich von dramatischen Plänen sprach, ging er mit großem Interesse darauf ein und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich in derlei Bestrebungen tätig zu sehen. Er schlug mir daher vor, ehe ich jene größere Reise anträte, noch etwa ein Jahr nach Heidelberg zu gehen, um einige historische, besonders Quellenstudien zu treiben, die Reise würde dann in doppelter Beziehung gewinnreich für mich sein. Obgleich ich nun für meine speziellen dramatischen Geschäfte gerade keine historische Gelehrsamkeit brauche, vielmehr lediglich auf mein Herz, meinen Kopf und auf die reine Menschlichkeit angewiesen bin, so ist es doch niemals zu verachten, wenn man etwas lernen kann, auch habe ich ein sorgenfreies Jahr mehr vor mir nebst der erfreulichen Aussicht auf jene Reise. Ich gab mich somit gefangen.

Vorige Woche hat der Regierungsrat 800 Franken für den Heidelberger Aufenthalt ausgesetzt; nach Verfluß derselben wird das weitere vorgenommen werden, und so bin ich dahin gelangt, auf den 10. Oktober, nach sechsjährigem Stillesitzen, vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszusteuern. Wenn Du dann auf einen Tag einen Trunk Wein, einen Bissen Brot und ein freundliches Gespräch für mich übrig hast, so werde ich bei Dir einkehren und so das Versprechen meines Besuches endlich erfüllen; zwar nur auf der Flucht, aber desto adäquater unserm ganzen tollen Leben. Weiteres mündlich. Dein Gottfried Keller.

In Heidelberg

Eine seltsame Fügung war es, daß die beiden Menschen, die auf ganz verschiedenen Wegen für Gottfried Keller in Heidelberg die beiden stärksten Erlebnisse wurden, untereinander, ohne daß er es wußte, doch so, daß es sein Schicksal entschied, durch eine selig-unselige Liebe verbunden waren. Das war der Philosoph Ludwig Feuerbach und ein auch geistig und seelisch hochgewachsenes junges Mädchen, Jo-

hanna Kapp, die Tochter des mit Feuerbach nahe befreundeten Philosophen und Politikers Christian Kapp zu Heidelberg.

Ludwig Feuerbach, 1804 in der bayerischen Universitätsstadt Landshut geboren (1872 in Nürnberg gestorben), war einer der glänzend begabten Söhne des hervorragenden Kriminalisten Anselm Feuerbach und ein Oheim des großen Malers Anselm Feuerbach. Er hatte seit 1823 in Heidelberg unter Paulus (1761—1851) und dann in Berlin Theologie studiert, bei der ihn aber auch Schleiermacher nicht hatte festhalten können. „Die Theologie", so hatte er schon 1825 seinem Vater geschrieben, „ist für mich eine abgestreifte Puppenhülle, eine überstiegene Bildungsstufe. Ich will die Natur an mein Herz drücken, vor deren Tiefe der feige Theologe zurückweicht... den Menschen, aber den ganzen Menschen." Den Weg dazu suchte er in dem Studium der Philosophie, dem er sich nun bei Hegel in Berlin hingab, dann in dem der Anatomie, Physiologie und — in dem Sinne der Erforschung des menschlichen Wesens — Anthropologie, dem er seit 1827 in Erlangen oblag. Dort promovierte er 1828 und dort habilitierte er sich 1829 als Privatdozent der Philosophie. Ohne Anschluß an ein philosophisches System, noch selber ein solches gestaltend („Keine Philosophie ist meine Philosophie") hatte er ob seines „Atheismus" von theologischer Seite manche Anfeindung zu erdulden. Und als er gar 1830 eine anonyme Schrift herausgab „Gedanken über Gott und Unsterblichkeit", deren Inhalt den Antrag auf Konfiskation gerechtfertigt erscheinen ließ, da war seine Laufbahn als Hochschullehrer im wesentlichen abgeschlossen. Zwar nahm er, nachdem er inzwischen als philosophischer Schriftsteller in Frankfurt, Ansbach und Nürnberg gelebt, im Wintersemester 1835/36 das Lehramt noch einmal wieder auf, indem er über Geschichte der neueren Philosophie las, aber ohne Erfolg und Befriedigung. Immer entschiedener wies seine Begabung ihn auf das geschriebene, nicht auf das gesprochene Wort.

Inzwischen hatte er auf einem Ausflug in Bruckberg zwischen Ansbach und Nürnberg die Tochter des verstorbenen Inspektors der dortigen Porzellanfabrik kennengelernt, Bertha Löw, mit der er sich 1837

verheiratete, gestützt auf seine schmale Pension und ihr kleines Einkommen aus der Fabrik. Das Fehlende sollte seine Schriftstellerei einbringen, zu der ihm Bruckberg für länger als zwei Jahrzehnte die erwünschte Ruhe und Weltabgeschlossenheit geboten hat.

Von den vielen Büchern, die der Philosoph, der tags stundenlang die weiten Wälder durchstreifte und abends in der Schloßwirtschaft mit den Bauern und Handwerkern sich unterhielt, in Bruckberg geschrieben hat, seien hier nur die bedeutsamsten genannt, soweit sie bei Kellers Berührung mit Feuerbach schon erschienen waren: 1841 Das Wesen des Christentums, 1845 Das Wesen der Religion, 1846 Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie aus.

Vergeblich hatten die Radikalen von 1848 von Feuerbach eine unmittelbare schriftstellerische Förderung ihrer Absichten erwartet. Ein Massenantrag, ihn als Professor nach Heidelberg zu berufen, war von der badischen Regierung abgelehnt worden. Da luden ihn Heidelberger Bürger und Studenten ein, im Wintersemester 1848/49 nicht in der Universität, sondern im Rathaussaal öffentliche Vorlesungen zu halten, und er folgte dem Rufe. In diesem Wintersemester hat ihn Gottfried Keller gehört, mit ihm verkehrt, durch ihn Lebensauffassung und Geistesrichtung endgültig gewonnen.

Um zu verstehen, wie weit Kellers fromme und nachdenkliche Seele, die so frühe vom Kirchenglauben zurückgestoßen und auf sich selbst angewiesen worden war, den Gedanken Feuerbachs offenstehen mußte, wollen wir uns diese Gedanken im wesentlichen klarzumachen versuchen. Sein Lehrer Hegel hatte etwa gesagt: „Gott ist die absolute Vernunft, die hinter allen Erscheinungen, Gebilden und Äußerungen der Natur steht, die ihrerseits zufällig sind und willkürlich sein können. Der Mensch kann und soll durch vernünftiges Denken aus den Erscheinungen, Gebilden und Äußerungen der Natur die dahinterstehende absolute Vernunft, also Gott, erkennen und dadurch zugleich das, was an den Erscheinungen, Gebilden und Äußerungen der Natur wirklich ist, erfassen." Feuerbach sagte: „Nein, nur jene Erscheinungen, Gebilde und Äußerungen der Natur sind, wie alles, was den menschlichen Sinnen erfaßbar ist, wirklich. Was dahintersteht, das hat mensch-

liches Denken aus solchem Wirklichen und Erfaßbaren hergeleitet und dahintergestellt. Gott ist nur eine Forderung menschlicher Wünsche. Nicht Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Nicht Gott ist die Liebe, sondern die Liebe ist göttlich."

Oder um eine abschließende Stelle aus jenen Heidelberger Vorlesungen selber anzuführen: „Der Atheismus ist positiv bejahend. Er gibt der Natur und der Menschheit die Bedeutung, die Würde wieder, die ihr der Theismus genommen; er belebt die Natur und die Menschheit, denen der Theismus die Kräfte ausgesogen. Die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines bessern Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde; sie verwandelt die bessere Zukunft aus dem Gegenstand eines müßigen, tatlosen Glaubens in einen Gegenstand der Pflicht, der menschlichen Selbsttätigkeit."

War Ludwig Feuerbach den ersten Heidelberger Winter hindurch Gottfried Kellers Sonne, so wurde es Johanna Kapp den folgenden Sommer hindurch. Sie war ein großes, vielseitig und glänzend veranlagtes Mädchen, das jenseits des Neckars auf der schönen väterlichen Besitzung „Waldhorn" hauste. Sie hatte schon manchen Bewerber zurückgewiesen, darunter auch Hoffmann von Fallersleben, dann aber in erwiderter Leidenschaft, die über alle Beteiligten viel Not und Kummer bringen sollte, ihr Herz an Ludwig Feuerbach verloren, ihres Vaters nahen Freund, durch den Gottfried Keller den Weg zum „Waldhorn" fand. Sie interessierte sich für den knorrigen Schweizer, der freilich anders war als alle Männer, die ihr bis dahin begegnet, und mit dem sie sich auch durch ihre künstlerische Begabung und Empfänglichkeit verbunden fühlte. Fast täglich gingen sie miteinander auf dem „Philosophenweg" über dem Neckar spazieren, in ernstem und heiterm Gedankenaustausch, wie gute Kameraden. Und er, dem „die schöne und noble Jungfer einleuchtet", nahm für Liebe, was nur Freundschaft sein sollte, und erschloß ihr sein Innerstes, bis dann nach der Weinlese die Erklärungen einsetzten.

Die Traube schwoll so frisch und blank,
und ich nahm froh und frei
aus ihrer Hand den jungen Trank...
und als die letzte Traube sank,
da war der Traum vorbei.

Im Dezember des gleichen Jahres ging Johanna nach München, um ihr Maltalent ausbilden zu lassen. Im Herbst des folgenden schrieb sie ihm, daß, sobald erst seine zwölf Dramen allerwärts über die deutschen Bühnen gingen, auch ihr erster Erfolg als Malerin sich einstellen würde. Noch einige Jahre blieben sie in brieflichem Verkehr. Je länger, desto schwerer litt sie darunter, daß sie denen Unglück bringe, die sie lieb hätten. Schließlich verfiel sie in geistige Umnachtung, aus der erst der Tod 1883 sie befreit hat.

Anthropologie, Menschenkunde, nicht vom Standpunkt des Philosophen, sondern von dem des Mediziners vorgetragen, hörte Keller bei dem großen Anatomen Jakob Henle (geboren 1809 zu Fürth, gestorben 1885 zu Göttingen), der von 1840 bis 1844 eine Professur in Zürich innegehabt hatte. Seine persönliche Bekanntschaft hatte Keller erst im letztvergangenen Sommer gemacht, als Henle auf einer Schweizerreise bei ihrem gemeinsamen Freunde Wilhelm Schulz eingekehrt war. Über diese Berührung hatte der Anatom in sein Reisetagebuch geschrieben: „Für uns war es ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder ein Poet mit uns zu Tische saß, denn außer einigem unartikulierten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören." Möglich, daß in eben der Stunde vor des Dichters Seele der Schatten einer holden Frau stand, nicht vergeblich bittend, daß er ihr kurzes Erdenleben deute. Denn Henle hatte wenige Monate vorher seine wunderschöne junge Frau verloren, die vordem Dienstmädchen im Hause seines Freundes, des Chemieprofessors Löwig, gewesen war und die ihm nach vielen Wirrnissen und Kämpfen nur so lange hatte angehören dürfen, daß sie ihm zwei Kinder schenken konnte. In der rührenden Gestalt der Regine in Kellers so betitelter Sinngedicht-Novelle spiegeln sich viele Züge ihres Wesens und Schicksals wider.

Wenn Henle als Mediziner in seinen Vorlesungen auch vom körperlichen Menschen ausging, so war er doch Philosoph genug, um auch den geistigen stets im Auge zu behalten, und das Ergebnis seines Forschens war keineswegs der absolute Materialismus: „Wir stoßen bei allen Naturbetrachtungen auf eine Grenze, an welcher die Kette bekannter Ursachen, nicht aber das Verlangen nach Ursachen ihr Ende erreicht. Die letzte Ursache ist die Gottheit."

Bei dem jungen Literarhistoriker Hermann Hettner (geboren 1821 auf einem schlesischen Rittergute, gestorben 1882 in Dresden), mit dem er dann bis zu dessen Tode in treuer Freundschaft verbunden blieb, hörte Gottfried Keller ein Kolleg über Spinoza, das wie alles, was Hettner vorgetragen oder geschrieben hat, durch Klarheit und Wärme der Darstellung ausgezeichnet war. Das gilt besonders auch von Hettners Hauptwerk der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die noch heute zu dem schönsten gehört, was man in dieser Art lesen kann, weil sie überall die Wechselwirkung zwischen den verschiedensten gleichzeitigen geistigen Strömungen lebendig und anschaulich widerspiegelt. Zu diesem monumentalen Werke wurde Hettner zu jener Zeit durch seinen Freund, den Privatdozenten für Physiologie und Anthropologie, Jakob Moleschott, angeregt, der, Holländer von Geburt, durch Gesinnung und Studiengang Deutscher, die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens in Turin und Rom Professuren innegehabt hat. Mit Hettner war Keller auch durch Ludwig Feuerbach verbunden, dessen Ansichten jener 1844 durch eine Schrift „Zur Beurteilung Feuerbachs" gewürdigt und vertreten hatte.

Gottfried Keller an seine Mutter. [Heidelberg, 31. Oktober 1848.] Liebe Mutter und Schwester! Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter auf seinem Landgute bei Aarau, den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt. Man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde, sehr artig und freundschaftlich gegen mich; es machte viel

Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte, und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht, denn ich sah einmal das lebhafte französische Leben, das adrette Militär, besonders aber den wunderbaren Münster, welcher einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte als Dichter und Künstler, daß ich um vieles nicht wollte, daß ich ihn nicht gesehen hätte. Der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich, aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre. Es sind aber auch 500 Jahre daran gebaut worden.

Am Sonntag mittag endlich, dem ersten seit meiner Abreise aus Zürich, fuhr ich mit dem Dampf weiter nach Heidelberg, wo ich dann abends acht Uhr ankam. Ich blieb drei Tage im Gasthause und machte meine Besuche. Die Professoren [der Medizin] Pfeufer und Henle, welche früher in Zürich waren und jetzt Hofräte sind, und zu den angesehensten Personen der Universität gehören, nahmen mich freundlich auf, führten mich in Gesellschaft und in ihrem Hause ein und gaben mir sonst guten Rat. Man muß aber viel verschlucken, indem hier überall über die Schweiz geschimpft wird, und die Herren, welche früher sehr radikal waren, sind gewissermaßen alle konservativ geworden. Es ist ihnen indessen nicht zu verargen, denn wenn man die Radikalen und Republikaner hier sieht, besonders das gemeine Volk, so bekommt man gehörigen Respekt davor. Unsere Kellenländer [aus dem Züricher Oberland] sind noch ansehnliche Männer dagegen.

Mein Buchhändler Winter, welchen ich auch besuchte, ist ein sonderbarer Kauz. Er war ganz artig und freundlich, erwähnte aber mit keiner Silbe meiner Gedichte, was er für Geschäfte damit gemacht hätte uff. Dagegen studiert hier ein Sohn meines Braunschweiger

Buchhändlers, des Herrn Vieweg, welcher sagte, daß sein Vater in acht Tagen selbst hier durchreisen werde, was mir ganz gelegen kommt...

Über den Luxus des Zimmers, welches ich bezogen habe, könntest Du Dich nun nicht beklagen (wenn Du es sehen würdest, liebe Mutter). Es gehört zu den einfachsten, welche hier aufzutreiben sind, bei armen Leuten: ein kleines Zimmer mit einem Schlafzimmerchen (wie es hier nicht anders zu haben ist) und kostet mich dreißig Gulden das Halbjahr (ungefähr siebenundzwanzig Zürcher Gulden). Das Frühstück läßt man sich im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen, des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für zwanzig Kreuzer (fünf Batzen) sehr gut, des Nachts nimmt man gar nichts oder kauft beim Bratwurster für sechs Kreuzer (vier Schilling) etwas, nimmt's in den Sack und geht entweder ins Wirtshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort. Übrigens gehen nur die jungen Studenten abends in ihre Kneipen, gesetztere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin, erst ein einziges Mal um elf Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war...

Was meine türkische Reise betrifft, so habe ich seit meiner Abreise allerlei Gedanken gehabt, und ich glaube schwerlich, daß ich sie machen werde...

Politisches braucht Ihr mir nicht zu schreiben, ich lese hier alle Tage die Zürcherzeitung...

Gottfried Keller an Salomon Hegi [der sich jetzt zu Hause für eine langjährige künstlerische Entdeckungsreise nach Mexiko ausrüstete. Heidelberg, 28. Januar 1849.]: Hier in Heidelberg treibe ich hauptsächlich moderne Philosophie und Literaturgeschichte, auch Physiologie. Im Sommer werde ich neben der Geschichte auch etwas Physik studieren, da hier ein vortrefflicher Lehrer derselben ist. Du wirst denken, das rieche nicht sehr nach der orientalischen Reise, und Du hast recht! Ich habe nämlich nicht übel Lust, statt derselben noch ein Jahr in Berlin oder am Ende auch hier zuzubringen, denn ich bin jetzt im besten Zuge, mir diejenige allgemeine Bildung zu er-

werden, die mir leider bisher noch abging. Dazu ermuntert auch die Leichtigkeit, mit welcher ich es tun kann, bei den vortrefflichen mündlichen Vorträgen, welche man hier hat. Dazu kommt, daß ich in Deutschland eine Menge der wichtigsten Bekanntschaften schließen kann; ich bin auf dem eigentlichen Platze der Literatur, welcher ich mich einzuverleiben zur Lebensaufgabe machen muß. Schon jetzt habe ich mehrere Konnexionen angeknüpft, welche mir sehr förderlich sind, und ich werde in manchen Beziehungen etwas verändert zurückkehren, wenn das Wetter gut bleibt. Ist man erst was Rechtes geworden, so gibt sich dann eine große Reise, falls sie noch wünschbar ist, von selbst. Ich bereue nur bitterlich die Jahre, welche ich seit meiner Rückkehr aus München in Zürich verschleudert habe.

Ich habe hier zur Vervollständigung meiner Umgebung auch ein paar Künstler aufgetrieben. Der eine ist ein famoser Landschaftsmaler [Bernhard] Fries [geboren 1820 in Heidelberg, gestorben 1879 in München], welcher sich seit unserm Münchner Leben aufgetan hat und bereits viel Renommee besitzt. Er war lange in Italien und hat auch aus der Schweiz ganz grandiose Zeichnungen mitgebracht. Er wird nächstens zwei kolossale Bilder machen zu Goethes Lied „Kennst du das Land", ein italienisches und ein schweizerisches Gebirgsbild ... Ich werde ihm helfen untermalen und hantieren dabei, zu Nutz und Vergnügen an müßigen Nachmittagen.

Der andere [Christian Köster, 1783 bis 1851] ist das schnurgerade Gegenteil des ersten. Dieser [Fries] ist ein großer schöner Mann, voll Feuer und Leben, und lebt ganz in der neuen Zeit und Welt; jener [Köster] ist ein Männchen von dreieinhalb Fuß mit einem Höcker und eisgrauen Haaren und lebt in einer entschwundenen Welt. Er hat seinerzeit die ganze Boisserésche Sammlung [altdeutscher Gemälde, jetzt meist in der Alten Pinakothek zu München] restauriert und erzählte mir die ausführliche Geschichte derselben, denn Stück für Stück ist durch seine Hände gegangen. Er malt sonst auch Landschaften, wie man sie noch vor Philipp Hackert malte [1737 bis 1807, Biographie von Goethe], ist ein Goethescher Feinschmecker und höchst konservativer Ästhetiker, in unserer [Zürcher] Künstlergesellschaft wäre

er ein Prophet und venerierter [verehrter] Patriarch. Herr Köster schreibt auch über Kunst in einem komischen, goethisch sein sollenden Stile und komponiert Musik. Er kennt alle Berühmtheiten der entschwundenen Jahre und sucht sich väterlich der aufkeimenden Talente anzunehmen, um sie womöglich in jene Geschmacksgeleise zurückzuführen. Er haßt meinen andern Freund, den Fries, furchtbar, und es drückt ihm das Herz ab, wenn ich boshaft genug bin zu erzählen, daß ich direkt von jenem herkomme. Indessen ist auch von diesem ehrwürdigen Überreste einer vergangenen Periode noch vieles zu lernen, und ich gehe gerne zu ihm.

Ich alter Narr habe immer noch meine Freude an dem Studentenvolk. Auf dem Café, wo die Schweizer nach Tisch hingehen, sind auch die Vandalen (Hanseſtädter etc.), unter welchen es einige prächtige Gestalten gibt. Ich habe auch, um alles zu sehen, einigen Duellen an der Hirschgasse zugeschaut. Es finden täglich welche statt, und man geht hin, wie man etwa an eine Gant [Versteigerung] geht, um zuzusehen. Ich hatte das Glück, die renommiertesten Schläger zu sehen; übrigens ist es eine greuliche Schinderei. Es trägt hier alles große Wasserstiefeln und Kapuzen von allen Farben über den Kopf gezogen, was zugleich sehr malerisch und praktisch ist. Übrigens herrscht unter den hiesigen Studenten bei weitem nicht der feine Ton, den ich vermutete ... Auch unter den Hofräten und Professoren herrscht Streit und Zank. Du hast vielleicht von der gegenwärtigen Zänkerei gelesen, wo sie sich gegenseitig ausschimpfen wie die Mitglieder einer fahrenden Schauspielerbande ...

[den 19. Februar.] Vorliegender Brief lag mit einer Schar anderer Briefe auf der faulen Haut, als ich Deinen erschrecklichen Brief erhielt. Über Deine Auswanderung († † †) hoffentlich mündlich. Daß ich Dein Geld noch nicht schickte, kommt einfach daher, daß ich es noch nicht erhalten habe. Ich wurde nämlich veranlaßt, fast die Hälfte meines unglückseligen Buches [Der grüne Heinrich] wieder umzuarbeiten, und bei den schlechten Zeiten konnte ich keine Vorausbezahlung verlangen. Ich selbst habe mich seither nur kümmerlich beholfen mit einigen kleinen Sümmchen, welche ich für verschiedene

Aufsätze und Gedichte eingenommen habe; denn mein Zürcherisches Geld war schon vor Neujahr zu Ende. Indes ist mir die Summe von fünfundsiebzig Louisdor ganz sicher, und das erste Geld, welches ich davon schneide, soll das Deinige sein ...

Gottfried Keller an Eduard Dößekel. [Heidelberg, 8. Februar 1849.] Ich hatte in Zürich soviel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingeraten.

Fast zufällig besuchte ich einmal Henles Vorlesung über Anthropologie; der klare schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich, ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Literarhistoriker und Ästhetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tätiges Wesen zog mich an und machte mich unbefangener für seine Lehre, und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: Wenn es nicht töricht wäre, seinen geistigen Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Tätigkeit geführt und so vor vielem gedankenlosen Geschwatze bewahrt worden bin.

Für die poetische Tätigkeit aber glaube ich neue Aussichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen; und wenn Feuerbach weiter nichts getan hätte, als daß er uns von der Unpoesie der spekula-

tiven Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Übrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten ...

Nebenbei treibe ich noch Literaturgeschichte und arbeite an meinem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht. Was nächsten Winter aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls gehe ich nicht nach dem Orient; ich habe mehr Lust, in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser.

Ich habe mehrere ganz angenehme Bekanntschaften gemacht hier, worunter auch Künstler; einige hübsche und gescheite Mädchen stehen für den nahenden Frühling zu poetischen Ausflügen in Aussicht.

Begnüge Dich mit diesen paar ungeschlachten Brocken und berichte mir doch bald von Deiner Seite, denn ich habe einen wahren Heißhunger nach Briefen aus der Schweiz. Ich habe erst einen einzigen an meine Mutter geschickt und zwei von ihr erhalten, sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Ärger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist allen, den Reaktionären wie den Radikalen, ein Dorn im Auge. Ich werde aber diese sogenannte Borniertheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eigenen festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen ...

Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner. [Heidelberg, 28. Januar 1849.] Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach

fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst zu hören. Ich besuche auch ein anderes Kolleg, über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit (zugleich neue Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit gelesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei letzterem gehen wird, wage ich noch nicht bestimmt auszusprechen oder zu vermuten. Nur soviel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott.

Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus an Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit; ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn

anders drücken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählich auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon halb und halb selbst getan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Selbstdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur; er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des Bestimmtesten antworten: nein! Im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Obiger Dr. Hettner ist ein junger Privatdozent, welcher in Italien war und ein vortreffliches Buch zum Verständnis der antiken Kunst geschrieben hat. Er liest außer Spinoza auch Literaturgeschichte, sehr gut Ästhetik. Er ist sozusagen eine vollkommene Blüte unserer Geisteskultur; die Philosophie, Literatur und Kunst, letztere zwei besonders, sind der ausgebreitete Boden seiner Nahrung. Ich wünschte, daß dieser junge rührige Mann unserer eidgenössischen Schule in spe [dem geplanten Polytechnikum zu Zürich] erworben werden könnte, denn hoffentlich wird doch etwas für diese Interessen auch geschehen... Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist! Gervinus und die andern dieses Kreises bedaure ich nicht, denn es sind grobe, unkultivierte Lümmel, aber dieser feine Henle tut meiner Seele weh. Er war mit Feuerbach befreundet und teilt auch seine Ansichten und

Grundsätze. Als Feuerbach hierher kam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selber ein solcher sei, gab er ihn auf und — machte ihm nicht einmal einen Gegenbesuch. Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft! — Aus der Geschichte, die ich hauptsächlich hier betreiben wollte, ist nun soviel als nichts geworden. Das einzige, was ich brauchen konnte, war deutsche Geschichte von Häusser; als er aber in die badische Kammer gewählt wurde, verlegte er seine Stunden an den Vormittag, und an diesem besuche ich keine Kollegien ...

Ästhetische Notiz: Ich wohnte jüngst einer Operation im hiesigen Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellbogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmählich, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und zu stöhnen, und ich erwartete ein unartikuliertes wildes Geschrei. Allein als die Messer beiseite gelegt und die Säge ergriffen wurde, und der Schmerz immer höher stieg, bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Ausrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang; er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Äußerungen, welche, sowie der Schmerz abnahm, in wehmütige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchsten physischen Schmerzen unterworfen werden, so benehmen, aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird. Für Deine musikalischen Interessen habe ich be-

merkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitätischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich ...

[21. Februar.] Noch immer liegen die unglücklichen Briefe in meiner Tischtrucke, kommen aber hoffentlich heut oder morgen endlich auf die Post. Daher noch einen flüchtigen Gruß. Hegi hat mir geschrieben, daß er nach Amerika gehe. Nun erwarte ich täglich die Nachricht, daß Du nach Afrika und ein dritter nach Australien wolle, so muß ich am Ende doch nach Asien ziehen, damit wir recht auseinander fahren. Da schlage doch der Teufel in die Welt! Ich werde fast mit jedem Tage europalustiger, da ich nun erst recht an die Revolution glaube, je schlechter es ihr geht ...

Die Professoren sind doch ein wunderliches Volk. Henle wird nun von hier fortgehen, weil ihm der Geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judenbub. Hofrat Henle selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und andern gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbachs Grundsätze, nur nicht sein Auftreten: dieser gleiche Henle hat letzter Tage in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Roten nicht verachten tut.

[10. März.] Unglückseliges Schifflein dieser Briefe! Es will nicht vom Lande stoßen. Im Spätherbst planiert, zu Neujahr angefangen und im Frühling fertig, wenns nun noch Sommer wird, bis er in Zürich ankommt, dann kann dieser Brief sagen, er sei durch alle Jahreszeiten gewachsen, bis er, wie eine reife Frucht, endlich vom Baume fiel ... Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hierzulande. Ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution, denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen. Man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brum-

men diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik. Die sogenannten Führer sind aber auch danach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niedern Volke ...

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman: vom Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen, denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe, wenn sie mir dieselben nur schnell schicken! ...

Ein Student reist heim, welchem ich die Briefe mitgebe, sie wären sonst vielleicht noch einige Wochen liegengeblieben ...

Antwort! Antwort! Antwort! Sonst hol' Euch der Teufel, welchen ich zu diesem Ende hier einseitig noch eine Weile existieren lasse ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 20. Januar 1849.] Deine Jungfer Lotte Ammann ist auch einmal bei mir gewesen, hat auch Dir nachgefragt und sich erkundigt wegen der Reise, welche Du noch vorhabest nach dem Heiligen Lande. Sie würde Dir dies Vornehmen nicht raten können, indem sie nicht glaube, daß Deine Gesundheit und Natur fest und stark genug wäre, jenes Klima auszuhalten. Sie erzählte mir von einem Basler, welcher auch von seiner Regierung dorthin geschickt wurde als Naturforscher, allein auf der Rückreise sei er gestorben. So könnte es Dir auch gehen. Ich denke selbst, es sei klüger, wenn Du diese Reise zur Seite tun kannst, mir würde sie großen Kummer in meinem Alter verursachen ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Heidelberg, 16. März 1849.] Liebe Mutter! Deinen Brief habe ich durch den Schustergesellen richtig erhalten. Es nimmt mich wirklich wunder, daß Du mir seither keinen Sturmbrief mehr geschickt hast, da mein Stillschweigen auch gar zu lang dauert! Ich hatte nämlich schon lange etwa sieben Briefe an verschiedene Bekannte in Zürich angefangen;

weil ich noch an gar niemanden geschrieben habe seit ich hier bin, so wurden diese Briefe sehr groß und blieben lange unvollendet liegen, und weil ich alle in einem Einschluß an Dich zum Verschicken senden wollte, so blieb der Brief an Euch auch aufgeschoben. Letzten Montag fand ich Gelegenheit, eine Portion durch einen Studenten abzusenden. Inliegend folgen noch zwei Briefe, welche ich in den Briefeinwurf zu tun bitte ...

Hier habe ich indessen ganz knapp aus ein paar kleinen Restlein gelebt, welche ich von verschiedenen Buchhändlern eingetrieben habe, auch wurde einiges Geld entlehnt. Jedoch habe ich, was Schulden betrifft, keinen Kreuzer mehr verbraucht, als was ich ganz bequem bezahlen kann. Gegenwärtig bin ich sehr auf dem Hund und nehme auch ein anderes Zimmer, da die Leute, wo ich bin, sehr unordentliches Volk sind. Ich muß aber den Zins bezahlen und schreibe darum dem Regierungsrat Sulzer, daß er mir die übrigen 200 Franken schicken möchte.

Ich habe hier schon Feuer- und Wassernot gehabt. Einmal, als ich lang in die Nacht aufblieb, geriet mein Sofa, wahrscheinlich durch die Pfeife, in Brand, was ich erst merkte, als ich schon zwei Stunden geschlafen hatte, und der Rauch mich weckte. Ich sah Eine große Glut und glaubte im Schrecken, der ganze Boden brenne. Ich erstickte beinahe und konnte des Rauches wegen die Tür nicht finden. So eilte ich zum Fenster und warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße, schrie: Feuerjo! und schmiß auch noch den Jalousieladen hinterdrein. Es war übrigens nur ein einziges Kissen verbrannt, was aber einen höllischen Rauch machte. Kurz darauf gab es eine Überschwemmung, so daß ich zwei Tage lang im Schiff von und zum Haus fahren mußte. Für den Brand bekam ich eine Rechnung von sieben Gulden [vom Vermieter. Dazu Glaser-, Schreiner- und Tapeziererrechnungen im Gesamtbetrage von fast zwanzig Gulden.] ...

Hegi hat mir auch geschrieben, er will nach Amerika gehen. Seine Alte wird indessen warten müssen, bis ich Geld habe, und wenn sie blau wird. Solange ich selbst immer in der Not bin, schäme ich mich gar nicht, mein Versprechen nicht halten zu können.

Ich habe freilich keine Lust, die große Reise zu machen, weil ich lieber noch ein Jahr in Deutschland, etwa in Berlin, bleiben möchte, weil ich einmal am Studieren bin. Indessen wären die Besorgnisse meiner verehrlichen Jungfer Lotte auf mich nicht anzuwenden, weil ich kein Naturforscher bin, welcher in unbekannte Gegenden, allen Beschwerden und Entbehrungen ausgesetzt, dringen muß, um seine Entdeckungen zu machen, sondern ich könnte ganz gemächlich von einem zivilisierten Ort zum andern, und das auf guten Dampfschiffen, reisen, wo überall gute Handelshäuser mit guter Lebensart sind ... [Heidelberg, 11. April 1849.] Letzthin habe ich die letzten 200 Franken von der Regierung erhalten; sie sind aber bereits fort, indem ich meine Hausrechnung bezahlt und das entlehnte Geld zurückgegeben habe, denn es ist nicht sehr angenehm, in dieser armen hungrigen Stadt Schulden zu haben. Wenn ich daher bis Mitte Mai 50 Gulden von Euch bekommen könnte, so wäre es mir sehr recht. Ich habe für den Sommer Kollegiengelder zu bezahlen und wollte mir auch einige teure Bücher anschaffen. Hier wüßte ich gegenwärtig bei niemand zu entlehnen, als bei meinem alten Verleger, welcher mir aber nicht sehr grün ist, weil ich ihm nichts mehr gebe. Es sieht zwar kurios aus, daß ich, anstatt Geld zu schicken, abermals Deine Hilfe in Anspruch nehme; sobald ich aber die Summe aus Braunschweig erhalte, so will ich sogleich 400 Gulden nach Zürich schicken, damit ich endlich einmal frische Luft bekomme ...

Der Hegi ist vor vierzehn Tagen hier durchgereist, um für drei Jahre nach Amerika zu gehen. Der Regierungsrat Sulzer hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben, als er mir das Geld schickte. Fast hätte ich die Adresse vergessen: ich bin nämlich von dem Lumpenpack weggezogen und wohne jetzt bei frommen Stündlern. Neckarstraße bei Kutscher Guland D. 229.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 13. April 1849.] Die alte sechsundsiebzigjährige Frau Dekan Schinz, welche vor einem Jahre so nahe am Grabe gewesen, ist wieder ganz gesund und munter; ich habe ihr diese Woche den Zins gebracht; sie läßt Dich vielmal grüßen. Das Sechseläuten ist in Zürich wieder ein-

mal in Pomp und Pracht gefeiert worden: es war beinahe ein stundenlanger Zug durch unsere Gasse. Es zogen Könige und Fürsten, Gesindel und Lumpenpack, meistens satirisches Zeug über die Politik... Regula hat nun wieder vollauf zu tun. Zwei Monate wurde gefeiert, mit diesem ging die Arbeit wieder an, worüber wir beide froh sind. [16. April.] Nun schicke ich Dir die verlangte Summe, 50 Gulden. Ja, das schaut wirklich kurios aus! Als der Briefträger schellte, dachte ich: was gibt's da schon wieder? Gewiß kommt Geld. Aber wie bestürzt, als ich statt dessen wieder hergeben sollte!...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Heidelberg, 24. Juli 1849.] Im September gedenke ich heimzukommen. Die badische Revolution, welche im Mai ausbrach und bis in den Juli gewährt hat, hat auch meine Finanzverhältnisse abermals verwirrt, denn der Verkehr gegen Norden ist die ganze Zeit über unterbrochen gewesen. In zwei Wochen werde ich etwa 200 Gulden für ein Heft Gedichte erhalten, welche ich herausgebe, und damit will ich dann, da ich sonst im Sinne hatte, von hier aus noch eine Tour zu machen, selbst mich auf den Weg verfügen und mein Geld einkassieren. Denn ich möchte in keinem Fall nach Zürich kommen, ohne meine Schulden bezahlen zu können. Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir, liebe Mutter, den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe. Wenn es nicht geschehen ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kanoniert und gepülvert, und ein paarmal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen herein, über 2000 Schritt weit, und ein Soldat fiel tot um, nicht weit von mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu tun hatten, für gut, uns ein wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht; es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Fall er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen samt dem Haus, vor dem sie standen, auch ein wenig

berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indes die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein.

Gottfried Keller an A. A. L. Follen. [Heidelberg, im Herbst 1849.] Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin, aber das wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußern Erfahrungen eingegriffen, soviel Inneres mir aufgeschlossen; ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitelm Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und sozusagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin; ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahre alt geworden) so rund abgeschlossen, daß ich dieses Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle. Das klingt alles sehr pathetisch, aber die Ausdrücke sind auch meinen kleinen Zuständen insofern angemessen, als mir das Zurechtfinden bisher sehr schwer geworden ist...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Heidelberg, Oktober 1849.] Seid doch so gut und schickt meinen Paß in die Staatskanzlei, daß er wieder auf ein Jahr erneuert wird. Er muß vom preußischen Gesandten visiert werden. Es muß aber schnell gehen, denn in zehn Tagen reise ich von hier fort. Ich habe von der Regierung 1000 Franken bekommen für Berlin und die Hälfte davon bereits erhalten. Bürgermeister Escher und Eduard Sulzer haben mir beide geschrieben, besonders der letztere sehr artig. Ich werde auf meiner Reise Geld eintreiben, da ich auch über Braunschweig komme; auch in Frankfurt habe ich noch ein Buchhändlergeschäft. Ich brauche ziemlich viel Geld, weil ich hier noch einen schwarzen Frack und dito Weste muß machen lassen, ebenso etwas Neues für meinen alten Mantel. Ich werde aber nur eine grobe haarige Kapuze kaufen für 14 Gulden. Dann habe ich für den Winter eine gestrickte wollene Binde gekauft, welche man über den Rock umlegt, sie geht mir zweimal um den Hals 'rum und dann erst bis auf die Füße herunter und ist weiß und rot; ich sehe sehr komisch darin aus, kostet 4 Gulden.

Ich habe während des Jahres auch zwei weiße Westen machen lassen und ein graues Straplizierkleid ...
Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und noblen Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg herumführt.

Johanna Kapp an Gottfried Keller. [Heidelberg, 7. November 1849.] Lieber, lieber Freund. Ich bin so tief erschüttert, daß ich kaum weiß, wie ich Ihnen schreiben soll, und doch drängt's mich dazu. Ihr lieber Brief hat mich furchtbar traurig gemacht, obgleich Sie mir's verbieten. Ich möchte Ihnen danken und tu's auch aus vollem Herzen, aber es kommt mir schrecklich traurig vor, daß ich soviel Unheil anrichte. Es ist mir oft ganz unbegreiflich. In den letzten Tagen hab ich wohl gefühlt, daß Sie mich gern hatten, aber ich hielt es für eine schöne menschliche Teilnahme und hätte mich auch gefürchtet, etwas mehr zu glauben. Nun aber liegt der Reichtum Ihres schönen Herzens plötzlich vor mir in neuem Glanze, und ich hab tief aufseufzen müssen! Ich hab's Ihnen schon gestern gesagt, daß ich ebenso glücklich wie unglücklich, weil ich getrennt bin, aber geliebt. Als ich Ihnen vor acht Tagen meine Gedichte gab, da nahm ich mir innerlich vor, Ihnen nie den Namen dessen zu sagen, in dem mein Wesen aufgegangen. Es schien mir selbst Ihnen gegenüber eine Profanation. Aber heute fühl' ich anders, auch anders als gestern, da ich es Ihnen gegönnt hätte, aber doch um keinen Preis hätte sagen können. Jetzt aber sind Sie's gewiß wert und ich fühl's, ich bin's Ihnen schuldig, damit Sie mich ganz begreifen und auch verstehen: wie nach so bittern Herzensqualen mir doch noch ein Leben möglich blieb, das bisher nur auf kurze Zeiten mich mit meinem Geliebten vereinte. Es ist allerdings ein tief tragisches Glück, wenn Augenblicke lange Trennung aufwiegen müssen, aber selbst wenn meine letzte Hoffnung noch schwinden sollte, ein dauerndes Vereintsein zu erreichen, glaube ich dennoch Kraft zu behalten, um die kurzen Momente als Momente zu erfassen und zu genießen, die mein vielbewegtes Leben erhellen. Sie haben in Ihrem schönen Briefe den geliebten Namen selbst ausgesprochen. Der Mann, der Ihrem Kopfe ward, was Ihr edles Herz in mir fand, dieser herrliche Mann ist es, und der wundersame Zu-

fall, der Sie uns beide zusammenstellen ließ, hat mich mit stürmischer Freude ergriffen. So mag Ihnen denn das Rätsel gelöst erscheinen, das meine in Schmerzen erblühte Liebe Ihnen sein mußte. Wie verwickelt dieses tragische Verhältnis ist, können Sie nicht ahnen, doch glaub' ich noch an eine Möglichkeit, die aber mit saurem Kampf errungen werden muß und nach meinem Gefühl die einzige Versöhnung wäre für das herbe Leid, darunter viele leiden, am meisten die arme edle Frau, deren Glück ich zerstören mußte.

Erstarren Sie nicht ob den Untiefen, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt, verkennen Sie weder mich noch ihn! Wo Sie nicht alles begreifen, glauben Sie das Gute doch und lassen Sie mich für immer glauben, daß Sie nie irre an mir werden. Mein Herz ist unwandelbar, aber es ist nicht bloß dem Geliebten treu, es bewahrt auch seinen Freunden eine wahre Zuneigung mit Innigkeit. Ich werde Sie nie vergessen.

Die höchste Gabe, die der Mann einem Weibe bieten kann, ist seine Liebe, und für dies Geschenk muß ich Ihnen danken, so traurig mich's auch macht. Ich hab' Sie wirklich lieb und glaube Sie zu verstehen in der tiefen Innigkeit Ihres Wesens ... Ich weiß, was Sie sind, und darum brauchen Sie mir nicht erst zu geloben, etwas Rechtes werden zu wollen ...

Gottfried Keller an Johanna Kapp. [Heidelberg, 7. Dezember 1849.] Teure Freundin! Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Notwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen, und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden. Die Gewißheit, daß nichts Konventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es mir noch so elend zumute sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzte Woche hindurch sozusagen glücklich gewesen; ich kannte nichts Wünschenswer-

teres mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen; und war ich bei Ihnen, so dachte ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit, nicht an mich selbst und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah, oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und vielleicht ist es unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe; und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zumut ist. Ich will Ihnen künftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksale, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes und Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst.

Meine Jugend ist nun vorüber, und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden. Vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gutgeht, werde ich auch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen? Müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so

traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen. Aber um halb drei erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, worum es sich handelte. Ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer; es strahlte hell und still durch die helle Winternacht, und spiegelte sich so schön im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken, und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dacht' ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und tot und sagte mir: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarerweise mischte sich in meine Trauer ein Ärger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Ärger lauschte eigentlich nur meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max [ihr Bruder] nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß. Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig. Und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat: daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gutbleiben möchte. Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe, eine Heimat in einem edlen und verständnisreichen weiblichen Herzen. Und mehr will ich jetzt nicht . . .

[11. Dezember.] Ich weiß noch nicht, wann dies Papier fortkommt, und will es noch vollschreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zweimal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf seinem Zimmer war und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst. Es kam darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke, was mich sehr frappierte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir trotz meines Elends einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein würden; und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen gemacht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich; sie liegen in Ihrem Brieftäschchen, und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegenlassen und es nachher sehr bereut. Nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen kennenlernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen.

Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und

nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt. Ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden wie die früheren; diese ihrerseits tun das Gleiche und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannigfachen Charakteren, welche voneinander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial, und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren, jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn Zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen, es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht.

In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes, aber auch da muß ich, wenn ich für eine Einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr, ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen. Und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen: es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachteil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend: jenes unschuldige Kokettieren und Freundlichtun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je, was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. — Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß.

Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so resigniert in die Zukunft zu blicken. Zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen die erste Pflicht werden kann. Es kann ein solches Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinanderklammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft ...

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [Heidelberg, 4. März 1850.] Lieber Freund! Ich muß einen Schuß ins Blaue tun, ohne zu wissen, ob ich treffe. Ich reise nämlich gegen Ende März nach Berlin, über Köln, und möchte, im Fall Du noch in letzterer Stadt bist, Dich natürlich gern sehen, sowie Deine verehrte Frau und Deine Kinder, deren Zahl mir dato unbekannt ist. Ich habe so lange nichts mehr gehört, außer Deinem lieben roten Geschenke vom Januar 1849 [das als Flugschrift gedruckte revolutionäre Gedicht „Die Toten an die Lebenden"], welches ich aber erst zu Ostern 1849 in Heidelberg erhielt, in welchem Neste ich mich seit anderthalb Jahren aufhalte. Doch will ich jetzt nichts weiter schreiben, da ich nicht weiß, ob diese Zeilen Dich finden. Also gleich zum Zweck: sei so gut und sende mir Deine genaue Adresse, wenn Du wirklich noch in Köllen bist, damit ich mich nicht lang herumquälen muß, indem ich nur einen Tag dort zubringen kann.

Damit Du nicht etwa vermutest, ich reise als Royalist nach Berlin, um meinem berühmten Namensvetter und Landsmann [Friedrich Ludwig Keller vom Steinbock, Rechtsgelehrter, einst das einflußreichste Mitglied des Großen Rates von Zürich, seit 1847 Professor in Berlin, entschiedener Monarchist] zu sekundieren, dem sauberen Patron, melde ich doch noch, daß ich des Theaters wegen hingehe, indem ich mich für einen der Messiasse halte, welche die deutsche Bühne vier Wochen lang verklären. Auf gut Glück! Dein Gottfried Keller. Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen.

Ferdinand Freiligrath an Gottfried Keller. [Köln, 6. März 1850.] Dein Schuß ins Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe.

Ich freue mich von ganzer Seele auf unser Wiedersehen, lieber Keller! Wie Du siehst, lebe ich noch in Köln und daselbst (die Blinden in Genua kennen zwar meinen Tritt, doch sei es Dir unverhohlen) Johannisstraße Nr. 26. Nimm, wenn Du mit dem Dampfschiff ankommst, sofort eine Droschke nach meiner Wohnung und kehre nicht erst im Gasthofe ein! Das kostet Dir nicht nur schmähliches Geld, sondern raubt uns auch Stunden, die wir besser beieinander auf meiner Kneipe sitzen. Mein Schlafsofa ist süperb gepolstert und wird es sich angelegen sein lassen, Dich nach Würden zu empfangen. Aber warum willst Du nur einen Tag hier zubringen? Richte Dich doch auf längere Zeit, richte Dich doch wenigstens so ein, daß ich Dich auf einen Tag nach Düsseldorf führen, Dir Lessings [des Historienmalers (Breslau 1808—1880 Karlsruhe)] neuen Huß (den auf dem Scheiterhaufen) [jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin] zeigen und Dich mit einigen der jüngern Künstler bekanntmachen kann ...

Nun Adieu, lieber Gottfried von Glattfelden! Schreib mir bald das Nähere über Deine Abreise und dann: Hand in Hand und Aug' in Auge! Ich hoffe, wir sind uns ganz die Alten geblieben. Es ist einem während der letzten zwei Jahre so manches in Trümmer gegangen, daß man Gott danken muß, wenn man sich wieder einmal einen ordentlichen Kerl aus der großen Flut herausfischen kann ...

Apropos — wie stehst Du jetzt mit dem lieben Gott? und was macht Follenius?

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [Heidelberg, 4. April 1850.] Lieber Freiligrath! Ich bin nun doch froh, daß ich meinen Schuß probiert habe, da er mir ein so edles beleibtes Wild getroffen hat, und es bleibt also dabei, daß ich Dich in einigen Tagen aufsuche. Das Echo meines Schusses war mir eine ganz ungewohnte und liebliche Musik, und wie, wenn man einen fetten Auerhahn geschossen hat, wohl eine Weile nach dem Schuß und Fall etwa noch

eine schöne Schwungfeder aus der Luft fällt, so traf darauf Deine Venus nachklingend ein [Freiligraths Übersetzung von Shakespeares Venus und Adonis], gerade als ich mich mit den Gervinusschen Salbadereien über Shakespeare beschäftigte ...

Ich habe noch einen Reisegefährten, einen Schweizerstudenten, der ebenfalls nach Berlin reist. Es kommt nun darauf an, ob er sich seinerseits die Zeit in Köln vertreiben kann, in welchem Falle ich auch zwei Tage bei Euch verweilen kann; nach Düsseldorf kommt er gern mit, falls Du Zeit hast, Deinen freundlichen Vorschlag zu verwirklichen. Ob ich bei Euch freundlichen und lieben Leuten auf dem Sofa lagern werde, kommt darauf an, ob das Schiff bei Tag oder Nachtzeit in Köln landet, denn im letzten Fall breche ich nur ungern auch in das gastfreundlichste Haus ein. Obgleich ich mich auch freue auf ein vernünftiges Wort und einigen Unsinn mit den Kindern zwischen Deinen vier Wänden, so hoffe ich doch, der Weg nach dem Kölner Dom sei von Deiner Wohnung nicht so kurz, daß wir uns nicht etwa nach einem Ruhepunkt umschauen müßten. Wir wollen mit Interesse in der wackeren Ruine herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmere, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen ...

Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik. Was Follen dazu sagen würde, weiß ich noch nicht, denn ich habe ihm noch nicht geschrieben, weil er seit einiger Zeit nicht zu sprechen ist über solche Dinge. Er hat sich nämlich vor zwei Jahren ein altes Kastell gekauft, im Thurgau, namens Liebenfels, mit furchtbaren Verließen, Türmen, Falkennestern, einer Brücke u. dgl., dazu gehören 500 Morgen Land, großenteils Wald und Moor, aus welchem er sich bestrebt, 100 Schweine, 30 Kühe und ca. 20 Menschen zu füttern. Er hat sein ganzes Vermögen hineingesteckt und also genug zu tun, wenn er seinen beiden Edelfräulein,

die wirklich recht feine Mädchen sind, noch etwas Tuch „zur Wat" [zum Kleid] hinterlassen will; da kann er keine atheistischen Briefe brauchen. Er wäre imstande, träfen ihn solche am Pfluge, daß er im Zorne diesen samt den stattlichen Ochsen in den Erdboden hineinschlüge. Herwegh ist jetzt in Zürich, seine Frau soll rauchen wie ein Schornstein.

Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden. Ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben, und also auch, falls Du mich noch so brauchen kannst, für Dich, lieber Freund, und gedenke es nächstens in Figura zu zeigen. Auf Wiedersehen! Dein Gottfried Keller.

Ich reise nun doch allein, und das am 6. (Samstags), werde in Mainz über Nacht bleiben und den andern Tag das Schnellboot besteigen.

In Berlin

Hatte Gottfried Keller in Heidelberg unter dem Einfluß Feuerbachs den Gedanken an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode für immer verabschiedet, so sollte er in Berlin in harter Leidensschule das Anrecht auf seine dichterische Unsterblichkeit gewinnen, allerdings nicht als Dramatiker, wiewohl er mit dramatischen Absichten und Entwürfen, im April 1850, in Berlin eintraf, das zu jener Zeit rund 400 000 Einwohner zählte und von dessen acht Theatern er sich Klarheit über die Anforderungen der Bühne versprach. Ein Jahr gedachte er zu bleiben. Als er im Dezember 1855 Berlin verließ, war keiner seiner dramatischen Versuche bühnenfertig, geschweige denn zur Aufführung angenommen, wohl aber war sein Roman „Der grüne Heinrich" erschienen und sein Novellenbuch „Die Leute von Seldwyla" unter der Presse, zwei Werke, die ihren Urheber rasch in die kleine Schar der ganz großen Erzähler deutscher Sprache einreihten.

Es war das Berlin Friedrich Wilhelms IV., das ihn aufnahm, dieses geistreichen und wohlmeinenden Preußenkönigs, der ein Jahr vorher die deutsche Kaiserkrone abgelehnt hatte. Es war das Berlin des alten

Alexander von Humboldt, der Brüder Grimm, der Geschichtsschreiber Leopold von Ranke und Friedrich von Raumer, des Ägyptologen Richard Lepsius. Aber es war auch das Berlin des reaktionären Ministeriums Manteuffel und des scharfen und selbstherrlichen Generalpolizeidirektors Hinckeldey.

Die Jahre, die Gottfried Keller in Berlin zubrachte, waren wie für ihn so auch für Preußen eine harte Leidensschule. Der Traum von nationaler Einheit und staatsbürgerlicher Freiheit war zu Ende. Schwer lasteten Furcht und Mißtrauen auf allem öffentlichen Leben. Im Innern herrschte trotz der im Januar verkündigten Verfassung der Polizeigeist, in der Außenpolitik Österreich, auf dessen Betreiben auch der Bundestag wiederhergestellt wurde. Dem blieb Preußen zwar zunächst fern; ja es unternahm sogar anläßlich der Konflikte mit Dänemark und Hessen eine Mobilmachung; schließlich jedoch mußte es sich unter dem Druck der Großmächte durch das Übereinkommen von Olmütz, „schmählicher als die Niederlage von Jena", den österreichischen Anordnungen fügen. Aber die Mobilmachung hatte durch negative wie durch positive Eindrücke zweien der begabtesten preußischen Offizieren, dem Major Albrecht von Roon und dem Oberst Helmuth von Moltke neue Gedankenarbeit gewiesen, und der Gesandte, durch den Preußen sich von 1851 an auf dem Bundestag in Frankfurt vertreten ließ, hieß Otto von Bismarck.

Im selben Jahr warf in Frankreich der Prinz Louis Napoleon sich zum Präsidenten der Republik auf, im folgenden wurde er als Napoleon III. Kaiser. Die weiteren Berliner Jahre Gottfried Kellers standen hinsichtlich der großen Politik, die ihn freilich nicht anfocht, im Zeichen des Krimkrieges, den England und Frankreich gegen Rußland führten.

Wenn wir etwa noch hinzufügen, daß in jenen Jahren zugleich mit dem Materialismus auch die Kirchen wieder zu erstarken begannen, daß von Amerika aus das Tischrücken und andere spiritistische Versuche in Aufnahme kamen, daß die neuen Verkehrsmittel, die Eisenbahn und der elektrische Telegraph, in beschleunigtem Tempo ausgebaut wurden, daß die Gier nach raschem Gelderwerb als Spekulations-

fieber an den europäischen Börsen und als Goldfieber in den Minen Kaliforniens wütete, und daß die Damenmode ihr groteskestes Ungeheuer, die Krinoline, zu schaffen begann, jenen kuppelförmigen Reifrock, dessen unterer Umfang nach und nach auf zwölf Meter gebracht wurde, so haben wir genügend Anhaltspunkte, um uns jene Zeit einigermaßen zu vergegenwärtigen. Nur auf das literarische Berlin müssen wir noch einen raschen Blick werfen.

Vorüber waren das klassische und das romantische Zeitalter der deutschen Dichtung. Das junge Deutschland der Börne, Heine, Gutzkow, Laube hatte die Poesie in den Dienst liberaler politischer Absichten gestellt, weswegen dann einzelne Rückfälle in die Romantik, wie die süßliche Versnovelle „Amaranth" von Oskar von Redwitz (1849) in den konservativen oder politisch uninteressierten Kreisen eines starken Erfolges um so sicherer waren.

Aber noch standen zwei lebendige Zeugen der großen Vergangenheit beherrschend im Mittelpunkt des literarischen Lebens, beide fünfundsechzigjährig. Das war die Witwe des Dichters Achim von Arnim, Bettine geborene Brentano aus Frankfurt am Main, das „ewige Kind", die, nachdem sie in dem unvergänglichen Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835) ihr Bestes gegeben, immer voll wirbelnder Unruhe, 1843 durch „Dies Buch gehört dem Könige" im Sinne der bürgerlichen Freiheit und sozialen Gerechtigkeit an Friedrich Wilhelm IV. appelliert und so in die Kämpfe der Zeit eingegriffen hatte. Gottfried Keller hat sich mit ihr und ihrem Kreise nicht berührt. — Und das war „Goethes Statthalter auf Erden", August Varnhagen von Ense aus Düsseldorf, einst in diplomatischen Diensten, seit siebzehn Jahren im Hauptberuf nur noch Witwer der feinsinnigen Rahel Levin geborenen Markus, deren Salon einst die Spitzen des geistigen Berlin in sich vereint hatte. Im Jahre 1842 hatte Varnhagen, dessen Hauptverdienst neben seinen Arbeiten um die Erschließung Goethes in einer Reihe gutgeschriebener Biographien besteht, seine fünfzehnjährige Nichte Ludmilla Assing aus Hamburg, eine kleine und häßliche, aber kluge Person, zu sich genommen, die ihm half, einerseits das Gedächtnis seiner Rahel pflegen, andererseits

mit scharfer Feder schonungslos festzuhalten, was ihm der Tag von Mißgriffen und Entgleisungen des Königs und der Hofgesellschaft, der Regierung und aus den Kreisen der Geburts- und der Geistesaristokratie zutrug. Als er 1859 starb, beeilte Ludmilla sich, diese Tagebücher rücksichtslos zu veröffentlichen, die viel Staub aufwirbelten, dauernd aber doch niemand mehr herabsetzten als ihren Verfasser.

Als Gottfried Kellers erste Gedichte erschienen, hatte ihr Verleger, Georg Winter in Heidelberg, das Buch dem einflußreichen Varnhagen übersandt, der daraufhin dem jungen Dichter einen anerkennenden und wohlwollenden Brief geschrieben hatte. Trotzdem dauerte es lange, bis Keller den Weg zu Varnhagen fand, und noch länger, bis er sich durch die ersten Bände des „Grünen Heinrich" für genügend legitimiert hielt, diesen Weg oft zu gehen, um in der feinen Kultur des Varnhagenschen Hauses und Kreises sich anzueignen, was ihm noch fehlte. Wieder in Zürich, hat er dann noch jahrelang mit Ludmilla Assing einen lebhaften Briefwechsel unterhalten und ihrem Oheim zeitlebens eine dankbare Verehrung bewahrt.

Von seinem Freunde Hermann Hettner hatte Gottfried Keller eine Empfehlung an das neununddreißigjährige Fräulein Fanny Markus aus Königsberg mitbekommen, welches unter dem rasch berühmt werdenden Namen Fanny Lewald in wortreichen Romanen für die Befreiung des Weibes kämpfte, seit 1846 in Berlin hauste und auf die Freiheit seines Liebesbundes mit einem nach neuen Idealen ausschauenden Familienvater und oldenburgischen Gymnasialprofessor namens Adolf Stahr, den es in Rom kennengelernt hatte, sich nicht wenig einbildete. Auch zu Fanny Lewalds Salon fand Keller spät den Weg, und die Eindrücke von Anmaßung und eitlem Getue, die er dort empfing, ließen ihn sich bald wieder zurückziehen.

Nicht angehört hat Keller dem größten und bekanntesten literarischen Zirkel Berlins, dem „Tunnel über der Spree", jener 1827 von Moritz (eigentlich Moses) Saphir aus Ungarn gegründeten Gesellschaft von Schriftstellern und Literaturfreunden, der außer vielen heute Vergessenen die Keller annähernd gleichalterigen Dichter Theodor Fontane aus Neuruppin, Theodor Storm aus Husum und Emmanuel

Geibel aus Lübeck, der wesentlich jüngere Paul Heyse aus Berlin und der zweiundfünfzigjährige Christian Friedrich Scherenberg aus Stettin angehörten. Dazu unter andern Nichtdichtern der fünfunddreißigjährige Maler Adolf Menzel aus Breslau, der soeben seine epochemachenden Gemälde aus dem Leben Friedrichs des Großen zu schaffen begonnen hatte. Viel verkehrt hat Keller eine Zeitlang mit Scherenberg, dem vaterländischen oder besser preußischen Militärdichter, der nach harten Kämpfen und Schicksalsschlägen endlich ein leidlich auskömmliches Pöstchen als Unterbibliothekar im Kriegsministerium gefunden, nachdem seine Versepen „Ligny", „Waterloo", „Leuthen", vom königlichen Sekretär und Vorleser, dem ehemaligen Hofschauspieler Louis Schneider, teilweise vorgelesen, sogar den König und die Hofgesellschaft zu heller Begeisterung hingerissen hatten. Durch ihn wurde Keller auch in den kleinen Kreis eingeführt, der sich jeden Dienstag abend beim Kanzleirat March zu einer Tasse Tee einzufinden pflegte, um über Kunst und Wissenschaft, allenfalls auch über Politik die Ansichten auszutauschen. Hier traf er unter anderen einen vier Jahre älteren Züricher Landsmann, den in aristokratischen Überlieferungen aufgewachsenen Privatgelehrten Heinrich von Orelli, zu dem sich ein näheres Verhältnis nicht herstellte.

Für das politische, gesellschaftliche und literarische Leben waren in dem Berlin jener Tage die Konditoreien der im Vertrauen auf die Naschhaftigkeit des Berliners in den zwanziger Jahren eingewanderten Engadiner Sparguapany, Unter den Linden, Josty, An der Stechbahn und besonders Stehely, Am Gendarmenmarkt, nahe bei den berühmten Weinstuben von Lutter und Wegner von großer Bedeutung. Besonders in der letztgenannten wehte eine scharfe Luft der Freiheit, und die Polizei hatte beständig ein Auge darauf. Wer nur naschen wollte, ging zu Kranzler, Schauß, d'Heureuse oder Schilling.

Gottfried Keller an Eduard Vieweg. [Berlin, 26. April 1850.] Die Moral meines Buches [Der grüne Heinrich] ist, daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist,

im bürgerlichen Leben eine wirksame Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft und am Staate selbst liegen, und alsdann wäre freilich der Stoff derjenige eines sozialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt sie größtenteils im Charakter und dem besonderen Geschicke des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romanes. Unternehmung und Ausführung desselben sind nun nicht etwa das Resultat eines bloß theoretischen Vorsatzes, sondern die Frucht eigenster Anschauung und leider teilweiser Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht Anstoß aus meinem äußeren oder inneren Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und wirklich weiß ich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je noch einen Roman schreiben werde. Einige Novellen ausgenommen, habe ich für die Zukunft ausschließlich dramatische Versuche im Auge.

Mein Held ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an, und gerät als ein liebenswürdiger, lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen, und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Tätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umhertreiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend; während minder begabte, aber praktische Naturen aus seiner Umgebung, die unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste, traurigste Lage, abgeschnitten von den Seinigen und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger, er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue, reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um

seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Toren seiner Vaterstadt auf ihr Leichenbegängnis, mischt sich unter die Begleiter auf den Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer den Tod der verarmten und verlassenen Frau ihrem ungeratenen, in der Ferne weilenden Sohne beimißt.

Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche wirkungsreiche Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und frevelhaft abgeschnitten, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch tragischer, daß ein gesundes, schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei, welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialerweise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesünder ist, nichts zu hoffen und das Mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu tun.

Da, wie schon gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß es kein fades Tendenzbuch sein wird.

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [Berlin, 30. April 1850.] Die Lewald war den Abend vor meiner Ankunft verreist und wird erst im Oktober zurückkommen; ich konnte also durch sie nicht in die Pforten des hiesigen sozialen und literarischen Himmels eingehen, und bis jetzt habe ich noch keine literarische Laus hier gesehen. Werde nun aber doch den Harnwagen von Ense aufsuchen und mich bescheiden hintenaufsetzen; denn jemand muß man

doch kennen, sonst hätte ich mein Stipendium bei meinem Konrad Meier [Volksschriftsteller] in Bribach aufzehren können ...
Die Düsseldorfer haben mich nach Deiner Abreise noch mit Maitrank getötet, und ich bin erst in Berlin wieder lebendig geworden. Nun bin ich ein Muster von Nüchternheit und Melancholie, esse weltschmerzlichen Apfelkuchen neben lesenden Blaustrümpfen und gehe um neun Uhr ins Bett. Die Konstabler haben mich sehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler. Am ersten Tag kam ich ins Fremdenblatt als Kunstmaler, und nachher, nachdem ich auf der Polizei weitläufig meine Tendenz und Existenz auseinandergesetzt hatte, als Staatsstipendiat aus Zürich, was mir Spott und Hohn von seiten meiner hiesigen Landsleute zuzog ...

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 29. Mai 1850.] Verehrtester Herr und Freund! Wer ernten will, muß erst säen! Desmalen sehe ich mich gezwungen, endlich die Feder zu ergreifen, wenn ich Nachricht und freundliches Wort aus einer mir sehr lieb gewordenen Landschaft und einigen von mir hochgehaltenen Insassen derselben erhalten will. Doch denken Sie nicht, lieber Hettner, daß dies Säen ein saures Geschäft des Eigennutzes für mich sei, sondern genehmigen Sie allerfreundlichst die Versicherung, daß es ein wahres Labsal und ein Ersatz für manche der in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden zu sein versucht werden soll ...
Ich bin also in Berlin. Meine erste Tat in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um einen Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor, welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken. Ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit, die drei Taler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum Oktober wieder erscheinen, und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in literarische Kreise kommen, keinen andern Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber — nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über

ganz still und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein.

So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und — preußischen Leutnants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. [Das ehemalige Fürstentum Neuenburg, 1707 auf dem Erbschaftswege an den König von Preußen gelangt, seit 1814 Kanton der Eidgenossenschaft, erlangte erst 1857 seine völlige Unabhängigkeit von der Krone Preußen.] Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein ist, außer dem Hause bald Zerstreuung. Ich wohne sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romans „Prinz Louis Ferdinand" [von Fanny Lewald] sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor, und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu und Er hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Konstellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher [den Dramaturgen] wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in Berlin, nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewütet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt wie das hiesige Hoftheater neben einigen routinierten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existieren können. Nur einige Beispiele. Im Hamlet werden gerade diejenigen Szenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Tatlosigkeit, kurz den eigentlichen

Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem tatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, alles zusammengenommen, gegen den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motiviert findet, wenn man das Stück nicht sonst studiert hat. In Hebbels „Maria Magdalena" spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt; der Sohn Karl erscheint als ein roter Lump aus irgendeiner Wiener Posse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten, vortrefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte.

Solche oberflächliche krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographien, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten wichtigsten Typen und Grundsätze unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Produktes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturme hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponierend ist. Indessen — um nicht ungerecht zu sein — liegt wieder ein großer Trost darin, daß vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser Schnödheit frei und möchte jedesmal den Kerlen, besonders aber den Damen um den Hals fallen, wenn sie recht gut und verständig gespielt haben. Nur verlange ich, daß sie originell und ursprünglich seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam einer zweiten Natur, wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber,

welche die Glanzstellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroschene Mittel und Effektmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eseln zu erringen, sind mir zuwider wie schlechter Tabak. Es sind dieses alte Geschichten, ich muß aber alles neu und von vornherein erleben ...

Doch klatsche und krittle ich ohne Ende drauflos, ohne zu bedenken, daß mein eigenes Examen vor der Tür steht, und daß ich allen Grund habe, mit Demut und Bescheidenheit umherzugehen. Mit Vieweg bin ich jetzt im reinen, er hat zwar das Manuskript nicht gelesen, ist aber über mein Exposé entzückt und fängt nun an zu drucken. Gebe der Himmel, daß ich das Exposé nicht zu schön gemacht habe! Es macht mir angst. Er ist ganz vergnügt, hat mir sogar vorläufige Zahlungen angeboten und will nun auch meine Gedichte unversehens doch drucken, so daß ich also auch annehmen kann, er werde die dramatischen Sachen auch nehmen. Den Roman will er spekulationshalber erst im Oktober versenden, jedoch will ich dafür sorgen, daß ich Ihnen vorher die Aushängebogen schicken kann. Ich sehe erst jetzt ein, daß ich ihm doch vielleicht zu viel gefordert habe, und wünsche nur, daß die Sache gut abläuft und er nicht petschiert ist.

Meine wunderliche Tragödie muß noch ein wenig theatralische Färbung bekommen. Ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspiels zu sündigen, wenn ich in den ersten Akten einige Heiterkeit hineinbringe, und halte mich manchen Kritikern zum Trotz an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf oder muß vielleicht sogar die Tragödie im ganzen und allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten, und zwar nicht nur in humoristischen oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Szenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist ...

Ich war sehr lustig am Rhein. Freiligrath kam mit mir nach Düsseldorf, wo drei Tage lang schwer Maitrank getrunken wurde. Jetzt bin

ich aber gänzlich ausgenüchtert und die nordische Mäßigkeit ist mir sehr willkommen für meine Zwecke. Freiligrath ist ganz absorbiert durch politische Umgebung und Geschäfte und klagt über gänzliche Verlassenheit in literarischen Dingen. Besonders tat er's, als wir zusammen Ihr Buch besprachen [Die Romantische Schule] und ich sagte, daß ich das Vergnügen hätte, Sie näher zu kennen. Dabei nahm ich mir vor, Sie recht fest beim Rockzipfel zu halten, lieber Herr Doktor! Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich ein paar Zeilen zukommen zu lassen!

Hoffentlich befindet sich alles, was Ihnen lieb ist, also auch auf jeden Fall Sie selbst, wohlauf. Dieses verlange ich auch in gerechter Weise vom Kappschen Hause, in welchem mich indessen recht herzlich zu empfehlen ich Sie ersuche, sowie Herrn Moleschott. Sagen Sie Herrn Kapp, daß ich bei diesem schönen Wetter oft das Heimweh nach dem schönen Garten und dem Heiligenberge empfände. Ich sollte auch an die Johanna und den Fries schreiben, fürchte aber, beide kunstbeflissene Kinder Gottes seien irgendwo im Gebirge und wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir in Ihrem gelegentlichen Briefchen hierüber Nachricht geben könnten. Empfehlen Sie mich insbesondere Frau Hettner und bitten Sie wohldieselbe, die Erinnerung an mich freundlicher sein zu lassen, als der Eindruck meiner kleinen struppigen Personnage sein mag. Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 12. Juni 1850.] Liebe Mutter! Ihr wißt gewiß zu Hause nicht mehr, was Ihr von meinem langen Stillschweigen denken müßt, und mir selbst ist es unmöglich, länger ohne Nachricht von den Meinigen zu bleiben. Es ist mir oft angst, dieses oder jenes möchte in der Zeit vorgefallen sein, und ich denke immerwährend an Euch. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu schreiben, bis ich zugleich Geld schicken könnte, weil ich es so oft versprochen habe. Allein immer neue Hindernisse traten ein. Ich mußte noch den ganzen Winter in Heidelberg bleiben und bin erst im April nach Berlin gekommen. Mit den Buchhändlern habe ich die Teufelsnot gehabt und wurde immer zum Narren gehalten, indem dieselben wohl meine Sachen drucken, aber bei der schlechten

Zeit am Ende kein Geld hergeben wollten. Ich habe nun endlich mit dem Braunschweiger eine feste Verbindung angeknüpft; er druckt alles von mir und wird mich ordentlich bezahlen. Ich habe auch schon 150 Gulden von ihm erhalten, dieselben aber selbst verbraucht, da ich von meinem Regierungsgeld nicht mehr viel nach Berlin gebracht habe ...

Ich fürchte, daß Du, liebe Mutter, von meinen Gläubigern viel Unannehmlichkeiten gehabt hast und selbst in große Verlegenheit gekommen bist; da es aber leider nun einmal so lange ging, so wirst Du es vielleicht auch noch eine kurze Zeit machen können. Doch bitte ich auf jeden Fall mir sogleich zu schreiben, wie alles steht. — Wenn Du nicht schon so alt wärest, so würde ich mich nicht viel kümmern, denn was die äußeren Umstände, die Existenz, betrifft, so weiß ich gewiß, daß ich mich noch herausbeißen werde, und meine Schulden sind gar nicht wichtig. Aber es quält mich immer, daß Du in der Zeit Dich abkasteiest und alles entbehren mußt, besonders da ich weiß, daß Du noch unnötigerweise Dir alles schwer machst. Was Regula schon für mich getan und entbehrt hat, hoffe ich auch schon noch gutmachen zu können. Doch hoffe ich, daß auch Deine gute Natur und Gesundheit noch lange sich bewähren. Wenn immer möglich, so komme ich im Herbst nach Hause, obgleich es für mich notwendig sein wird, daß ich nachher wieder für einige Zeit nach Deutschland zurückkehre. Ich habe das Heimweh nach unserm Hause, nach Glattfelden, sonst aber nach keinem Menschen in Zürich. — Daß sie den alten Hinki-Sulzer [seinen Gönner Eduard Sulzer, geboren 1789 zu Leipzig, seit 1830 Mitglied des Großen Rates von Zürich] aus der Regierung geschmissen haben, ist eben nicht sehr schön und gescheit, und wenn ich nach Haus komme, so werde ich ihm doch meine Aufwartung machen, wenn er auch nicht mehr in der Regierung sitzt. — In Heidelberg habe ich einen Zürcher, namens Flaigg (von dem ehemaligen Flaigg an der Wühre) kennengelernt, welcher schon seit Jahren Dampfschiffskapitän auf dem Neckar ist. Früher war er Sekundarlehrer in Embrach, und hat nun dort eine Braut, welche sein ehemaliger Schatz war.

In Berlin ist es sehr teuer, aber man ißt und trinkt dafür weniger.

Ich trinke nie mehr als zwei Glas schlechtes Bier oder ein Glas Zuckerwasser am Abend. Dies hat auch seinen Vorteil, weil man immer wohl und nüchtern ist. Obgleich ich in Heidelberg nicht gelumpt habe, so gab es doch dann und wann einen kleinen Stüber, weil es ein Weinland ist. Doch ziehe ich mich immer mehr von allen Dummheiten zurück und möchte am liebsten in einer eigenen Häuslichkeit leben. Wenn ich einmal wieder in Zürich bei Euch bin, wo man am Abend in seiner eigenen Familie sein kann, so werde ich wenig mehr ausgehen. Nur muß man sich auch gemütlich einzurichten wissen. Ich bitte mir doch sogleich von allem Nachricht zu geben, und grüße alle. Ich hoffe, der Onkel werde auch noch wohlauf sein und lasse ihn sowie Heinrich vielmals grüßen.

Die Hemden sind etwas grob für den hiesigen Gebrauch, und ich muß mir feinere kaufen. Dafür werde ich sie aber besser schonen und länger daran haben, denn ich ästimiere sie doch mehr als die gekauften ...

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 16. September 1850.] Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellern nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier herum und das Echo, das ihre indiskreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzuteilen, und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf meinen jüngst abgesendeten erhalten zu haben. Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu tun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht einmal zu lesen.

Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des Grünen Henri zu korrigieren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr sechzehn Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unend-

lichen Geschwätz endlich die Spur einer Tat sehen. Das „Werk" liegt wie ein Alb auf mir, und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist.

Inzwischen treibe ich mich in den Theatern herum, was aber mit einer eigentümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parkett gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen, und ich würde mir bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenakten an Häubchen und Halskrausen aller Art vornehme ...

Ich habe letzthin auch den Tasso gesehen, und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuten ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im Hamlet und im Faust besitzen, und welche die Alte Welt durchaus nicht kannte (zu ihrem Glücke!), gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke, und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat ...

Die Rachel [Elisa Rachel Félix, 1820 im Kanton Aargau geboren, seit 1838 Mitglied des Théatre français zu Paris, gestorben 1858 bei Toulon] habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und französisch zu lernen. Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person oder vielmehr der größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racines Athalie gefallen, wo sie eine altorientalische, tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellte, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Akt und diesen fast ganz in einem

Sessel sitzend, in einem prägnanten glanzvollen Kostüm, mit großen ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich, und doch so majestätisch, wie man es sich von einem Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch soviel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man für sie Partei nahm gegen die frommen, aber langweiligen Priester Jehovas, wenigstens ich. Dem deutschen Publikum hat sie freilich in dieser Rolle am wenigsten gefallen, man sah nur ein böses Weib und bewunderte sie hingegen als Virginia, wo sie als liebende Braut ihre Jungfräulichkeit gegen einen Tyrannen bewahren mußte. Diese Aufgabe ist nicht nur ihrer, sondern auch jeder tragischen Personnage unwürdig; wenigstens kann ich nicht umhin, einen feineren und für ein Weib weniger peinlichen Konflikt für eine tragische Situation auf der Bühne zu verlangen, als das angstvolle und tapfere Zusammenhalten ihrer Unterröcke ist. Das Stück ist übrigens nicht ohne Wirkung und von einem jetzt lebenden Franzosen geschrieben [Isidore Latour].

Während Rachels Aufenthalt haben eine Menge Literaten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat. Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigne Entwicklung wegzuräumen, und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hindernis nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen.

Schiller hat selbst die Phädra übersetzt, und Goethe sogar den Mahomet, wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher. Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören als triviale. Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr: sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben, und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell, und sowohl Shake-

speare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders, wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivität und hauptsächlich um ihre reine wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten, und ich gehe deswegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wienerpossen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall gerät, so hat sich dafür in der niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig vom Text der Stücke werden mit allen möglichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und alt und jung aufheitern. Bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wiener Possen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere, und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden und gewöhnlich politische oder soziale Anspielungen enthalten. In halb wehmütiger, halb mutwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen, und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalls, den das Volk reichlich spendet,

zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen tollen Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit usf. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt, und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexerzitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Literaten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's! Nun bringt er gewiß den Hassenpflug! Nun kommt der Haynau! usf. [Hassenpflug, reaktionärer hessischer Minister, „der Hessen Haß und Fluch". Haynau, brutaler österreichischer General, der 1848 in Italien und 1849 im aufständischen Ungarn wütete, wurde bei einem Besuch in London von Bräuknechten verprügelt.] Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Polizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmählich reifwerdenden Ideales ringen.

Ich befürchte als Kavalier nicht, in Ihrer Achtung zu sinken, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß die Bierbrauer von London auch Ihnen einige Satisfaktion verschafft haben. Fast alle halbliberalen Waschblätter und Leute, welche selbst niemals einen Handel „ritterlich" auszufechten imstande sind, wollen sich jetzt dadurch ein ritterliches Ansehen geben, daß sie über die wackeren Bursche schimpfen, welche Herrn Haynau ausgeklopft haben. Und doch ist die Begebenheit gerade für den Ästhetiker und Kunstliebhaber sehr erwünscht gewesen. Haynau hat uns in Ungarn so vortrefflich phantastische Bilder, ganz à la Callot, geliefert, Galgen in Masse, mit langen Reihen Gehängter, gepeitschte Weibsbilder, gequälte Juden und dergleichen,

dazu das Land der Zigeuner, die malerischen Kostüme etc., daß wir bei diesen Vorstellungen eine Sammlung Callotscher Kupferblätter oder eine alte Chronik mit Holzschnitten zu durchstöbern glaubten, wozu auch der Pandurenschnauz des Generals gut paßte: ist da nicht die Londonerszene ein vortreffliches Gegenstück in Breughels oder Teniers Geschmack? Geschwungene Besen und Strohwische, zerfetzte Straßenjungen, derbe Brauknechte, dazwischen rollende Bierfässer, Kehrichthaufen und in der Mitte die abenteuerliche Gestalt! Es nimmt mich wunder, wo der Kunstfreund einen geeigneteren Pendant hätte finden können! Neben einen Niederländer hängt man nicht einen Raphael, sondern auch einen Niederländer, und die Zeit wird beiden Bildern schon die erforderliche Bräune und jenen düstern Firnis geben, welche sie für die Galerie der Geschichte aufnahmefähig macht. Ich hoffe, das Volk werde fortfahren mit einem muntern Breughel aufzuwarten, wenn man ihm einen Callot-Hoffmann vorsetzt. [Callot, französischer Kupferstecher, Breughel, Teniers, niederländische Maler, Zeitgenossen im 17. Jahrhundert, E. T. A. Hoffmann 1776—1822, deutscher Erzähler phantastischer grauslicher Geschichten von hohem künstlerischen Werte.]

Mein namenloses Trauerspiel ist den Sommer über liegengeblieben, und obgleich ich nicht viel darauf gebe, will ich es doch nächstens fertigmachen, und es Ihnen schicken, wenn Sie noch so freundlich sind, es lesen zu wollen.

Was ich denn eigentlich tue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, tüftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits angesetzt, und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte ...

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [Berlin, 22. September 1850.] Ich bleibe über Winter noch hier, um im Frühjahr über Wien nach Hause zu reisen. Wenn jedoch nicht meine Mutter in Gestalt einer alten müden Frau sehnlich auf mich harren würde, so bliebe ich noch lange in Deutschland, denn für den Augenblick zieht mich sonst nichts nach Zürich. Weiß der Teufel, was das Freundesgesindel alles daselbst durcheinandermacht! Denn auf verschiedene Briefe bekam ich keine Antwort, und aus den Nachrichten meiner Mutter ersehe ich, daß keine Seele etwa sich um meinen jeweiligen Aufenthalt oder Adresse erkundigt ...

Lenaus Leichenbegängnis habe ich um so stiller und ernster in meinem Herzen gefeiert, als ich weder in irgendeinem ästhetischen Kränzchen noch sonst mit einer literarischen Seele ein Wort darüber wechseln konnte, da ich in einer totalen Abgeschiedenheit lebe, stumm und nüchtern wie eine Schildkröte. „Bringen Sie mir Wasser herein! Die Speisekarte! Ich habe keine Kerzen mehr! Ich wünschte ein Dutzend Zigarren!" sind so ziemlich die einzigen Worte, welche manchmal wochenlang über meine Lippen kommen. Ich spekuliere aber desto mehr innerlich, und lache in die Faust, wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen. Es wird ein schreckliches Erwachen sein für dieselben, wenn meine schwarzen Taten endlich das Licht erblicken.

„Der grüne Heinz" ist endlich unter der Presse; und ich habe die ersten acht Bogen korrigiert. Er wird, höre und zittere! drei Bände stark werden, aus Rücksicht für — die Leihbibliotheken, welche übrigens damit angeschmiert sind, denn der Stil des Buches ist noch ziemlich breit und willkürlich und der Inhalt monoton und trübselig. Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmählich in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel.

Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken,

und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich nicht das Geld brauchte, so gäbe ich sie ihm nicht, da sie zum Teil auch noch stümperhaft sind. Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache, sie duldet nur selten eine rivalisierende Tätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh einer hin und werde Lyriker! An genugsamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht, aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erst angefangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erste und reichste Singlust schon verpufft und verkünstelt war. Ich muß erst jetzt lachen, wenn ich daran denke, wie sehr die guten Schulze, Eßlinger usf. jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder protegierten und für bare Münze nahmen. Entweder verstanden sie sich nicht auf die Poesie oder nicht auf die Liebe, und beides ist in diesem Falle gleich schauerlich, doch ich will annehmen — und das zu ihrem Ruhme —, das erstere sei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugterweise erteilten Lorbeeren ausruhte, anstatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft sein und entflamme deshalb in diesem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkischen Tabak und rauche sie allen guten Freunden zu. An die liebe Karoline [Schulze] denke ich oft und an ihren Hasenbraten; er kostet zwar in Berlin nur sechs Silbergroschen die Portion, ist aber nicht so gut, und die Tischgesellschaft ist abscheulich, lauter Referendare und Doktoren, welche Klavier spielen!

Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tisch einen, welche überlaut vom Handwerk sprechen, ohne zu ahnen, daß in meiner Person ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüssel ißt. Sie essen ungeheuer viel, erscheinen jedoch unregelmäßig bei Tische, da sie oft geladen sind und es den Tag nachher erzählen:

„Gestern bei Geheimerats . . .“ Daher sieht man gegen ein Uhr eine Menge dieser Leute über die Gassen rennen, den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen. Merkte aber, daß es Kunden sind, welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Konditorei und durchfliegen geschwind die „Europa“ oder das „Morgenblatt“, um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein zierliches „Baiser“ und wechseln den unabänderlichen Taler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränk ist das sogenannte Bairische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht und von welcher sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt. Ich habe es im Anfange auch getrunken, verspürte aber bald ein verdächtiges asiatisches Mouvement in meinen Eingeweiden, und faste jetzt lieber so lange, bis der Betrag einer halben Flasche Rotwein erspart ist, wozu ich dann jedesmal aus der Privatschatulle meiner Liederlichkeit die andere Hälfte füge und still und vergnügt eine ganze trinke. Das gibt mir Veranlassung, bessere Gesellschaft zu sehen in den Weinstuben, wo vernünftige Weinländer mit dicken Bäuchen und jovialen Gesprächen zusammensitzen, denen ich gern zuhöre, in einer Ecke den heimatlichen Lauten besserer Zonen lauschend. Auf der Straße sieht man diese rheinischen Gestalten nur selten; ich glaube, die Nacker sitzen am Ende den ganzen Tag in den Löchern, während ich zu Hause sitze und die Finger krumm schreibe.

[Berlin, 10. Oktober 1850.] Solche Dinge [die Kämpfe der kaukasischen Bergvölker unter ihrem Propheten Schamyl gegen die Russen] gewähren einem armen Literaten eine gute Erholung, wenn er von der Literaturmacherei des Herrn Dingelstedt und Konsorten ermüdet ist. Solche Misère war doch noch nie in Deutschland, wo solche Kerle sich dadurch interessant zu machen suchen, daß sie, anstatt etwas Rundes zu produzieren, immer über Personalien schmieren und behaupten, sie selbst und noch mancher andere seien auch wahnsinnig,

nicht nur der Lenau, und es sei dieses das tragische Geschick der heutigen Poeten. Es will nun jeder ein Stück tragischen Wahnsinn oder Heinesche Lähmung in sich tragen ...

Aus dem Titel „Kunstmaler" ersehe ich, daß Du das Gedächtnis für verworfene Halunkereien noch nicht verloren hast. Mein Buchhändler tituliert mich auf seinen Briefen „Doktor", andere schreiben „Literat", andere „Studiosus". Dazu kommen täglich Korrekturbogen unter Kreuzband, welche man für verdächtige Druckschriften halten kann, so daß ich am Ende einer politischen Inquisition und Ausweisung nicht entgehen werde, da die Konstabler mich meines Bartes wegen schon lang auf dem Korn haben und von der Seite anschielen ...

Gottfried Keller an Hermann Hettner in Heidelberg. [Berlin, 23. Oktober 1850.] Wenn Sie in Ihrer Schrift über das moderne Drama die Shakespearomanie besprechen, so werden Sie, wie ich denke, darauf aufmerksam machen, daß diese mehr an Äußerlichkeiten hängt, und werden dann darauf hinweisen, daß es mehr darauf ankomme, den Kern, die höchsten Aufgaben, welche Shakespeare sich stellte und welche er wiederholt mit Wohlgefallen zu lösen schien, mit ähnlichen Lieblingsaufgaben anderer Zeiten und Dichter zu vergleichen. Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche, von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: „Wir sind die wahren Proben von seinem Herzblute, uns müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt!" Es handelt sich nicht sowohl um Ökonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik — dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) — als um diese majestätisch hervortretenden einzelnen furchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben scheinen und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich voneinander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden. Eine Szene dieser Art bei Shakespeare ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzugs im „Richard III." ...

Kommen die Leute einmal dazu, die wahren Mittel zu erkennen, durch welche die großen Dichter wirkten (wenigstens diejenigen, welche nicht zu sehr durch die Grübelei einer kritischen Übergangszeit zersetzt waren), so werden sie auf größere Einfachheit und Klarheit geführt werden und damit das Intriguenwesen von selbst fallen lassen, und alle andern Mittel werden in bequemster Auswahl nur zur Erreichung jenes Einen Zweckes angewandt werden.

Es kommt im Theater lediglich darauf an, daß man komisch oder tragisch erschüttert werde; und das geschieht weit mehr als durch Überraschungen und künstliche Verwickelungen, durch die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse und Personen. Er sieht mit dem Dichter, wie alles kommt und kommen muß; er wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß er vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind, oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dieses die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind; und wer nach ihnen trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln. Damit aber so viele als immer möglich, damit das ganze Volk auf diesem hohen Standpunkt, zu diesem wahren Genusse gebracht werden könne, ist auch von selbst die größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit bedungen, welche zur Klassizität führt und wieder führen wird, wenn die Herrschaften einmal wieder für einfache und starke Empfindungen empfänglich sind ...

[Berlin, 24. Oktober 1850.] Ich wollte gestern das Paket [mit Büchern, die Hettner sich erbeten hatte] auf die Post tragen, oder trug es auch wirklich hin, wurde aber abgewiesen wegen mangelnder Formalitäten (Preußen ist ein konstitutioneller Staat!) und so blieb es über Nacht noch hier. Anstatt aber sogleich nach Hause zu gehen und zu arbeiten, schlenderte ich den ganzen Tag über mit Bachmayr [einem Keller gleichalterigen Dichter aus Wien] herum, von Kneipe zu Kneipe, das Päckchen unter dem Arme, und glich hierin jenen die

freie Luft liebenden Frauenbildern, welche, ihre zahlreichen Spaziergänge zu beschönigen, etwa ein leeres Körbchen oder einen Krug an den Arm hängen. Wer mich so dahineilen sah, mit dem Paket, Straßen durchkreuzend und über Gossen hüpfend, der konnte mich für den eifrigsten Geschäftsmann und das Paket für eine Sammlung der wichtigsten Urkunden halten, während fünf verlegene und abgegriffene Rötscherſche Jahrbücher darin waren. Prinz Heinrich suchte in Falstaffs Futteral eine Pistole und fand eine Sektflasche. Die Kellnerinnen in den verschiedenen Schenken glaubten durchgängig, es enthalte ein seidenes Kleid und betasteten es neugierig, was den Bachmayr so sehr beleidigte, daß er zu Repressalien schritt. Doch kamen wir endlich auf den Einfall, er könnte mir noch ein Drama vorlesen, was er dann in seiner Behausung mit solcher Energie tat, daß die Wände zitterten. Vom Lesen bekam er Durst, ich vom Hören Hunger, und wir sahen uns genötigt, noch einen jener sauren Gänge zu tun und lasen dann hinter dem Schenktisch Ihren kritischen Brief [über Bachmayrs Drama „Der Trank der Vergessenheit"] . . .

[Berlin, 4. März 1851.] Es ist eine Lüge, was die literarischen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen poetischen bleibenden Wert hätten . . .

[Berlin, 29. August 1851.] Es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und nicht grüblerische Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen soll, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt.

Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner. [Berlin, 27. März 1851.] Ich danke Dir für Deinen freundlichen Brief, welcher mich in doppelter Weise überrascht hat. Erstens war er ein anmutiger Vorbote eines Briefes von Alfred Escher und riß mich um einen Tag früher aus der Ungewißheit über die 500 Landsmänner, welche mir unsere Patriarchen wieder votierten. Ich hatte Escher bloß angefragt, ob er meine, daß ich den Staat noch einmal anpumpen könne, und erwartete erst eine Antwort hierüber. Statt dessen stellte er aber sogleich den Antrag und realisierte die Sache. Es fängt aber doch an, mich zu genieren, da ich einen alten und selt-

samen Stipendiaten vorstelle und es bei unsern kleinen und knappen Verhältnissen noch nie vorkam, daß man einen im Alter schon vorgerückten Kunstmenschen reisen ließ. — Zweitens hat mich Dein Brief auch sonst aufgeheitert, und ich sehe nun ein, daß ich mit meinen misanthropischen Grillen im Unrechte war ...

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst recht mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit, und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über den Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und der doch ein eifriger Deist ist, sowie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: „Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot!" Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zu klarer Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele

äußere Umstände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.
Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes, glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden, als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin ...
[September 1851.] Endlich, nach halbjährigem Unterbruch, will ich doch an die Beendigung dieses Briefes gehen und das alte Blatt beibehalten, obgleich der Inhalt desselben nun teilweise überlebt ist. Ich glaubte dazumal um diese Zeit selber wieder unter Euch zu wandeln und gelegentlich einen Schoppen mitzutrinken, allein meine Verbannung von der Heimat wird noch ein paar Monate andauern ...
Doch bitte ich Dich, diese Projekte und Aussichten einstweilen noch zu verschweigen, da ich nicht immer Lärm schlagen mag, ehe die alten Schüsse einmal aus der Flinte sind. Roman und Gedichte, beide schwach und für mich schon überlebt, werden im Oktober verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so notwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur andern verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel gehen! Ich schaue nur nach vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verstand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuschlagen, was möglich ist, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke heraus zu salvieren.
Wenn ich in Berlin mit einem Stück reüssiere, so bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meisten kleineren Theater maßgebend ist. Doch habe ich noch eine kritische Zeit bis dahin durchzuwaten, besonders da das eingangs dieses Briefes empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht ist. Doch tut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, so würde ich mich freuen, eine gute Zeit

an Wind und Wetter gestanden zu haben. Denn meine Maxime ist geworden: Wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten. An sonstigen leidenschaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies alles hat mich vor dem geistigen Philistertum bewahrt, welches manchem näher sitzt, als er glaubt und mich wenigstens schon ganz artig umsponnen hatte ...

Während eines Briefes an die Mutter, nachdem ich anderthalb Jahre nicht geschrieben. Den 28. Dezember 1851.

Ich schmiede Verse, schreibe Bücher, ich schreibe Wochen, Monden lang.
Laß Helden große Worte sprechen, stets gibt die Schelle ihren Klang.
Ich schreibe an gelehrte Freunde, an zier- und geistbegabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen, weiß alle leichtlich zu erbau'n.
Nur wenn ich an die ungelehrte und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Torheit fert'ge Feder auf dem Papiere zagend still.
Da gilt es erstlich, groß zu schreiben und deutlich für das Mutterauge,
Daß für das alternd tränenblöde des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.
Und dann — o welche schmerzenvolle und schwere Kunst! — das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet und wahr ist mitten im Verhehlen ...
Mich hat die Welt so oft betrogen, so oft trog ich mein Mütterlein!
Die Welt gebiert stets neue Formeln, mir aber fällt bald nichts mehr ein.
Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime, die ihr mich meiner Pflicht entzieht!
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten! In Tränen schrieb ich dieses Lied.

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 18. Februar 1852.] Dein Brief hat mir aus einer großen Verlegenheit geholfen, indem er mir einen guten Anlaß gab, endlich einmal Nachrichten von mir zu geben. Ich befürchtete nämlich, daß es schlimmer bei Euch stünde wegen meines langen Ausbleibens und meiner hinterlassenen Verwirrungen, und ich wußte nicht, was ich schreiben sollte.

Nun sehe ich aber, daß Ihr Euch, dank dem treulichen Ausharren Regulas, noch so leidlich durchgeholfen bis dahin, auch sehe ich an dem Briefe, daß Du noch nicht gealtert und alle Munterkeit des Geistes beibehalten hast, was schon aus der Handschrift hervorgeht. So fällt es mir also etwas leichter, endlich zu schreiben. Ich habe öfters große Briefe an Leute nach Zürich geschickt, die mir fernerstehen, aber dort hatte ich gut schreiben.

Mein langer Aufenthalt in Berlin hatte zum Zweck, mich am Theater bekannt zu machen, dasselbe zu studieren und alles zu lernen, was nötig ist, gute Schauspiele zu schreiben. Ich werde damit schließen, ein Stück auf ein großes Berliner Theater zu bringen, weil ich dadurch, wenn es gelingt, für alle die Hundert andern Theater in Deutschland den Zutritt habe, welche mir die Sachen abkaufen müssen, die ich alsdann in Zürich machen und versenden kann. Aber aller Anfang ist schwer; nicht nur ging es nicht so schnell mit dem Machen, wie ich geglaubt, sondern es sind eine Menge Scharwenzeleien und Umtriebe erforderlich, um zum Ziel zu gelangen, da die Vorgesetzten königliche Beamte und Adelige sind, denen ein unansehnlicher republikanischer Schweizer schon von weitem ein Greuel ist. Auch gibt es eine Menge von intrigantem und aufgeblasenem Schriftstellervolk, welche das Paradies belagern und niemand hineinlassen wollen. Wenn ich nicht einige einflußreiche Bekanntschaften hätte, so bliebe mir vielleicht wenig Hoffnung. Da ich seit einem Jahre kein Geld mehr von unserer Regierung beziehe, so mußte ich das Buchhändlergeld selbst brauchen, anstatt es nach Hause schicken zu können, so daß ich nach und nach das Honorar für die erst jetzt erscheinenden Sachen, von denen ich schon jahrelang gesprochen, zum voraus verzehren mußte.

Ich kann daher auch nicht nach Hause kommen, bis ich nicht nur meine Schulden bezahlen kann, sondern auch etwas Vorrat habe, um auf anständige Weise die erste Zeit zuzubringen, bis mir entweder, wenn ich unabhängig bleiben kann, weiterer Erwerb eingeht, oder dann, bis ich eine ordentliche Stelle habe, welche ich jederzeit immer noch erhalten kann, wenn unsere politischen Verhältnisse nicht infolge eines allgemeinen Krieges zusammenrumpeln, was Gott verhüte! . . .

Es tut mir sehr leid, daß Du nicht nur immer Sorgen wegen meiner Schulden hast, sondern auch noch einen unangenehmen Briefwechsel zu führen. Dem Oberrichter Dößekel in Aarau brauchst Du gar nicht mehr zu antworten, ich werde ihm nächstens den Text lesen ... Den Kutscher Guland in Heidelberg, bei welchem ich gewohnt habe, bezahlte ich absichtlich nicht, und er wird auch nichts bekommen, bis ich durch Heidelberg nach Hause reise. Er soll für seinen Schneider büßen, seinen Freund, den er mir zur Arbeit empfohlen hat. Dieser Kujon, nachdem er mir verschiedenes gut gemacht hatte, fand es bei meiner Abreise für zweckdienlich, mich noch ein wenig zu bemogeln. Ich ließ einen schwarzen Frack bei ihm machen und wählte in der Musterkarte, die er mir vorlegte, Tuch zu 2 Krontalern die Elle. Der Frack erschien und sah sehr fein aus; als er aber in Berlin anfing, abgetragen zu werden, da ich ihn oft trug, so stellte es sich heraus, daß der Halunk Halbtuch oder sogenannten Zephir genommen hatte, und ich entdeckte nun erst, warum ich an kühlen Frühlingsabenden so sehr gefroren hatte in dem Frack. Ich werde es dem Herrn und der Madame Guland freundschaftlich erklären, daß sie das lange Warten ihrem Hausfreund zu danken haben. Doch soll nun all dies Elend bald ein Ende nehmen.
Wenn Ihr das Haus verkaufen könnt zu einem ordentlichen Preise, so wäre dies allerdings gut, nur müßte der Käufer nicht etwa ein „Schlufi" sein, dem man die Baracke nach einem Jahre nach verlorenen Zinsen wieder abnehmen müßte. Denn da Du das gewonnene Kapital wahrscheinlich auf dem Hause müßtest stehenlassen, so wärst Du die letzte Kreditorin und müßtest es ziehen. Ein Grund gegen den Verkauf wäre allenfalls, wenn Regula sich mit einem Professionisten [Gewerbetreibenden] verheiraten würde, welcher das Haus brauchen könnte. Doch weiß ich nicht, was sie jetzt für Projekte hat, und will mich weiter nicht hineinmischen. Mein einziger Wunsch ist, daß sie sich bald von ihrer zehnjährigen Arbeit zur Ruhe setzen oder vielmehr von ihrem langen Sitzen auf die Beine machen kann. Was ich in diesem Sauneſt jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben, und soviel hoffe ich auch ferner zu verdienen.
Ich habe seinerzeit gelesen, daß der Junker Meiß gestorben ist, und

habe ihn bedauert. Es nimmt mich wunder, daß seine Familie die Zeremonie mit dem Dukaten noch beachtet hat, nachdem ich mich seit meiner Jugend nicht mehr um ihn bekümmert. Er wäre ein Esel gewesen, wenn er mir etwas vermacht hätte. Ich befürchtete immer etwa den Tod des Oheims vernehmen zu müssen, da er so lange kränklich ist. Es freut mich nun, daß er noch lebt und seine Söhne das Lebensgeschäft rüstig fortsetzen ...

Ich mußte jüngsthin meine sämtlichen Winterstrümpfe „anlismen" lassen. Mit den Hemden bin ich in Verlegenheit, ich habe mir schon ein paarmal einige baumwollene gekauft, da die leinenen, welche ich von Hause habe, teils des Schnittes, teils der Grobheit wegen in der Gesellschaft nicht zu tragen sind, denn es wird hier mit der Wäsche ein schändlicher Luxus getrieben. Feine leinene mochte ich nicht anschaffen, da die Hausfrau, welche mir wäscht, alles zusammenreißt und doch nicht schön wäscht, sie läßt um den Teufel keine fremde Wäscherin ins Haus, welche die Sachen doch weiß und glatt machen für's Geld, wenn sie dieselben schon auch zerreißen. Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat, trage ich auch, wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich: ja, es sei ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist.

Inliegende Briefe bitte ich in den Briefeinwurf zu tun. Ich weiß noch nicht, ob ich frankieren werde, da ich gegenwärtig nicht sehr viel Geld habe. Ich will mich über Nacht noch besinnen. Ich grüße Euch tausendmal bis auf weiteres. Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Das Nationalhemd geht nun auch bergab ...

[Berlin, 12. Juni 1852.] So sehr ich mich wieder einmal nach unserer alten Stube zurücksehne, so muß ich doch leider noch einmal absagen und melden, daß Du immerhin nach Glattfelden oder Eglisau oder, wohin Du eingeladen bist, gehen sollst. Denn meine Heimkehr ist noch nicht möglich, indem meine Affairen noch nicht so stehen, daß ich zu Hause meine Schulden bezahlen und etwas in die Haushaltung

liefern könnte. Ohne dieses könnte ich freilich jeden Augenblick nach Hause kommen, aber das will ich einmal nicht. Damit es aber leichter kleckt, habe ich bei der Regierung noch ein letztes Viaticum nachgesucht. Die Herren haben zwar saure Gesichter gemacht, sind aber doch noch mit 600 Franken (neues Geld) ausgerückt und haben mir dabei verdeutet, daß bis jetzt noch keine Person so viel vom Staate bezogen habe. Ich bin daher nun auch von dieser Seite gedrängt, etwas von mir hören zu lassen und mich hervorzutun, denn für die 3000 Franken, die ich im ganzen bezogen habe, will man endlich etwas geleistet sehen.

Übrigens werde ich dies auch nach meinen Kräften tun, wenn ich einmal erst anhaltende Ruhe habe und nicht immer zu gleicher Zeit an das Essen denken, spekulieren, lernen und arbeiten muß; und die Leute, welche etwa glauben (wie mir zu Ohren gekommen), ich se eingeschlafen oder versimpelt, werden sich sehr getäuscht finden. Ich beneide diejenigen nicht, welche auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung oder vielmehr ohne Erfahung zusammenstoppeln, gleich etwas Geld verdienen, heiraten und sogenannte wohlgeratene Herren sind, um nach einigen Jahren erst unzufrieden und unruhig zu werden und erst im vierzigsten Jahre noch aus Unzufriedenheit und erfahrungsloser Dummheit plötzlich sich als verspätete liederliche Käuze darzustellen, oder sonst verrückt zu werden, wie dies schon öfter vorgekommen ist, wo dann kein Mensch das Wunder begreifen kann ...

Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß Du und Regula zugleich darunter leiden und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Eure stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren und inzwischen bald zu schreiben, wie es jetzt geht, obgleich ich es mir ungefähr denken kann.

[Berlin, 16. Februar 1853.] Es ist gut, daß das Haus nun verkauft ist, obgleich ich gern noch einmal darin geschlafen hätte. Auf der „Platte"

[Haus zur Sommerau] ist es hübsch zu wohnen. Das Zimmer muß jedenfalls leer gehalten werden. Stelle meine Sachen hinein, welche alle mit müssen, damit mir nichts verloren geht, was ich etwa noch brauche, sogar der große Rahmen mit der Zeichnung darauf, denn ich verliere nicht gern die wenigen Sachen, die ich noch aus meiner Malerzeit habe, da ich schon in München um das meiste gekommen bin. Ich werde kommen, sobald als möglich und vielleicht unverhofft ...

Es wird übrigens komisch aussehen, wenn Ihr mit der Menge meiner Goldrahmen und dem alten Hausrat ausrückt, was gar nicht im Verhältnis steht zusammen. Was den Profit betrifft, der am Hause gemacht worden ist, so will ich nichts davon und kann Regula denselben als ihr künftiges Vermögen betrachten; denn mir ist mit 1500 Gulden nicht geholfen, und wenn ich ohne dieselben nicht leben kann, so kann ich's auch mit denselben nicht, während das Ganze für eine Weibsperson, die noch einen Beruf hat, schon etwas ist. Wenn es geht, wie ich hoffe, so soll sie sogar die Zinsen davon einziehen und verwalten, wie es ihr beliebt, denn ich denke bald die Kosten unseres Haushaltes selbst zu übernehmen. Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahr alt und fange gerade da an, wo mein Vater aufgehört hat. Aber so geht es halt verschieden zu in der Welt.

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 16. Juli 1853.] Lieber Hettner! Ich kann es nun nicht länger anstehen lassen, so schwer es mir auch fällt, durch einen leeren Brief ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich habe vor anderthalb Jahren eine Summe von Ihnen geliehen, und diese unglückliche Tat droht unser Verhältnis gänzlich zugrunde zu richten. Ihren letzten Brief, worin Sie mir mitteilten, daß Sie das Geld brauchten, habe ich ein Jahr lang unbeantwortet gelassen, weil ich mich schämte, einen leeren Brief zu schicken, und lieber alles darauf ankommen ließ, bis ich imstande wäre, mich durch die Tat zu rechtfertigen. Leider ist mir dies auch jetzt noch nicht möglich, während es mich peinigt, fast die Gewißheit zu haben, daß sich indessen eine üble Meinung von meinem Charakter bei Ihnen ausgebildet hat. Und dennoch, obgleich hieran die Schuld

ganz an mir läge, würden Sie mir Unrecht tun. Wenn ich Ihnen verschiedentlich versprach, meine Verpflichtung ganz zu lösen, so glaubte ich selbst aufrichtig daran und nur ein dämonisches Ungeschick in wie außer mir hinderte mich. Ich bin leider keine Lorenz Kindlein-[in Kotzebues „Armem Poeten"] Natur, welche bei Wasser und Sorgen immer drauflos schreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritt in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Untätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernteren immer zurück; und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese letzten drei Jahre später nicht abkaufen lassen ...

Hermann Hettner an Gottfried Keller. [Jena, 18. Juli 1853.] Ich habe hundertmal jenen unseligen Augenblick verwünscht, da ich mir beikommen ließ, Sie um die Rücksendung der bewußten Summe zu bitten. Ich war aber damals in großer Verlegenheit. Jetzt ist diese Verlegenheit längst vorüber, und mir aus derselben keine andere Spur zurückgeblieben, als das drückende Bewußtsein, mir durch dieselbe leichtfertig einen wahren und wackeren Freund verscherzt zu haben ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 24. Dezember 1853.] Leider bin ich immer noch nicht soweit, daß ich heimkommen kann, indessen steht die Sache nicht so übel, als Ihr vielleicht denkt. Meine Bücher sind noch nicht ausgegeben, der Grund ist, weil ich mit dem Buchhändler in Unterhandlung stehe wegen der Zukunft. Wenn er sie nun ausgibt und dieselben etwa ein für mich günstiges Aufsehen machen, so würden meine Forderungen dadurch unterstützt und er sucht deswegen die Sache hinzuhalten. Indessen werde ich ihn ruhig machenlassen; ich finde jetzt Verleger genug und habe für meine Arbeiten für die nächste Zeit wenigstens 2000 Franken (um in Eurem Gelde zu rechnen) in Aussicht. Dies sind keine Redens-

arten, sondern es verhält sich so. Freilich habe ich ebensoviel alte und neue Schulden. Damit es nun nicht zu lange geht, sind in Zürich einige junge Leute, teils von der Regierung, teils andere zusammengetreten und haben, nachdem sie einen Überschlag meiner Schulden verlangt, die ganze Summe zusammengelegt, welche mir nächstens geschickt werden wird, so daß ich endlich einmal meinen Verdienst in der Hand behalten kann. Von dieser Sache sagt Ihr aber niemand etwas ...

Der Zürcher Nationalrat Jakob Dubs an Gottfried Keller. [Sitzung der Bundesversammlung, Bern, 7. Februar 1854.] Du hast wahrscheinlich in den Zeitungen von unserm Versuch, eine schweizerische Universität zu gründen, gelesen. Diese wurde zwar verworfen; hingegen wurde mit gestern erfolgter Zustimmung beider Räte ein Polytechnikum beschlossen, an das eine Art philosophischer Fakultät angeknüpft wird. Unter den hier zu lehrenden Fächern ist Literatur- und Kunstgeschichte besonders herausgehoben, und es scheint mir nun, Du wärest der Mann, diese Fächer gehörig zu repräsentieren. Wärest Du damit einverstanden, so würde ich sofort Schritte tun. Wenn die Stellung vielleicht anfänglich auch nicht glänzend dotiert würde, so ließe sich doch möglicherweise eine etwas höhere Summe aussetzen unter dem Titel von Übersiedlungskosten. Das Polytechnikum wird mutmaßlich auf Herbst 1854 eröffnet ...

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 11. Februar 1854.] Lieber Freund! Da ich von Vieweg endlich Exemplare [der ersten drei Bände des vierbändigen Romans Der grüne Heinrich] bekommen habe und aus erhaltenen Briefen ersehe, daß er auch anderswo nach meiner Anweisung welche versandt hat, so ersuche ich Sie, mir zu berichten, ob es auch bei Ihnen geschehen sei ... Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur und ließen die katholischen

Obskuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostrazismus [„Scherbengericht" der alten Griechen, durch das für gefährlich gehaltene Staatsbürger verbannt werden konnten] ausüben gegen einen der Ihrigen, welcher dafür gestimmt hatte, daß auf eidgenössische Kosten „die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie eingeführt und gefüttert" würden.

Es ist nun ein Polytechnikum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern, worin ich gefragt wurde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Literatur, Kunst usw. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projektierten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Sache anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantieren wäre mir unmöglich ... Deutsche Literatur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen, samt den nötigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum erstenmal in meinem Leben geschehen würde.

Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmählich nach meiner Individualität gestalte und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von Innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen

wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographien oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch produktive Tätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserem patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Dozenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen und bei denen die jungen Leute hören könnten.

Es ist mir aber vor allem aus nötig zu wissen, und hierüber wünsche ich, bester Freund, Ihren aufrichtigen Rat: ob es mir überhaupt möglich sein würde, allfällig im nächsten Winter schon auch nur Ein Kollegium über Literaturgeschichte zu halten? Ob es nicht die ganze Zeit absorbieren würde, sich dazu vorzubereiten? Sie kennen meine ungefähre Auffassungskraft und das Niveau meines Urteils oder vielmehr die Beweglichkeit desselben, und bitte Sie hiernach, mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, daß ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz wäre, noch etwas ordentliches dabei gelernt hätte ...

Hermann Hettner an Gottfried Keller. [Jena, 12. Februar 1854.] Ich rate Ihnen zur festen Annahme und gratuliere Ihnen zu dieser Stelle ganz aufrichtig ... Wenn Sie Bedenken tragen, der Aufgabe gewachsen zu sein, so sind Sie in der Tat zu bescheiden. Ich glaube nicht nur, daß Sie vortreffliche Vorträge halten werden, sondern freue mich schon im voraus auf die feinen Sachen, die sich bei diesen Professoralstudien Ihnen unter der Hand ergeben werden; ich weiß nur allzusehr, wie gerade die feinsten Bemerkungen in meiner dramaturgischen Schrift [„Das moderne Drama", 1852] Ihnen entstammen.

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 14. Februar 1854.] Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen in betreff meiner Anstellung. Obgleich Sie sich über mein Können zu günstig aussprechen, so will ich nun doch den Entschluß fassen, was mich auf eine ganz verteufelt unangenehme Weise prickelt. Aber es hilft nichts,

es muß probiert werden. Ich muß mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst geht die Duselei ins Unendliche fort. Natürlich werde ich zum voraus bedingen, daß ich für den Anfang nicht zuviel lesen muß. Den äußern Rechtfertigungsgrund dazu muß ich freilich dies Frühjahr und den Sommer über herstellen durch einen honorigen Abschluß meines bisherigen Produzierens. Der Entschluß fällt mir aber um so schwerer, als ich gerade jetzt glaubte, eine freie und einträgliche Tätigkeit vor mir zu sehen und durch den Aufenthalt in Berlin das sogenannte Geldverdienen mir abgemerkt habe ...

[Berlin, 31. März 1854.] Seither habe ich nur eine kurze Anzeige erhalten, daß die früher versprochene Geldhilfe nunmehr erfolgen werde, über die Schulsache wurde nichts erwähnt. Ich habe indessen erfahren, daß erst kürzlich zwei Männer, wovon der eine Dr. Escher aus Zürich (mein spezieller Tyrann), bezeichnet worden, um über die Organisation der Anstalt zu beraten. Berufungen stehen also noch im weiten Felde. Ich glaube kaum, daß die Schule im Herbst eröffnet wird ...

Gottfried Keller an Nationalrat Dubs in Zürich. [Berlin, März 1854.] Ich ziehe es nun vor, erst einige Zeit in Zürich zu leben, meine ungerecht beurteilte Persönlichkeit dort herzustellen und dann nach und nach zu sehen, etwa durch freie zweckdienliche Vorträge unter irgend einer Form, meine Nutzbarkeit zum Lehrfach zu prüfen und auszubilden, oder aber dann, wenn es nötig sein sollte, vielleicht eine bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung zu versehen.

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Zürich, 11. März 1854.] Mit den neuen Hausleuten habe ich wenig Konferenz und bleibe lieber allein in meiner Stube. Freilich hat das Alleinsein, dessen ich eben nicht gewohnt war, in den langen Winterabenden mich öfters mit einem Heimwehe nach dem Rindermarkt angefochten, manchmal eine Art Reue, ich hätte doch das alte Haus nicht verkaufen sollen, in welchem ich, trotz so vielen Stürmen und Schlägen des Schicksals, wenn auch nicht im Überfluß, doch stets genug und gesegnet darin zu leben und frei zu wohnen hatte. Solche

Gedanken und Grillen bemächtigen mich hier viel in meiner Einsamkeit ...

Dein Roman ist letzten Dezember endlich hier angekommen, aber nur drei Bände, der vierte ist jetzt noch nicht da. Herr Flaigg hat diese bei Buchhändler Höhr bekommen. Sobald einmal der vierte kommt, wird er die Anzeige in die Zeitung machen. Diese Bände haben wir von Herrn Flaigg zum Lesen bekommen. Sie haben uns beide sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Jugendleben, Deine Buben- und Schulgeschichten betrifft. Obschon alles in anderen Gestaltungen und fremdartigen Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre herausnehmen. Mit besonderm Wohlgefallen las ich die Erinnerungen und die Gedenkzeichen Deines teuren, unvergeßlichen Vaters. Regula wurde zwar empfindlich, daß nirgends keine Erwähnung von einer Schwester sich findet: man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten. „Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein", sagte ich, „es ist im ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurteilung darüber andern Leuten überlassen." Die Hauptsache ist, wenn's guten Beifall find't, sowie auch die zweite Auflage von Deinen Gedichten, welche darin angezeigt sind ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 10. April 1854.] Es tut mir leid, daß Du, liebe Mutter, Dich nicht behaglich fühlst in der Wohnung auf der „Platte", doch brauchst Du die Hausleute nicht zu berücksichtigen und auch den Hausverkauf nicht zu bereuen. Wir hätten das alte Haus doch nicht mehr brauchen und es höchstens als Eigentum behalten können, was nur unnütze Geschäfte gemacht hätte. In der jetzigen Wohnung werden wir wohl noch ein Jahr bleiben können. Ich habe darin Platz genug; da Regula wenig zu Hause ist, so kann ich auch in der Wohnstube arbeiten; und auch wenn sie da ist, so ist es mir angenehm, nach so vielen Jahren, wo ich wie ein wildes Tier immer allein und fremd in meinem möblierten Zimmer hockte, wieder einmal in unserer Haushaltung zu sein. Ich habe am glücklichsten gearbeitet, als ich noch gänzlich unbekannt in

unserer alten Stube und dem Kämmerli herumhockte. Ich werde also erst etwa ein halbes Jahr in der gegenwärtigen Wohnung fleißig arbeiten, und dann erst sehen, was für eine Art von Wohnung den Umständen angemessen ist. Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle. Zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es mich zu sehr von meinen literarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nötig ist, so will ich lieber sonst einen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht gedacht. Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Überhaupt ist lange nicht alles darin, was ich erlebt, so wie vieles auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten.

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 6. Mai 1854.] Die eidgenössische Schule in Zürich wird erst im Herbst 1855 ordentlich eröffnet und besonders an die Berufungen für die humanistische Fakultät noch nicht geschritten. Die philosophische Fakultät der alten Universität wird eingehen, um die drei übrigen Fakultäten glänzender auszustatten. Die eidgenössische Fakultät dagegen soll dann ebenfalls großartig angelegt werden. Ich hoffe unter diesen Umständen selbst noch zur rechten Zeit in der Schweiz zu sein, um in unserm Interesse einzuwirken. Mir haben die Kerle noch nichts geschickt; vor vierzehn Tagen mußte ich erst eine gerichtlich bestätigte Verschreibung für die zu erwartende Geldsumme einsenden. Auf diese Weise bin ich die ganze Zeit über so in Sorgen gewesen, daß ich nicht viel tun und also nicht einmal das Verhältnis mit Vieweg herstellen konnte durch Absendung des vierten Bandes. Ich fürchte immer, er hat sich mit den Leuten in Zürich in Verbindung gesetzt (da ich ihm behufs Übersendung von Exemplaren die Adressen und gutmütiger-

weise auch den Grund mitgeteilt) und daß nun die beiden Parteien ein höchst weises Erziehungssystem zu befolgen vermeinen, indem sie mich zappeln lassen.

Ich komme jetzt öfter in die Kaffeekränzchen, die sich bei Varnhagen zusammenfinden. Von Literaten ist nicht viel Erhebliches da: Ring, Vehse sind die Hauptlichter, dagegen sind einige wohlgebildete Damen und allerlei vornehme Herren da, wie z. B. der General Pfuel, wodurch man wenigstens Gelegenheit hat, sich etwas abzuschleifen und einen beweglicheren Ton zu erwerben zu verschiedenen nützlichen Zwecken. Die Nichte Ludmilla hat sich höllisch für mich erklärt und mich, da sie in Pastell malt, schon abkonterfeit. Diese Ehre teile ich indes mit Herrn von Sternberg, mit Vehse, mit Ring usw., welche alle an Ludmillas Wand hangen, und die bessere Hälfte dieser gemalten Gesellschaft sind einige hübsche Mädchengesichter.

Obgleich sich Schicksal und Rezensenten so renitent und zäh gegen mich verhalten, daß ich für die Dauer dieser Bußzeit ganz voll Rachegefühle bin, so hoffe ich doch bald wie ein wohlgeschwänzter Komet an einem glücklicheren Himmel aufzugehen, von wo ich Sie dann besser gelaunt begrüßen werde.

[Berlin, 26. Juni 1854.] Ihr Schriftchen über den „Robinson" hat mich seither vielfach beschäftigt. Ich wollte, ich hätte es vor dem Schreiben des „Grünen Heinrich" gekannt, indem ich dadurch auf manches aufmerksam wurde. Ich lese jetzt die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, welche auch nichts anderes sind, als eine geistige Robinsonade, nämlich insofern man zuschaut, wie sich ein Individuum alles neu erwerben, aneignen und sich einrichten muß. In diesem Vorgange liegt der Reiz, ob die Entdeckungen und Findungen dann neue Früchte, Tiere und bequeme Talschluchten oder moralische Gegenden und Gegenstände betreffen. Ich lese jetzt auch den Rabelais zum ersten Male und bin frappiert, wieviele literarische Motive und Manieren, welche man so gewöhnlich für nagelneu oder von einer gewissen Schule herstammend ansieht, schon seit Jahrhunderten vorhanden sind, ja wie man eigentlich sagen kann, alle wirklich guten Genres seien von jeher dagewesen und nichts Neues unter der Sonne ...

Man sollte allen Leuten, welche anfangen wollen, sich mit der Produktion zu befassen, dringend raten, durchaus allen vorhandenen Stoff systematisch durchzulesen und so mit allen eitlen Einbildungen, als würden sie neu sein, tabula rasa zu machen. Es bringt nun zwar mancher ein Motiv oder eine Manier aufs Tapet, welches er wirklich nirgends gelesen hat, und das doch schon alt ist. In solchen Fällen glaubt man sich gerade schmeicheln zu dürfen, auf das verfallen zu sein, worauf früher schon bessere Leute, ohne doch etwas davon zu wissen. Die Sache verhält sich aber alsdann so:

Viele Witze und Motive, Fabeln, Anekdoten usf. werden von den Volksschichten gepflegt und gehandhabt, kommen in die Mode in Bauern- und Studentenkneipen, Werkstätten und Marktplätzen, verschwinden hier und tauchen dort wieder auf und schwimmen in der Luft umher. Nun kommt so ein Originalgenie und glaubt wunder was zu tun, wenn er unmittelbar an der „Mutterbrust der Natur" liege, aus der „lauteren Volksquelle" schöpfe, und wie die Ausdrücke alle heißen, wenn er „hinuntertauche in die Tiefe des immer neuen Volksgemütes" und Stoff da sammle, wo die „Salonmenschen" nicht hinkommen. Er schreibt sich also derlei Witze hinter das Ohr und bringt sie als nagelneu und urkräftig glücklich zum Drucke, während dieselben schon vor Jahrtausenden vielleicht längst in klassischen Gedichten aufgeschrieben wurden. So gibt es Dinge der verschiedensten Art, welche sich das Volk immer wieder erzählt, z. B. erotische Anekdoten, die Boccaccio klassisch geformt, aber nicht erfunden hat, welche vielmehr schon in Indien gang und gäbe waren, so eine Menge Belustigungen, Scherze, Dialoge, Fabeln usf. Und das Ganze des poetischen Stoffes befindet sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe. Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde. Nicht einmal der lyrische Weltschmerz, den man immer modern nennt, ist neu; er ist, sofern er schön ist, schon vollkommen in chinesischen Liedern ausgedrückt, mit allem heutigen Apparate: landschaft-

lichen Stimmungen, kleinen netten Pointen u. dgl. Welcher Reichtum an konkreten plastischen und drastischen Einfällen und Bildern, mit denen man sich heute so abquält, in der indischen und andern orientalischen Poesie liegt, ist bekannt. Mit Einem Wort: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten. Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht ...

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath [in London. Berlin, Dezember 1854]. Ich hatte das Buch [Der Grüne Heinrich] noch in der subjektiven und unwissenden Lümmelzeit angefangen und den Druck beginnen lassen, ohne zu bedenken, was ein Roman eigentlich ist. Ich blieb bald stecken, von anderen Dingen angeregt, und gab doch dem Verleger mein Wort, vor der Beendigung nichts anderes zu beginnen. So kam ich in die seltsame Situation, alle Zwecke, Projekte und guten Dinge unterdrücken zu müssen, während es mir ganze Vierteljahre unmöglich war, den verfluchten Strickstrumpf auch nur anzurühren. Durch alles dies geriet ich in allerlei bedenkliche Zustände, welche nun endlich bald abgewickelt sind, und ich lebte hier wie in einer Büßerzeit und Verbannung, welche um so tieffressender war, als sie nicht etwa die Folge meiner Taten, sondern vielmehr meiner Untaten war. Es gibt aber auch keinen bessern Bußort und Korrektionsanstalt als Berlin, und es hat mir vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet, so daß ich in mich ging und mich während dieser ausgesucht hundsföttischen Jahre zu bessern Dingen würdig machte ...

Trotzdem sehne ich mich sehr nach Hause und nach frischer Luft, da nicht zu leugnen ist, wie sehr der Mensch von dergleichen abhängt; und wenn man schlechte Luft atmet, so kann man trotz aller Einsicht doch keine gute Figur machen. Alles dies zu fühlen und gründlich auszuhalten, nenne ich meine fruchtbringende Leidensschule und eine endliche Abreise den fröhlichen Schluß derselben, welcher aber wohlbegründet und abgerundet sein muß, gleichwie Adolf Stahr und Fanny Lewald ihre noch immer behinderte Heirat den Abschluß des Kunstwerkes ihres Lebens und Liebens nennen.

Von den vom König von Bayarien angestellten Poeten ist Paul Heyse ein wirkliches und schönes Talent. Auch Scherenberg, mit dem ich eine Zeitlang verkehrt, ist ein Genie, aber ein alter unwissender Hanswurst, der den Mangel an Selbstbeaufsichtigungs- und Bildungsfähigkeit durch allerhand Charlanterie zu verdecken sucht. Selbst Prutz, der neulich eine Charakteristik gab, hat auf diesen Köder vollständig angebissen. Überhaupt sind die Leute in Nordgermanien dermalen von schrecklich kurzem Gedärm, großer Konfusion und Gedankenlosigkeit, und jeder, Alte und Junge, ist Aktionär der allgemeinen Pfuscherei. Bruno Bauer scheint fast recht zu haben, wenn er die stehenden Heere als die einzigen Regulatoren und kritischen Institute bezeichnet; wenigstens müssen wir bekennen, daß sie die einzigen sind, die noch was Rechtes können und leisten und zeigen, daß noch nicht alles verfault ist. Und selbst dieser Trost wird wieder problematisch, wenn wir betrachten, wie zur Zeit des römischen Verfalls gerade die Soldaten auch sehr tapfere Leute waren . . .

Durch Scherenberg lernte Gottfried Keller 1853 den einunddreißigjährigen Verlagsbuchhändler Franz Duncker kennen, der wie sein Freund Ferdinand Lassalle aristokratische Lebensführung mit demokratischer Gesinnung zu verbinden wußte. In seinem vom früheren Besitzer exotisch ausgestatteten Hause gedieh unter der Pflege seiner zierlichen, klugen Frau Lina, geborenen Tendering aus Wesel, eine lebhafte Geselligkeit, und hier war es, wo Gottfried Keller im Winter 1854/55 von einer neuen Liebesleidenschaft befallen wurde. Wie Johanna Kapp in Heidelberg und Luise Rieter, die Winterthurerin, war auch die zweiundzwanzigjährige dunkellockige Schwester der Frau Duncker, Betty Tendering, ein sehr großes Mädchen, dazu von vollendeter Schönheit, klug und von selbständigem Denken, eine vielumworbene, weltgewandte junge Dame. Gottfried Keller hat lange Monate gebraucht, um sich von dieser Liebe, die nur von einem freundschaftlichen Interesse erwidert wurde, zu befreien. Die Unterlage, auf der er die letzten Kapitel vom Grünen Heinrich schrieb, bezeugt, wie diese Liebe ihn beschäftigt hat. Da wiederholen sich die

Anfangsbuchstaben des geliebten Namens in immer neuen Variationen, da steht das Wort Betty in ganzen Reihen, in ganzen Reihen aber auch das Wörtchen nein. Dazwischen zierliche kleine Zeichnungen und allerlei Verse, wie

Rheinländerin
Tin Tang Tendering

oder zwischen zwei Spiegeln: Spiegelinski, Spiegelberger, Guckinspiegel, oder neben einer Glocke

Rheinländerchen
Was schlägt die Glocke?

oder neben einem geigenden Gerippe, auf dessen Schädel eine Narrenmütze sitzt: Der Tränenmeier — Herr Gottfried Tränensimpel — Gottfried Tränenberger — Tränenmeier. Oder: Wie lang sind diese Wochen! Und endlich: Resignatio ist keine schöne Gegend.

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 9. Mai 1855.
Lieber Hettner! Der Umstand, daß Sie Ihren Wohnort geändert und nach Dresden übergesiedelt sind, ohne mir etwas darüber zu schreiben, läßt mich fast befürchten, daß Ihnen entweder etwas zugestoßen sei, oder daß Sie etwas gegen mich haben ...

Ich habe erst vor sechs Wochen das letzte Kapitel meines Romanes, und zwar am Palmsonntag buchstäblich unter Tränen geschmiert und werde diesen Tag nie vergessen. Nachdem mich nun Vieweg vorher fast gefressen um das Manuskript, läßt er den vierten Band ruhig liegen und vorenthält mir jede Antwort und billige Abrechnung ...

Dazu kommt, daß ich gegenwärtig etwas erlebe, was einem heitern und schönen Sterne zu gleichen scheint und mir vielleicht nur durch diese Misere und Verbitterung verloren geht. Sie werden also wohl fühlen, daß ich meinerseits nicht zum Briefschreiben eingerichtet bin, da ich manchmal nicht weiß, wo mir der Kopf steht, und ich tue es jetzt nur, weil mich eine Unruhe plagt und eine schlimme Ahnung, als ob überall etwas gegen mich vorgehe ...

[18. Mai 1855.] Lieber Freund! Hier ist endlich der vierte Band ...

Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt, und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre!

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 17. Oktober 1855.] Ich bin leider noch nicht imstande heimzukommen, obgleich ich ganz gewiß darauf gerechnet hatte, denn ich habe viel Ärger und Zerwürfnisse mit den Buchhändlern gehabt ...

Wie die Sachen jetzt stehen, so ist es bloß eine letzte Verhexung, die mich hindert und belästigt, ohne weitere Bedeutung, da ich sonst wohl weiß, was ich will und genug verdienen kann ... Wenn ich das Geld, welches ich seit drei Monaten eingenommen, hätte in der Tasche behalten können, so könnte ich lachen. Doch müssen die Schulden einmal aufhören, da ich jetzt leicht und viel arbeite und mit Ausnahme der Wohnung wenig brauche (d. h. so wenig, als in Berlin möglich ist!). Die Wohnung, welche, da ich mich an gute Zimmer gewöhnt habe, teuer ist, rentiert sich aber, weil ich gern darin hocke und fleißig bin. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt nur kleine und lustige Arbeiten unternehme, die leicht und rasch fertig sind und mir gut bezahlt werden, so daß es endlich vom Fleck geht.

Wenn ich nur einmal zu Hause bin, so will ich ein Jahr lang so verzweifelt schustern in dem Stübchen, das Ihr da zu haben scheint, daß ein guter Ruck vorwärts geht und ich mich dann um eine größere Wohnung umschauen kann. Es ist mir schändlich verleidet, mittags und abends immer auszugehen, um etwas zu essen, ob es gut oder schlecht Wetter sei ...

Vergangenen Sommer wollte ein junges Frauenzimmer [Betty Tendering] Dich aufsuchen, welche eine Schweizerreise machte, und ich gab ihr einen Brief an Schulzens mit, damit diese mit ihr herüberkämen, weil es ein vornehm aussehendes und hübsches Stück Weibsbild ist, welches die Leute verblüfft macht. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, sie nicht direkt an Dich zu weisen; ich glaube, ich befürchtete, Du möchtest etwa sonderliche Gedanken fassen und nicht wissen, was Du zu der Person sagen solltest. Wie ich aber aus einem Schulzischen Briefe sah, hätten diese vielleicht noch größere Dummheiten gemacht,

was mich geärgert hätte; und so ist es gut, daß sie gar niemand getroffen hat, denn sie hatte gar nichts bei Euch zu tun. Daß sie meine Mutter aufsuchen wollte, war einerseits eine gewöhnliche Artigkeit, da ich die Dame in einem befreundeten Hause öfters sehe und sie tat, als ob sie viel auf mich hielte. Andrerseits aber sollte es auch eine Schufterei sein, damit ich mir etwa einbilde, weiß Gott was; denn sie hat mir eine ganze Reihe solcher Geschichten gemacht, und es kam ihr nicht darauf an, nach Hottingen hinauszulaufen, wozu ich viel Vergnügen wünsche! Ich hockte inzwischen lang gut in Berlin. Es ist übrigens ein reiches, schönes und großes Mädchen, welches weder Vater noch Mutter mehr hat, nicht weiß, was sie will, und besonders nicht leiden kann, wenn ihr nicht alle Welt den Hof macht. Übrigens behaltet diese Dinge für Euch!

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Berlin, 2. November 1855.] Es kann mir indessen nicht lange mehr so gehen, und wenn ich nur erst etwas Luft bekomme, wird sich die Sache schon wenden, denn es ist mir jetzt alles klar und durchsichtig, und ich weiß genau, was ich tun will. Ich hätte mich auch diese letzten Monate unfehlbar nachgeholt, wenn mir der Teufel nach fünfjähriger guter Ruhe nicht eine ungefüge Leidenschaft auf den Hals geschickt hätte, die ich ganz allein seit drei Vierteljahren auf meiner Stube verarbeiten muß, und die mich alten Esel neben dem übrigen Ärger, Zorn und mit den Schulden um die Wette zwickt und quält. Ich sage Ihnen, das größte Übel und die wunderlichste Komposition, die einem Menschen passieren kann, ist hochfahrend, bettelarm und verliebt zu gleicher Zeit zu sein, und zwar in eine elegante Personnage. Doch behalten Sie um's Himmelswillen diese Dinge für sich.

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath [in London. Berlin, Oktober 1855]. Es sind seither allerlei Leiden und Leidenschaften über mich ergangen, habe mich aber so männlich aufrecht gehalten, daß ich doch vor einiger Zeit imstande war, verschiedene Leute zu prügeln, wofür ich um fünf Taler gebüßt wurde. Dies war in einer schönen Sommernacht. Einer davon war mir unbekannterweise ein Schriftsteller, welcher seine Schande selbst in die „Gute Gesell-

schaft" trug und bekannt machte, was ich für ein Zeisig sei. Seither halte ich mich wieder so still und steif in meinem schwarzen Fräcklein, als ob nichts geschehen wäre, und die Leute sagen, ich müßte vermutlich den Rappel gehabt haben. Jener Strolch aber geht immer hinter mir durch ...

An Gottfried Keller von seiner Mutter. [Oktober 1855.] Wie lange geht es noch, bis es dem Himmel gefällt, Dich heimzubringen? Bald ist der Winter wieder da, und Du schreibst nichts und kommst nicht — ich weiß nicht, was ich denken muß. Deine Sachen stehen wohl nicht gut! Hoffentlich wirst Du Dich gesund befinden, auch wir, Gott sei Dank! Seit der langen Zeit, wo Du uns immer versprochen hast, heimzukommen, hätten wir sterben können ...

[7. November 1855.] Fürwahr ein großes Unheil, daß Du immer mit Deinen Rechnungen und Aussichten zu kurz kommst. Ich kann nicht böse auf Dich sein, im Gegenteil, ich muß Dich herzlich bedauern über die Schwierigkeiten und das Mißgeschick, welches Dich stets verfolgt. Wir beide wären ja gerne geneigt gewesen, ein Kapitalbriefchen aufzubrechen, für Dir nach Hause zu verhelfen, was ich Dir schon einmal geschrieben ...

Gottfried Keller an seine Mutter. [Berlin, 11. November 1855.] Liebe Mutter! Ich habe mich nun entschlossen, womöglich diesen Monat noch nach Hause zu kommen, denn ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten. Mein Mißgeschick liegt eigentlich mehr in mir selbst. Ich konnte genug verdienen und tue es auch, wenn ich nur einmal ruhig und ohne Sorgen arbeiten könnte. Als ich den Roman fertig hatte, glaubte ich, diese Zeit sei herangekommen und war auf dem besten Wege. Da schlug mir der Teufel eine andere Geschichte dazwischen, offen gesagt — aber nicht zum Weitersagen — eine traurige Affäre mit jenem Frauenzimmer, welche diesen Sommer Dich besuchen wollte. Ich habe davon so viel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts tun konnte und wieder rückwärts kam, und es gibt in dieser Sache keinen anderen Ausweg, als daß ich von hier weggehe. Ich muß durchaus einmal meine Schulden auf Einen Schlag bezahlen und gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohl-

befinden: dann kann ich erst vorwärts kommen. Die Herren und Freunde in Zürich wollten mir zwar schon einmal hiezu behilflich sein: aber sie haben es so ungeschickt und unzulänglich gemacht, daß ich dadurch nur mehr hinein geriet anstatt hinaus. Denn ich mußte über dem Abwarten der Sache gerade so viel Schulden machen, als ich dann Geld erhielt.

So bin ich nun darauf gewiesen, daß wir uns selbst helfen, aber mit einem Briefchen zu verkaufen, wie Du meinst, ist es nicht getan. Um von hier wegzukommen und alles zu bezahlen, brauche ich geradezu 600 Taler, welches ungefähr 1000 Gulden sind. Diese würde ich in einem halben Jahr leicht verdient haben mit den angefangenen und bereits verakkordierten Arbeiten, aber ich kann hier nichts mehr tun, sondern ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleiben muß. Was ich also jetzt nach reiflicher Erwägung von Euch verlange, ist nicht ein Opfer oder ein Verlust, sondern eine Verbesserung unserer Lage, und da ich es einmal tue, so müßt Ihr ohne Grübeln und Bedenken es sogleich tun. Ihr müßt nämlich sogleich von Euren Briefgeschichten, die Ihr da habt, tausend Gulden aufbrechen und mir die schicken, damit ich sicher diesen Monat noch von hier fort kann. Wenn Du nicht ganz gut weißt, wie das zu machen ist, so lege ich einige Zeilen an den Regierungsrat und Finanzdirektor Sulzer bei; gehe damit zu diesem und gib ihm den Brief, und er wird so gut sein und Dir seinen Rat geben oder die Sache ganz besorgen ....

Dagegen verspreche ich, daß ich von Stund' an nach meiner Heimkehr unsern Haushalt übernehmen, den Mietzins bezahlen und alles „durch den Bach schleifen" will, wie man zu sagen pflegt ...

Aber jetzt muß ich darauf rechnen, daß die Sache unfehlbar vor sich geht. Ich muß durchaus fort und je eher, je lieber; nur dadurch wird es sich auch entscheiden, was an jener Geschichte Gutes oder Böses ist, und zu diesem Ende hin darf kein Schuldenmakel auf mir haften, wenn ich von hier weg bin ...

An Frau Lina Duncker. [Berlin, 17. November 1855.] Geehrte Frau Duncker! Da, wie ich höre, Herr Duncker verreist ist, so will ich mich mit diesen Zeilen an Sie wenden in der Hoffnung, daß Sie

dieselben aufnehmen möchten, wie sie gemeint sind. Ich bin in den letzten Monaten etwas verbittert und verbohrt gewesen, da allerhand tolles Zeug über mich ergangen ist und ich gezwungen war, so lange in Berlin zu bleiben. Da ich aber nun in acht Tagen endlich abreise, so bin ich so zufrieden und vergnügt, daß alles mir in einem vernünftigeren Lichte erscheint, und muß vornehmlich Ihnen ein großes Unrecht abbitten, das ich gegen Sie begangen habe. Als ich nämlich jüngst bei Wagner war, verleitete mich der Dr. Frese durch sein ewiges Fragen zu großem Zorne, daß ich mich gänzlich vergaß und ohne Rücksicht auf den Ort und die Gesellschaft über Sie räsonierte. Auf seine Frage nämlich, die er mir an allen öffentlichen Orten immer zuruft, ob die Novellen fertig wären, sagte ich, nein, ich hätte sie beiseite gelegt, auf die Frage warum? weil ich die Lust verloren hätte, für Sie zu arbeiten! und auf die Frage warum dies? Weil Sie mich ungezogen behandeln, da Sie mich nicht ein einzelnes Mal mehr rufen ließen und ich gar nicht wüßte, woher diese Ausschließung käme, nachdem Herr Duncker einen Kontrakt mit mir abgeschlossen, und ich ließe mich nicht wie eine Strohpuppe behandeln, die man nach Laune in ein Haus ziehen und wieder hinauswerfen könne.

Hierauf hielt mir Frese eine grobe Predigt, daß ich Sie besuchen müsse usw. vom Standpunkte eines höflichen Gesellschaftsmenschen aus und mit dem Verständnis eines solchen, worauf ich anfing, ihm auseinanderzusetzen, daß ich ohnehin nicht mehr zu Ihnen kommen könne, weil ich Ihnen mehrmals meine Meinung von Dr. Vehse gesagt, Sie aber seither diesen Menschen fortwährend bei sich sähen, während ich seit Monaten gänzlich ignoriert werde. Ich verbreitete mich über diesen Gegenstand mit einiger Heftigkeit. In der Sache selbst bin ich noch der Meinung, und wenn ich länger in Berlin bleiben würde, so würde ich überhaupt in kein Haus mehr gehen, in welchem der Dr. Vehse Zutritt hat. Aber es war unrecht von mir, mich so zu vergessen und diese Dinge in einer Bierkneipe zur Sprache zu bringen; ich habe das nächste Mal, wo ich hinkam, erklärt, daß ich es bereue, und daß ich unrecht getan hätte, und bitte nun auch Sie herzlichst

um Verzeihung, indem ich alles als ungesprochen zu betrachten bitte, was ich in dieser Materie dort gesagt.

Da ich von den hiesigen sozialen Übelständen nun befreit bin, so wünschte ich wenigstens da, wo ich eine Zeitlang gern hingegangen bin, mit äußerlichem Frieden und Anstand abzuziehen, zumal mich nun diese sämtlichen Dinge nichts mehr angehen. Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein Taugenichts sind, so kann ich Ihnen doch nicht ernstlich böse sein und muß Sie schließlich immer wieder gern haben, und hiemit können Sie auch ein wenig zufrieden sein, denn diejenigen, welche ich gründlich hasse und verachte, sind nicht zu beneiden.

Ich bitte Sie, Herrn Duncker zu sagen, daß ich sein Buch in Zürich so rasch als möglich fertig machen werde. In Berlin habe ich seit vielen Wochen keine ruhige Stunde mehr. Es soll aber nicht sein Schade sein, denn ich glaube, es wird ein ganz gutes Buch werden. Sollte er aber wünschen, aus der Sache heraus zu sein, so würde ich augenblicklich für einen Verleger sorgen, der sie übernähme.

Und hiermit leben Sie wohl, wenn Sie diesen Abschied wohl aufnehmen mögen, und bessern Sie sich auch ein bißchen nach meinem Beispiel. Ihr ergebener Gottfried Keller.

An Gottfried Keller von Frau Lina Duncker. Sie könnten mir getan haben, was Sie wollten, es wäre nicht allein vergessen nach so ein paar lieben derben Worten, nein, mit vollem Vertrauen und mit der herzlichsten Meinung würde ich Ihnen die Hand geben und wünschen, daß wir gute Freunde würden ... Gegen Sie, mein bester Keller, bin ich mir übrigens keines Fehlers, keines Hinterhalts, keiner Vernachlässigung bewußt, ich habe Sie oft nicht geschont, wenn ich Sie gebeten habe, zu uns zu kommen, ich glaubte, als ich von unserer Reise zurückkam, mich Ihren Wünschen und Neigungen anzuschließen und Ihnen entgegenzukommen, wenn ich Sie nicht eingeladen habe. Sie haben nichts getan, mich zu belehren, daß ich im Unrecht sei, oder daß ich Ihnen weh täte — bis heute. Glauben Sie sonst, was Sie wollen, glauben Sie aber wenigstens vorab, daß ich wirklich auch ein ehrliches Menschenkind bin, und daß ich hier keine

leeren Entschuldigungen suche, sondern wirklich Ihnen den einzigen wahren Grund sage, warum ich nicht mehr zu Ihnen geschickt habe. Der Grund ist, daß ich Ihnen nicht lästig sein wollte, daß ich Sie nicht mit Bitten genieren wollte, die Sie aus Gutmütigkeit oder eines mit unserm Geschäft eingegangenen Verhältnisses wegen erfüllt haben möchten, ohne Neigung, Vergnügen oder Befriedigung ... Hoffentlich werden aus den acht Tagen, die Sie noch hier bleiben wollen, noch Monate, damit ich Ihnen beweisen kann, daß ich keine Flausen mache, damit Sie mir beweisen können, wie Sie heute so nett angefangen, daß Sie wirklich mir ein bißchen gut sein müssen. Das Müssen ist das Beste in solchen Dingen, das Wollen ist Torheit. Ich nehme daher Ihren Abschied so freudig und warm auf, als wäre er ein Willkommen; ich will mich gerne bessern nach Ihrem Beispiel, nur sagen Sie mir, womit soll ich anfangen —? Alle meine kleinen und großen Sünden gegen die Menschen gutzumachen, dazu brauche ich ja ein ganzes Leben, denn andere Vergehen als gegen Menschen kenne ich nicht, und die Glocken der Matthäikirche, die eben läuten, die rühren mich nicht ...

Vor der Staatsschreiberschaft

Als Gottfried Keller nach beinahe siebenjähriger Abwesenheit im Dezember 1855 arm, wie er ausgezogen, aber von den Besten seiner Zeit als Dichter anerkannt, in die Vaterstadt zurückkehrte, fand er andere Zustände vor, als er verlassen hatte.

Die Mutter hatte das alte Haus Zur Sichel verkauft. Sie nahm ihn in ihrer gemieteten Erdgeschoßwohnung draußen in Hottingen auf. Die Nachbarschaft war ländlicher, heiterer, aber ohne den Zauber der Kindheitserinnerungen.

Durch die Bundesverfassung von 1848, die der Liberalismus erstiegt hatte, war die nationale Einheitsidee gekräftigt, die Kantonssouveränität geschwächt worden. Aber innerhalb des großen Bundesstaatsgebäudes sich die Wohnung individuell einzurichten, war den Kantonen unbenommen, Rechtspflege, Kirche, Schule, Armenwesen,

Gemeinde- und Volksleben blieben ihnen unterstellt. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit entsprach durchaus Kellers vaterländischen Wünschen und staatsbürgerlichen Ansichten.

Stadt und Kanton waren voll Unternehmungslust: Eisenbahnlinien, Seidenfabriken, Baumwollspinnereien, Maschinenfabriken waren entstanden, erweitert, im Entstehen begriffen. Zürich begann für Weltmarkt und Geldmarkt Bedeutung zu gewinnen. Mit dem Wohlstand wuchs der Erwerbssinn, und es war nur natürlich, daß er zuweilen Formen annahm und Wirkungen zeitigte, die einem allem halbehrlichen oder schofelen Wesen innerlich so abgeneigten Manne wie Gottfried Keller das Herz mit Zorn und Sorge füllten.

Andererseits erfuhr die wissenschaftliche Bedeutung Zürichs gerade in dem Jahr der Heimkehr seines großen Dichters eine Bereicherung, wie sie selten ein einzelnes Jahr einer Stadt mitbringt: an das neue Eidgenössische Polytechnikum und die Universität waren Lehrkräfte berufen worden, die ihresgleichen suchten: der zweiundfünfzigjährige Architekt Gottfried Semper aus Hamburg, der achtundvierzigjährige Ästhetiker und Literarhistoriker Friedrich Theodor Vischer aus Ludwigsburg, der siebenunddreißigjährige Kulturhistoriker und Kunsthistoriker Jakob Burckhardt aus Basel. Dieser kehrte schon nach fünf Semestern für immer nach Basel zurück, Vischer und Semper dagegen haben länger als ein Jahrzehnt mit Keller die Zürcher Luft geatmet. Da der persönliche Umgang mit diesen drei Männern für Keller sehr wertvoll geworden ist, sollen ihr Lebensgang und ihre Bedeutung hier kurz dargelegt werden.

Gottfried Semper, 1803 als Sohn eines aus Schlesien in Hamburg eingewanderten Kaufmanns geboren, in Göttingen, München, Paris und Italien vorgebildet und über die Antike zur italienischen Renaissance gelangt, hatte zuerst durch seine „Bemerkungen über vielfarbige Architektur und Plastik bei den Alten" Aufsehen erregt und war schon mit einunddreißig Jahren Direktor der Bauakademie zu Dresden geworden. Seine dortigen Bauten: die monumentale, außen romanische, innen orientalische Synagoge, das zierliche 1869 abgebrannte Hoftheater, das Museum (an der Nordseite des Zwingers),

beides in italienischer Renaissance, galten für künstlerische Taten ersten Ranges. Aber seine Beteiligung am Dresdner Aufstand 1849 zwang ihn außer Landes zu gehen. Bis 1855 leitete er die Londoner Architekturschule, dann folgte er dem Rufe an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, dem er alsbald in beherrschender Lage ein Haus von großartiger Einfachheit der Formen erbaute. Zugleich schuf er sein literarisches Hauptwerk: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten."

Gegen Ende der sechziger Jahre erreichte Gottfried Sempers europäischer Ruhm seinen Höhepunkt, um ihn dauernd zu behaupten: wo immer ein monumentaler Bau von außergewöhnlicher Bedeutung beabsichtigt wurde, holte man mindestens sein Gutachten ein. Unausgeführt blieben zwei seiner besten Entwürfe: ein Theater für Rio de Janeiro und ein Festspielhaus für München. Im Jahre 1869 wurde Semper nach Wien berufen, um durch eine gewaltige Schöpfung sein Lebenswerk zu krönen: Besonders durch ihre einzig schöne Verbundenheit lassen, von ihm gestaltet oder umgestaltet, die beiden Hofmuseen, die Hofburg und das Hofburgtheater in ihrer Gesamtwirkung eine Generation nach der andern einen Blick in die große Seele dieses Künstlers tun. Noch im hohen Alter schaffensfroh, ist Gottfried Semper 1879 in Rom gestorben.

Friedrich Theodor Vischer, 1807 als Pfarrerssohn zu Ludwigsburg bei Stuttgart geboren, hatte ursprünglich Maler werden wollen, war aber durch die Verhältnisse zum Theologen bestimmt und durch die Klosterschule von Blaubeuren in das Tübinger Stift geführt worden, durch dessen strenge Hausdisziplin seit dem sechzehnten Jahrhundert so viele der begabtesten Schwaben gegangen sind. Schon von Blaubeuren aus hatte er das erste der Lieder in Bänkelsängerton veröffentlicht, die ihm unter dem ihrer Stimmung angepaßten Decknamen Philipp Ulrich Schartenmayer das erste Stückchen Anrecht auf Unsterblichkeit erwarben. Und vom Stift aus besuchte er zuweilen einen Landsmann, der längst zu den Unsterblichen gehörte, den Dichter Friedrich Hölderlin, der in Tübingen die letzten Jahrzehnte seines Erdenlebens in geistiger Umnachtung über sich ergehen ließ.

Nach Abschluß des theologischen Studiums trat Vischer 1832 die übliche „Magisterreise" an. Sie führte ihn über Göttingen nach Berlin, wo die Kunstsammlungen ungleich stärker auf ihn wirkten als der große Theologe Schleiermacher, und weiter über Dresden, Prag, Wien, durch das Salzkammergut nach München, wo die Kunst ihn ganz gefangen nahm und zu ihrem Deuter weihte. Nach Tübingen zurückgekehrt, ward er zwar zunächst Repetent im Stift, aber 1834 habilitierte er sich, statt einem Ruf ins Pfarramt zu folgen, an der Tübinger Universität als Privatdozent für Ästhetik und deutsche Literatur. Damit hatte er seinen Weg gefunden.

Wie etwas früher in Erlangen Ludwig Feuerbach, so war in Tübingen Friedrich Theodor Vischer den positiven Theologen ein Dorn im Auge. Die herausfordernde Antrittsrede, die er 1844 als ordentlicher Professor „Über das Verhältnis der Ästhetik zu den Fakultätswissenschaften" hielt, entfesselte den Sturm der Entrüstung. Ein streitbarer Pietist schleuderte einundzwanzig „Thesen" wider den neuen Gottesleugner mit der Forderung: „Wer die christliche Kirche öffentlich angreift oder herabsetzt, den muß sie aus ihrer Gemeinschaft feierlich hinausstoßen zu den Hunden." Die Folge jener Antrittsrede war, daß Vischer 1845 für zwei Jahre seines Lehramts enthoben wurde. Er benutzte die Muße, die ersten zwei Bände seiner großen „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen" zu schreiben. Im Mai 1848 siedelte er nach Frankfurt am Main über, denn der Wahlkreis Reutlingen-Urach hatte ihn in die Nationalversammlung gewählt, wo er der gemäßigten Linken angehörte. Nach Auflösung des ersten deutschen Parlamentes kehrte er 1849 nach Tübingen zurück, immer zahlreichere Hörer zu begeistern. Aber die pietistischen Gegner fuhren fort, ihn zu befehden und seine Stellung zu untergraben. Zum Überfluß ließ eine tübingische Mitbürgerin und Pfarrersschwester, das vierzigjährige Fräulein Wilhelmine Canz, in der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg einen Tendenzroman „Eritis sicut deus" [Ihr werdet sein wie Gott] erscheinen, der von Friedrich Theodor Vischer und den ihm durch die Hegelsche Philosophie und Geschichtsauffassung nahestehenden Tübinger Theologen Ferdinand Christian Baur und David Fried-

rich Strauß abscheuliche Zerrbilder entwarf und in ganz Deutschland zahlreiche Leser fand.

Unmittelbar danach folgte Vischer 1855 dem Rufe nach Zürich. Neben seinem Lehramt gab er sich dort einer reichen schriftstellerischen Tätigkeit hin, aus der hier nur hervorgehoben sei die Vollendung seiner „Ästhetik" und die 1862 erschienene satirische Burleske „Faust. Der Tragödie dritter Teil". Auch in den Dienst politischer Fragen stellte er seine Feder, die außerdem noch allgemein volkserzieherisch sich besonders im Kampf gegen die Auswüchse der Mode (Krinoline), gegen Tierquälerei und gegen die Spielbanken in den deutschen Bädern betätigte. Wie von Tübingen so unternahm er auch von Zürich aus des öfteren große Reisen.

Auf der Höhe seiner Wissenschaft und seines Ruhmes angelangt, ließ Vischer sich 1866 gern von der Heimat zurückrufen: er wurde zum ordentlichen Professor der Ästhetik und der deutschen Literatur an der Universität zu Tübingen und am Polytechnikum zu Stuttgart ernannt. 1872 ließ er erscheinen: „Der deutsche Krieg 1870/71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten." Von seinen vielen andern Büchern seien hier noch genannt „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts" (1875) und besonders der Roman „Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft" (1878).

Im Juni 1887 wurde unter Beteiligung sehr weiter Kreise in Stuttgart Vischers achtzigster Geburtstag gefeiert. Gottfried Keller begrüßte ihn in der Allgemeinen Zeitung in schönen und warmen Worten als den großen „Repetenten deutscher Nation". Im Spätsommer in den Bergen plötzlich erkrankt, ist Friedrich Theodor Vischer am 14. September 1887 zu Gmunden am Traunsee gestorben.

Jakob Burckhardt, 1818 als Pfarrerssohn zu Basel geboren, nimmt, wie sein Biograph Carl Neumann sagt, unter den großen deutschen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts insofern einen abgesonderten Platz ein, als er, fast unberührt von dem jähen Wechsel des Zeitgeistes, den man als Abfall von Goethe und Aufgehen in politischer und wirtschaftlicher Betätigung bezeichnen kann, die Tradition des deut-

schen Humanismus fortsetzte und solchergestalt wie eine Brücke zwischen dem achtzehnten Jahrhundert und möglichen Umformungen der Zukunft erscheint. Auch er studierte zuerst Theologie, dann wandte er sich geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, kunstgeschichtlichen Studien zu. Auf fünf Semester Basel folgten sechs Semester Deutschland, fünf in Berlin, unterbrochen durch eines in Bonn. Wie Gottfried Keller so wurde auch Jakob Burckhardt in Deutschland zum Deutschen und blieb es, ohne je aufzuhören, Schweizer zu sein. „Ich erkenne die Mutterarme unseres großen gemeinsamen Vaterlandes, das ich anfangs verspottete und zurückstieß; auf mich hat Deutschland seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind ... Was mich an Deutschland fesselt, ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamm gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat."

Im Jahr 1844 habilitierte Burckhardt sich in Basel für Kunstgeschichte, 1845 wurde er außerordentlicher Professor. Im folgenden Jahr ging er nochmals nach Berlin, wo Franz Kugler ihn mit der Neubearbeitung seines Handbuchs der Kunstgeschichte und seiner Geschichte der Malerei betraute. Davor und danach unternahm er eine italienische Reise. Dann kehrte er nach Basel zurück.

Niemand wußte, wo Burckhardts vielseitige Begabung ihren Schwerpunkt finden würde. Noch 1850 charakterisiert ihn der Dichter Gottfried Kinkel, mit dem er sich in Bonn befreundet hatte, als einen Virtuosen des Genusses, der die ganze Kulturwelt zu seiner Bereicherung ausbeute: „Er weiß alles; er weiß, wo am Comersee die süßesten Trauben reifen, und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopf, welches die Hauptquellen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Martell in der Eifel, von denen bisher keine sterbliche Seele etwas wußte; dann setzt er sich aufs Sofa, raucht ein Dutzend feine Manillazigarren und schreibt, gleich ins Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung der Liebschaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchymisten."

Als ihm aber eine leidenschaftliche Liebe von der Geliebten unerwidert blieb, entschied sich sein Schicksal. Nach harten inneren Kämpfen gab er sich mit unerhörter Ausschließlichkeit dem Studium der großen Epochen der Geschichte hin, der Ergründung ihrer Kultur und ihrer edelsten Blüte, der bildenden Kunst. Mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er vor seine Probleme und rang mit ihnen: Warum mußte die antike Kultur vergehen? Welcher Anstrengungen bedurfte es, eine neue hervorzubringen? Seine zwei monumentalen Werke entstanden: „Die Zeit Konstantins des Großen" (1853) und „Die Kultur der italienischen Renaissance" (1860). Zwischen dem Erscheinen dieser beiden Bücher liegen die fünf Semester, die er als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum zu Zürich gewirkt hat. Zu Semper und Vischer ist er dort in ein nahes Verhältnis nicht gekommen, dagegen fühlte er sich stark zu Gottfried Keller hingezogen, der seines Alters, wie er zugleich Schweizer und Deutscher und wie er Junggeselle war.

Nachdem Burckhardt 1858 als Professor der Geschichte an die Universität seiner Vaterstadt zurückgerufen war, hat er, hinsichtlich der äußeren Dinge von denkbar großer Bedürfnislosigkeit, sein langes Leben in Basel zu Ende gelebt. Innerlichst immer einsam. Auch in den siebziger Jahren, als er mit Friedrich Nietzsche, dem Philosophen und Dichter, freundschaftlich verkehrte, der dann auch sein Fakultätskollege war. Mit seinem positiven Bestand christlichen Empfindens blieb Burckhardt durchaus „diesseits von Gut und Böse".

Gewaltig war seine Wirkung sowohl auf seine Studenten wie in den öffentlichen Vorlesungen. Er sprach, neben dem Katheder stehend, völlig frei und ohne Pathos; seine geradezu ungeheure Präsenz des Wissens, sagt Neumann, und die künstlerische Anschauung, die den Stoff gliederte und gruppierte, versetzten den Hörer in eine fast illusionäre Gegenwart der geschilderten Dinge; alles war so unmittelbar, als wäre Burckhardt selber dabei gewesen; sprach er von Kunst, „so teilte sich die tieferregende und ergreifende Macht des Schönen, die den Meister durchdrang, wie ein geheimnisreiches Fluidum dem Hörer mit". Am 8. August 1897 ist er gestorben. An seinem Grabe ward der

Nekrolog verlesen, den er nach guter Basler Sitte sich selber geschrieben hatte. Aus seinem Nachlaß wurden noch „Erinnerungen aus Rubens", „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens" und eine vierbändige „Griechische Kulturgeschichte" herausgegeben.

Neben diesen Dreien sind an Freunden Kellers aus dieser Zeit noch zu nennen: Alexander Pompejus Bolley, der Chemiker, Hermann Köchly, der Altphilologe, und Heinrich Simon, der Jurist, Politiker und Bergwerksunternehmer.

Bolley, 1812 zu Heidelberg geboren, hatte als Einundzwanzigjähriger an dem Sturm auf die Frankfurter Hauptwache durch Heidelberger Burschenschafter teilgenommen und infolgedessen fliehen müssen. Seit 1838 lebte er in der Schweiz, seit 1854 als Professor am Eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich, seit 1853 arbeitete er an seinem großen Handbuch der Chemischen Technologie. Er starb 1870, nachdem er den Anfang der Erfüllung des deutschen Einheitstraumes seiner Jugend noch erlebt hatte.

Köchly, 1815 zu Leipzig geboren, hatte schon als Neunzehnjähriger in Halle promoviert. Als Gymnasiallehrer in Dresden hatte er sich 1849 am dortigen Maiaufstand beteiligt und infolgedessen fliehen müssen. Seit 1850 war er Professor an der Zürcher Universität. Seine Berufung war nicht nur auf seine Bedeutung als Altphilologe zurückzuführen, sondern mehr noch darauf, daß seine gymnasialreformatorischen Absichten dem derzeitigen Zürcher Erziehungsdirektor Alfred Escher einleuchteten. Er wollte u. a. der körperlichen Ausbildung eine größere Bedeutung zugemessen wissen. Als ihm 1864 ein Lehrstuhl in Heidelberg angeboten wurde, nahm er, inzwischen zum Ehrenbürger von Zürich ernannt, diese Berufung an, weil ein Beschluß des Großen Rates ihn gekränkt hatte, der das Griechische zum Wahlfach erniedrigte. Auf seine wissenschaftlichen Werke und Ausgaben antiker Dichter kann hier nicht eingegangen werden, doch seien von seinen vielen Bemühungen, das Altertum lebendig zu vergegenwärtigen, hier wenigstens zwei erwähnt: seine Übersetzung und bühnenmäßige Bearbeitung der „Perser" des altgriechischen Dichters Äschylos, die mit der begleitenden Musik des Erbprinzen Bernhard von Meiningen

in Heidelberg, Mannheim und Wien aufgeführt wurde, und die von ihm vorbereiteten Schießversuche badischer Artilleristen mit Katapulten und andern antiken Wurfgeschossen auf der Philologenversammlung von 1865 zu Heidelberg. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg wurde Köchly fortschrittlicher Reichstagsabgeordneter. Im Jahr 1876 unternahm er in Gesellschaft des Erbprinzen von Meiningen eine griechische Reise. Seltsam ist, daß er, der gerade dem Kriegswesen der Alten stets eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte, auf dem Schlachtfeld von Marathon vom Pferde stürzte und infolge dieses Sturzes noch auf der Rückreise starb, nachdem er seinen Tod vorausgesagt, auch in griechischer Sprache die eigene Grabschrift verfaßt hatte.

Simon, 1805 zu Breslau geboren, ein Vetter der Fanny Lewald, hatte die Rechte studiert und als Referendar das Unglück gehabt, in einem Duell seinen Gegner zu erschießen. Zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, war er schon nach anderthalb Jahren begnadigt und 1844 Stadtgerichtsrat von Breslau geworden, wo er zu den Führern der Liberalen gehörte und in Flugschriften und Zeitungsaufsätzen für den Rechtsstaat gegen den Polizeistaat kämpfte. Die Revolution führte ihn ins Frankfurter Vorparlament, als deren Sekretär er ein Schreiben an den Minister von Auerswald richtete: Preußen möge die offne Erklärung abgeben, „daß man ein selbständiges polnisches Reich wolle, und daß man lediglich zu dem Zweck noch in Posen provisorisch die Regierungsgewalt innebehalte, um den Polen Gelegenheit zu geben, sich als Staat zu organisieren". — „Was wir in Polen wollen [nationale Einheit und Freiheit]", schrieb er im Blick auf die venezianisch-lombardische Frage, „müssen wir auch in Italien [gegen die österreichische Fremdherrschaft] wollen." Im Frankfurter Parlament selbst wurde Simon bald eines der angesehensten Mitglieder der Linken. Nachdem das Parlament nach Stuttgart übergesiedelt war, wurde Simon einer der fünf „Reichsregenten", als es am 18. Juni 1849 mit Waffengewalt aufgelöst wurde, flüchtete er in die Schweiz, wo er das Gut Mariafeld bei Meilen am Zürichsee erwarb. Aber schon 1851 verkaufte er es an

François und Eliza Wille, die uns noch öfters begegnen werden, und ließ sich in Zürich selbst nieder. Dort erfreute er sich bald eines großen Ansehens, und die juristische Fakultät zeichnete ihn durch Ernennung zu ihrem Doctor honoris causa aus. Er gab sich nun industriellen Unternehmungen verschiedener Art hin, besonders nahm ein von ihm angelegtes Kupfer- und Silberbergwerk an der Mürtschenalp ihn in Anspruch, doch verfolgte er auch die politischen Dinge mit großer Teilnahme, zuweilen durch eine Schrift in den Streit der Meinungen eingreifend. Im August 1860 ist er beim Schwimmen im Wallenstädtersee vor den Augen des ihn begleitenden Nachenführers versunken. Der Leichnam konnte nicht aufgefunden werden.

Seinem alten Freunde Wilhelm Schulz, der nun wieder in Zürich hauste, war Gottfried Keller inzwischen beträchtlich über den Kopf gewachsen, zu Jakob Moleschott, den er schon in Heidelberg kennen gelernt hatte, und der von dort einem Ruf nach Zürich gefolgt war, stellte sich ein nahes freundschaftliches Verhältnis nicht her. Ebensowenig, wenn man auch vorläufig ganz gut miteinander auskam, zu Richard Wagner, der immer noch in Zürich lebte. Noch weniger zu Georg Herwegh, der jetzt in Zürich auf seinen etwas fraglichen Revolutionslorbeeren ausruhte, mit Naturwissenschaften und Sprachwissenschaften sich abgebend. Dagegen genoß Gottfried Keller jetzt in vollen Zügen die Freude des Verkehrs mit seinen alten einheimischen Freunden und Bekannten, mit Wilhelm Baumgartner, dem Tondichter, Dr. Jakob Dubs aus Affoltern, der im Herbst 1855 an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Alfred Escher Regierungspräsident und Erziehungsdirektor geworden war, und manchen anderen.

Statt des Follenschen Hauses Zum Sonneck bildete jetzt für rund fünfzehn Jahre der schöne Landsitz den Mittelpunkt der höheren Geselligkeit, den sich das vom Niederrhein stammende Ehepaar Otto (1815—1896) und Mathilde (1828—1902) Wesendonck in der „Enge" vor der Stadt erbaute. „Es war", erzählt Frau Eliza Wille, „eine Zeit fast verklärten Daseins für alle, die in der schönen Villa auf dem grünen Hügel zusammenkamen. Reichtum, Geschmack und Eleganz

verschönerten dort das Leben. Der Hausherr war ungehindert im Fördern dessen, was ihn interessierte. Die Hausfrau, zart und jung, voll idealer Anlagen, war mit Welt und Leben nicht anders bekannt als wie mit der Oberfläche eines ruhig fließenden Gewässers: geliebt und bewundert von ihrem Gatten, eine junge, glückliche Mutter, lebte sie in Verehrung des Bedeutenden in Kunst und Leben. Die Einrichtung des Hauses, der Reichtum des Besitzers machten eine Geselligkeit möglich, an welche jeder, der sie genossen, gerne zurückdenken wird." Am ergiebigsten hat Richard Wagner sie genossen, der gelegentlich Verse der ihm in besonderer Freundschaft nahestehenden Frau Mathilde vertonte, aber auch Gottfried Keller hat jahrelang als ein gern gesehener Gast im Wesendonckschen Hause verkehrt, wo man es freundlich zu verzeihen wußte, wenn sein Temperament zuweilen mit ihm durchging, wie er denn einmal an großer Tafelrunde, seinem auf einen Schriftsteller erbosten Herzen Luft machend, ein paar vor ihm stehende porzellanene japanische Kostbarkeiten zertrümmert haben soll.

Mit Otto Wesendonck und seiner Frau Mathilde wetteiferten in der Gastlichkeit, wenn auch auf einer weniger üppigen Grundlage, François und Eliza Wille draußen auf ihrem schönen Landgut Mariafeld bei Meilen. Als Wesendoncks anfangs der siebziger Jahre Zürich verließen, weil sie die zunehmende Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung verdroß, ward Mariafeld das Eldorado der Künstler und Gelehrten Zürichs. Öfter als Gottfried Keller dort zu Gast, hat insbesondere der Dichter Conrad Ferdinand Meyer hier, von seinen ersten tastenden Versuchen an, Verständnis und Förderung erfahren. François Wille (1811—1896) stammte väterlicherseits aus dem Kanton Neuenburg, war aber in Hamburg, der Vaterstadt seiner Mutter, aufgewachsen. Zu seinen Kommilitonen in Göttingen hatte Otto von Bismarck gehört.

Er wurde Journalist, und was er schrieb, wirkte sowohl durch die Klarheit und Schärfe des Urteils wie durch die Kraft der Überzeugung. Aber durch die politisch unfreien Verhältnisse in Deutschland behindert, siedelte er als Vierzigjähriger in die Schweiz über,

wo er nur selten noch politisch sich betätigte. „Seine Bedeutung lag in der Energie seiner Lebensführung, in der Kraft der Persönlichkeit, in der Schärfe des unabhängigen und anregenden Geistes, in den Tugenden des liebenswürdigen Wirtes." — Seine Frau Eliza, Tochter des Hamburger Reeders Robert Smiles Sloman, hat unter anderm einen dreibändigen Bildungsroman „Johannes Olaf" geschrieben, der sich durch psychologischen Ernst, Adel der Gesinnung, Weite des Blickes und Reichtum der Handlung auszeichnen und an Kellers „Grünen Heinrich" erinnern soll. Zugleich aber war sie eine vortreffliche Gattin, Mutter und Hausfrau, dazu eine teilnehmende Freundin und die gütigste Wirtin. Das hat besonders auch Richard Wagner erfahren, der 1864 monatelang auf Mariafeld weilte, bis ihn Ludwig II. aus allen Nöten und Sorgen nach München berief.

Im allgemeinen aber fühlte sich Gottfried Keller im großen gesellschaftlichen Betrieb, obwohl er ihn durchaus nicht vermied, weit weniger wohl als im täglichen kleinen zwanglosen Verkehr auf dem neutralen Boden einer Wirtsstube. Auch war er am Wirtstisch entschieden seßhafter als am Schreibtisch. Auf dem Heimweg zuweilen die nächtliche Ruhe ein wenig gestört zu haben, verzieh er sich leicht.

Adolf Vögtlin erzählt [in seinen Keller-Anekdoten]: Als Keller eines Abends mit Freund Baumgartner gemütlich beim Schoppen saß, ließ ihn der auf sein Gedicht „Rosenglauben" an und fragte ihn kritisch: „Nun sag' mir, bitte, doch einmal: was hast du dir eigentlich bei dem schönen Kehrreim ‚Solange die Rose zu denken vermag, ist niemals ein Gärtner gestorben', denn nur gedacht?" — „Du Narr," sagte Meister Gottfried, „als ob unsereiner das selber wüßte!"

Dr. François Wille erzählt: Einst verweilte Keller bei mir hier in Mariafeld in lebhafter Unterhaltung beim Glase. Ich ließ ihn nachts nicht mehr fort, sondern führte ihn in unser Gastgemach drüben im Nebenhause, versorgte ihn und bat, rasch zu Bette zu gehen. Nach einer, nach zwei Stunden sah ich vom Zimmer aus in dem seinigen noch Licht brennen. Ich ging nach ihm sehen. Da saß er betrübt, noch angezogen, wie betäubt, auf dem Bettrande, sah

mich verworren an und sagte: „Sind Sie's? Bin ich bei Ihnen? Mir war, ich sei in der ‚Sonne' zu Küßnacht und sollte gerade hinausgeworfen werden."

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, Januar 1856.] Da ich das Buch für Herrn Duncker noch nicht fertig habe, so will ich einstweilen noch an Sie schreiben und zu Handen Ihres werten Hauses Ihnen anzeigen, daß ich mich schon seit vier Wochen zu Hause befinde und meine liebe Mutter und Schwester wohl und munter angetroffen habe. Erstere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert; sie macht alles selbst und läßt niemand dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage ausreichen müsse. Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. — Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich. Als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreuung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde. Beide hatten große Freude als ich kam; aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert . . .

Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in Newyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt. Diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat [Dr. J. J. Sulzer] feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen, und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem

Schwelgen eine Tasse heißen Tee und eine Havannazigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte, aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen. Man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte, um meiner Vaterstadt Moral und Mäßigung zu predigen . . .

Wir wohnen parterre in einem Garten, am Fuß eines Berges, der von Gärten und Gehölzen bedeckt ist, so daß der Frühling wieder einmal sehr schön für mich werden wird. Es ist aber auch Zeit dazu. Nur soll es eine Menge Spinnen geben, die im Sommer aus dem Garten in die Stuben kommen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was sich erwarten ließ. Dennoch sind nicht üble Leute dort, wenigstens zeitweise, und ich danke Ihnen auch besonders für alle mir erwiesene Freundlichkeit.

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Zürich, 21. Februar 1856.] Ich komme nur alle acht Tage mit Vischer zusammen in einem kleinen Wirtshausklübchen: er ist ein sehr liebenswürdiger und frischer Mensch als Person, hat sich aber, wie gesagt, ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen. Die Verhältnisse des Polytechnikums lassen sich sachlich sehr gut an; es sind zum Beginn über Erwarten zahlreich Schüler eingetroffen; allein der Professoren- und Stellenbesetzungshader grassiert auch da und übt nicht den wohltätigsten Einfluß. Dies wird wohl eine Weile noch so fortwähren, bis die Herren einsehen, daß nichts dabei herauskommt . . . Die Hauptwühler haben nicht einmal ein lebendiges Interesse für unsere Anstalten, sondern tragen die Nase stets nach den Hofratsstellen in Deutschland hin gerichtet und gerieren sich demgemäß . . .

Sonst ist ein schrecklich reges Leben hier. Alle Donnerstag sind akademische Vorlesungen à la Singakademie in Berlin im größten Saal der Stadt, wohin sich die Weiblein und Männlein vielhundertweise drängen und gegen zwei Stunden unentwegt aushalten. Semper hat einen allerliebsten und tiefsinnigen Vortrag gehalten über das Wesen

des Schmuckes. Vischer wird den Beschluß machen mit dem „Macbeth". Daneben sind eine Menge besonderer Zyklen der einzelnen Größen, so daß man alle Abend die Dienstmädchen mit den großen Visitenlaternen herumlaufen sieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die spröden und bigotten Züricherinnen in diesen Vorlesungen ein sehr ehrbares und unschuldiges Rendez-vous-System entdeckt hätten, und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert seien.

Ich gehe jetzt oft mit Richard Wagner um, welcher jedenfalls ein hochbegabter Mensch ist und sehr liebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungentrilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie ... Auch Semper sehe ich: dieser ist ein ebenso gelehrter und theoretisch gebildeter Mann, als er genialer Künstler ist, und persönlich ein wahrer Typus der einfachsten und gediegenen Künstlernatur. Er sagt, er habe den letzten Strich am Dresdner Museum noch fertig gemacht, als eben der Generalmarsch geschlagen wurde, und ist nun bekümmert, daß die kleine achteckige Kuppel oben dennoch nicht nach seiner Angabe fertig gemacht wurde. Diese Dresdner Gruppe hier unterscheidet sich überhaupt vorteilhaft von den anderen Gruppen. Heinrich Simon riecht nach dem Lewaldschen Judentum, wenigstens jetzt, da er in Jura und Politik nichts zu tun hat und aus Langerweile ästhetisiert. Schrecklicherweise kündigte er auf den Sommer Stahr und Lewald an. Diesem Paare ist doch auf dem Erdenrund nicht zu entfliehen.

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, 6. März 1856.] Liebe Frau Duncker! Da Sie und Ihr lieber Herr Mann so human sind, mittels eines freundlichen Konventionsbriefes auf den Busch zu klopfen von wegen des Manuskriptes statt mit einer trockenen Geschäftsepistel, so will ich auch so höflich sein und gleich etwas antworten zur Beruhigung. Ich habe das Buch zurückhalten und in seinem Lebenslauf verhindern müssen, weil Herr Vieweg ein andres Buch, welches er schon im Oktober bequem hätte herausgeben können, erst jetzt versendet hat. Es würde aber nachteilig für beide Bücher

sein, wenn sie gleichzeitig erschienen und einander den Markt verdürben. Auch kann ich nicht zugeben, daß mir durch die Willkür eines Verlegers die natürliche Folgenreihe meiner Produkte aufgehoben wird, so daß das spätere am Ende früher erscheint als das früher geschriebene; denn ich bin ein Auktor, bei dem es sich außer dem Honorare auch noch um eine gesetzmäßige ordentliche Entwicklung handelt, wo das letzte Opus immer das beste und ein Fortschritt erkenntlich sein soll. Das Viewegsche Buch war schon fertig gedruckt, als ich Berlin verließ; ich glaubte erst, er ließe es aus Bosheit liegen, aber ich höre, daß er es andern auch so machte . . .

In dieser Beziehung erwarte ich von Ihrem Firmchen eine wohltätige Änderung, und daß ich dort zu Glück und Ansehen gelange. Sobald jenes Buch ordentlich besprochen und bekannt ist, will ich Herrn Duncker das seinige senden. [Das Viewegsche Buch: „Die Leute von Seldwyla", Novellen, ist 1856 in Braunschweig erschienen. Franz Duncker in Berlin wollte ein Novellenbuch „Die Galatea" verlegen, welches aber erst 1882, und zwar unter dem Titel „Das Sinngedicht" in der Besserschen Buchhandlung in Berlin erschienen ist, deren Inhaber Wilhelm Hertz inzwischen einen Teil des aufgelösten Dunckerschen Verlags erworben hatte.]

Was Ihre in Aussicht stehende Frühlingseinsamkeit betrifft, so kann ich kein rechtes Mitleid mit Ihnen haben; Sie wollen auch gar alles miteinander genießen: im Herbst Kavalkaden mit Kavalieren und Scheibenschießen, Jagd und Spektakel, im Winter Schauspiel, Bälle im Opernhaus und allen möglichen Salonkrempel, im Sommer Reisen durch die Welt mit breitem Hut und interessantem Kostüm und im Frühling, siehe da, ein aufgefrischtes Idyllchen mit dem guten Fränzchen hinter dem Haus im Gärtchen! Ei, ei! Wenn es Ihnen ernsthaft zumut ist mit Ihrem hübschen Herzenswesen, so mag es hingehen, allein ich glaube nicht mehr an alles dieses, und meine sämtliche Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Punkt der Frauen ist auf den Kopf gestellt, und ich kann einzig nur noch ihre wirklich guten Qualitäten als Mütter zugeben; und daran sind sie auch nicht schuld, sondern die allgemeine Mutter Natur. Ich habe zuviel schlechten

Hohn und abgeschmackte Hänselei bei den nobelsten Frauensleuten sehen müssen, als daß ich noch viel auf ihre Empfindungen gäbe. Wer einer tiefen und ernsten Empfindung fähig ist, der macht nur gute Späße und keine schlechten. Doch werden Sie mir nicht gram um dieser allgemeinen Bemerkungen willen. Sie fallen mir soeben in die Feder, vermöge meiner schlechten menschlichen Natur, die nicht bei der Stange bleiben kann, sondern immer nach jener Seite hin ausreißt, wo sie der eigene Schuh drückt. Ich lasse, um den Ärger gutzumachen, Ihre guten Kinderchen um so herzlicher grüßen; an Mitteln zur Beschreibung dessen, der sie grüßen läßt, fehlt es Ihnen ja nicht, da ich die Ehre habe, mich von Ihnen dargestellt zu sehen. Wenn ich übrigens je vernehme, daß Sie mich zu arg karikiert haben, so werde ich zur Rache eine eigene lächerliche Novelle schreiben mit dem Titel „Die böse Line" und selbige in den Verlag Ihres eigenen Mannes einschmuggeln. Es soll dann eine Art Struwwelpeter für die großen Kinder in seidenen Kleidern sein.

Übrigens stand Fräulein Betty nicht, sondern saß auf einem Stuhle, als ich jenen Knopf oder kleinen Kompaß suchte; und als sie so huldvoll war, mir ihn zu geben, „kratzte" ich das Ding nicht ihr aus der Hand, sondern nahm es verblüfft und demütig in Empfang. Eine besondere Rede daran zu knüpfen, war ich freilich nicht behende genug. Fräulein Betty soll aber nicht so lang in Italien bleiben. Jenes Land hat ja nicht nötig, daß es noch viel schöner werde; das hat die Gegend um Berlin samt den Leuten dort mehr nötig. Hier in Zürich hat sie mir auch einen schönen Handel angerichtet, als sie vorigen Sommer die artige Laune hatte, meine Mutter aufsuchen zu wollen. Sie geriet nämlich an ein paar alte stupide mürrische Leute, die mit aller Welt in Zerfall leben und mit keinem Nachbarn ein Wort sprechen. Diese verleugneten aus Dummheit oder Verstocktheit meine arme Mutter; kaum aber war die „Erscheinung" wieder verschwunden, so tauten sie auf, der alte Mann und die alte, sonst finstere Frau, und erhoben einen solchen Lärm von der Schönheit und Pracht und Leutseligkeit des fremden Fräuleins, daß es unter allen meinen Bekannten wie ein Lauffeuer herumging, und ich schon damals in Briefen und bei

meiner Heimkehr mündlich eine Neugierde und ein Klatschwesen auszustehen hatte, die über das Bohnenlied hinausgingen, so daß ich mit entschiedener Grobheit dazwischenfahren mußte; und ich kann mir aufrichtig das Lob geben, daß ich mich ritterlich für das Fräulein gewehrt habe, damit sie in keinen falschen Verdacht komme. Wie ich denn überhaupt im Punkte der Artigkeit gegen dasselbe ein vollkommen gutes Gewissen habe und selbst am besten weiß, daß ich von jeher höflich und respektabel gegen Ihre Schwester gesinnt war. Dies genügt mir, um den Schein kümmere ich mich nichts. Wenn Sie Hochderselben etwa meinen demütigsten Dank für ihr gestrenges Grüßen vermelden wollen, so fügen Sie dies hinzu, daß jene wiederholten Vorwürfe mich gar nicht treffen. Nebenbei gestehe ich allerdings ein, daß ich den Schein sehr gegen mich haben mochte; allein es trafen gleich von Anfang an, als Bettys hohe Gestalt am Horizonte Berlins heraufschritt, so verrückte und verhexte und verdrehte Umstände zusammen, und zuweilen herrschte in Ihrem Hause selbst ein so schnuriger Ton, daß ich, als ein argloser Mensch an dergleichen nicht gewöhnt, eben alle Unbefangenheit verlor und mich in den Mantel meiner Tugend hüllte. Hier in Zürich schimpfe ich nicht über Berlin; ich spreche alle vier Wochen einmal davon und dann etwas Gutes, nach einer alten Taktik, nach welcher man denen, mit denen man gerade lebt, immer ein gutes Vorbild vorhalten muß. Auch würde ich mich selbst blamieren, da ich so lange Jahre, leider Gottes, dort gewesen bin, zum Schaden meiner Seele!

Ich habe noch viel zu leiden gehabt diesen Winter von akademischen Vorlesungen, die jetzt in Zürich sehr grassieren. Fünf- bis sechshundert Herren und Damen hockten zusammen in den großen Sälen, und da es mitunter sehr vortreffliche Vorträge gab, viel besser als in der Singakademie zu Berlin, so mußte man auch hingehen, um als kein Barbar zu erscheinen. Die deutschen Professoren liegen sich übrigens hier sehr in den Haaren, zu allgemeinem Ärger. — Meine Mutter läßt sich Ihnen auch höflichst empfehlen. Sie allein hat mich gar nicht um die Bewandtnis mit jenem fremden, durchreisenden Frauenwesen befragt, woran ich meine Pappenheimer erkenne . . .

Schon seit zehn Tagen ist hier nichts als blauer Himmel und warmer Sonnenschein. Ich laufe alle Abend auf die Höhen, recke den Hals nach allen Winden und suche Anemönchen; aber es hilft nichts, immer muß ich wieder hinunter und an meinem Buche schreiben. Übrigens ist es wundervoll hier und ein ganz goldenes Land; in den Leuten dagegen, wie überall, die leidenschaftlichste Geld- und Gewinnsucht: alles drängt und hängt am Golde. Gott besser's!
Nun leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht ganz, sonst vergess' ich Sie auf der Stelle auch!

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Zürich, 16. April 1856.] Lieber Freund! Obgleich Sie mir schon in Ihrem letzten Briefe von der neuen Krankheit der Frau Hettner schrieben, so war ich doch im mindesten nicht auf Ihre jetzige traurige Mitteilung gefaßt. Wenn ich je eine solche Lage aufrichtig mitgefühlt habe, so ist es gewiß die Ihrige, wo es der lieben guten Frau so schlimm ergehen soll und bei solcher Jugend. Allerdings haben Sie nun einen leidvollen Frühling; fast aber möchte ich blasphemischerweise behaupten, das Mißgeschick in Gestalt des unverhohlenen Todes sei zu dieser Zeit zu beneiden gegenüber der elenden Unzufriedenheit und Verkommenheit der Gemüter. Doch sei ferne von mir, daß ich Sie jetzt mit Worten belästige! Im Anblick der guten hübschen Kinder muß sich Trost und Leid auf eine seltsame Weise vermischen und bekämpfen.
Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie meine einfachen Geschichten so wohl aufnehmen mögen. Für „Romeo und Julie" war ich am meisten bange und hätte es beinah weggelassen, indessen ich mir auf die beiden letzten Schnurren am meisten einbildete, was wohl daran liegt, daß sie formell am fertigsten und reifsten sind von allem dem wenigen, was ich bis jetzo zustande gebracht. [„Die Leute von Seldwyla" in jener ersten Auflage nur Pankraz, der Schmoller; Frau Regel Amrain und ihr Jüngster; Romeo und Julia auf dem Dorfe; Die drei gerechten Kammacher; Spiegel, das Kätzchen enthaltend.]
Moleschott habe ich noch nicht gesehen. Ich will nun aber heute hingehen, da ich durch Ihre Mitteilung eine Veranlassung habe, obgleich eine traurige.

Ich komme durch diesen Frühling wirklich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder ganz zu mir selbst, indem ich auf den wunderschönen Höhen unserer Gegend alle Abend herumstreiche und das ganz naive Vergnügen der Jugendzeit empfinde ... Dabei mache ich meine [Galatea-]Novellen, welche ein artiger kleiner Dekameron werden sollten, wenn es möglich ist. Trotz alledem bin ich auch mehr traurig als vergnügt. [Dekameron, wörtlich Tagzehnt, Zeitraum von zehn Tagen, Titel einer Novellensammlung des italienischen Dichters Boccaccio (1313—1375). Wie dort, so werden auch in Kellers Novellensammlung „Das Sinngedicht" die einzelnen Novellen durch eine Rahmenerzählung zusammengehalten.]

Wenn das Leben der armen lieben Frau Hettner wirklich ohne Hoffnung sein sollte, so wünsche ich nur, daß Sie beide diese Zeit überstehen, so leicht und tröstlich es möglich ist; aber auch für jede einzelne Stunde wünsche ich Licht und Linderung. Da überall nur Trennung, Scheiden und Entsagen ist, wo noch wahres Leben vorhanden, so weiß man wirklich nicht, ob man überhaupt nach diesem Lose streben soll, und ob es nicht besser ist, man bleibt von vornherein allein.

Frau Lina Duncker an Gottfried Keller. [Berlin, 2. September 1856.] Mein Mann ist sehr stolz darauf, Ihnen sagen zu können, daß er Ihnen noch nie einen Geschäftsbrief geschrieben hat. Herr Vieweg schrieb Ihnen viele Geschäftsbriefe und Sie ließen ihn Jahr und Tag auf's Manuskript warten, sich beklagend, daß man Sie dränge und belästige. Herr Duncker quält Sie nicht, schreibt Ihnen nicht, und Sie lassen ihn ebenfalls warten ... „Schreib ihm," sagte mein ergrautes Oberhaupt, „daß er für die Novellen bekanntlich schon 250 Taler erhalten, diese aber nach dem Kontrakt beinahe an den Verleger zurückzuzahlen habe, da seit November 1855 ein monatlicher Abzug von 25 Talern vom Autor bewilligt sei, wenn solcher nicht bis 1. November 1855 Manuskript geliefert habe." Da besagter Autor obige Bedingung, zu eigenem Nutz und Frommen wahrscheinlich, selbst diktierte, so wird er dieselbe auch nicht vergessen, sondern am 1. September in sein Hauptbuch eingetragen haben, daß er von Herrn

Duncker für versprochene Novellen erstens an barem Geld 250 Taler erhalten habe und die für selbiges Manuskript noch zugesagten weitern 250 Taler durch zehnmonatigen Aufschub der Novellensendung ebenfalls bereits erhalten; zu notieren würde jeden ferneren Monat, wo hier kein Manuskript einläuft, sein, daß Sie Herrn Duncker 25 Taler schulden. Sie scheinen mir auf diese Weise recht gute Geschäfte zu machen! . . .

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, 8. September 1856.] Liebe Frau Duncker, zuerst wünsche ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Glück zu der kleinen Sünderin, womit Sie die Welt bereichert haben; obgleich ich deren Namen noch nicht kenne, macht sie mir doch vollkommen erklärlich, warum Sie diesen Sommer nicht in die Schweiz gekommen sind. Wenn ich geahnt hätte, wie fleißig Sie in Ihrem Berufe wären, so wäre ich selbst auch fleißiger gewesen und hätte das Buch fertig gemacht; aber ach! es hätte kaum was geholfen! Schon zweimal sah ich dicht vor der Nase die Leute Heu machen, sah das Korn reif werden und abschneiden, alles wuchs und war fleißig und alle Menschen rührten sich, nur ich tat seufzend gar nichts! Ich habe wochenlang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt, und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen wie einen Fakturzettel. Aber meine Mittel erlauben mir das! Ich habe jene 25-Taler-Bestimmung [in dem die Galathea-Novellen betreffenden Verlagsvertrag mit Duncker] in einer düstern Vorahnung selbst verfügt, wenn etwa nicht alles am Schnürchen gehen sollte, damit ich für mein Geld meine persönliche Freiheit behalte zum Allotriatreiben und Melancholischsein, ohne gerüffelt zu werden. Wenn ich dabei auch schlechte Geschäfte mache, so werden schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus. Indessen habe ich doch nicht Lust, diesmal noch viel bares Geld zuzulegen und bis Weihnachten soll das Buch sicher herauskommen. Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchen oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen

ein viertägiges Fest zu geben. Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen oder selbst gehabt und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Burschе, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10 bis 12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm, umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfters Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch.

Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie wollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nachbarschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen. Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte und tat sich was darauf zugut.

Sie sehen also, daß Sie mit Ihrem einzigen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen in Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein ...

Gottfried Keller an Ludmilla Assing [die in einem Brief erwähnt hatte, einer ihrer Berliner Bekannten hätte geäußert, er könne die Schweiz nicht wirklich schön finden, die Sonne gehe hinter den Bergen zwei Stunden früher unter als in Berlin, und im Grunde sei die Schweiz nichts anderes als eine grandiose Kellerwohnung. Auch in Venedig habe es ihm nicht gefallen. Am hübschesten sei es doch in Berlin Unter den Linden bei Kranzler].

[Februar 1857.] Diese Herren wollen es dem jungen Goethe nachtun in zierlichen und kecken Versuchen aller Art; allein die gute Ackerkrume für gute Früchte, die Pietät für allerlei Dinge, so man sieht, und die Fähigkeit, die Welt anders zu sehen als durch Berliner Guckkastenlöcher, scheint verdächtigerweise zu fehlen. Hier muß ich mich selbst ein bißchen rühmen, zur Erholung von obiger Kapuzinade. Als ich kaum in Berlin mich ein wenig umgesehen hatte, sah ich sogleich, woran ich mich zu halten habe, und ging spreeaufwärts spazieren oder suchte die stillen Seen in den Fichtenwäldern auf mit ihrer stillen Sonne; und wenn meine Landsleute über die schauerliche Gegend klagten, so hielt ich dieser treulich die Stange und habe sie auch jetzt noch nicht vergessen, wo mir die schönsten Buchenwälder und Bergzüge, rauschende Ströme und die lustige Sihl zu Gebote stehen, die jetzt kleinlaut genug unter dem Eise wegschleicht. Aber auch der Zürichsee war diesen Monat gänzlich zugefroren und bildete nur Eine große Silberplatte in der blitzenden Sonne, und weithin sah man die dunklen winzigen Menschentierchen darüber weggleiten. Über der Tiefe draußen ist das Eis wie Glas so klar, und man sieht darunter die grünen Seegewächse aus der Tiefe aufsteigen ...

Der Kriegsspektakel [Konflikt zwischen der Schweiz und Preußen wegen des Kantons Neuenburg, auf den als einstiges, seinem Hause durch Erbschaft zugefallenes Fürstentum der preußische König gewisse Ansprüche erheben konnte] war übrigens sehr schön und feierlich hier zu Lande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärtsgebracht in unsern innern Verhältnissen, und wenn Sie Seiner Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben dafür in meinem Namen. Ich bin aber ein paar Monate lang ganz aus allem Arbeiten herausgekommen, denn ich habe Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr. „Da ist leicht zu helfen," sagte ich „ich zieh' die Strümpfe schon an!" Allein ich mußte ihr die Barauslagen für die Wolle ersetzen. Auch ein Schwesterstücklein, wie Sie sehen ...

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, 8. Mart. 1857.] Ich muß an Ihren Herren, den Buchhändler, schreiben und wünsche, daß in erster Linie, wenn er nicht zur Hand sein sollte, nicht die Kommis mein zartbesaitetes Geschäftsbriefchen mit roher Hand berühren. Daher gelangen Sie selbst zu einem Briefe, in welchen ich jenen einwickele, in der Hoffnung, daß Ihre bisherige Gewogenheit sich mit den letzten Briefen nicht allzusehr vermindert habe. Im Brief an Herrn Duncker steht übrigens nichts Absonderliches, und wenn er wieder in England sein sollte, so dürfen Sie ihn aufmachen und selbst lesen. Ich habe gehört, daß Sie diesen Winter wieder eine saubere Aufführung gehabt, für den „Narziß" und Brachvogel geschwärmt, auf allen Subskriptionsbällen gewesen, auf dem „jungen Künstlerball" Knüffe ausgeteilt, im Galopp die Linden entlang geritten usw. usw. Gott bessre Sie! Wie geht es bei Ihnen? Wie heißt denn Ihr neulichstes Kind, und ist es gesund?

Gestern ist mein alter Oheim [Dr. med. Scheuchzer] gestorben auf dem Lande [in Glattfelden], der im „Grünen Heinrich" figuriert. Er lebte zuletzt ganz allein mit einem Knecht und einer Magd, die den ganzen Tag heimlich Eierkuchen backt, in dem zerfallenden Hause.

Seine Kinder sind zerstreut und meistens vollkommene Philister und verbauert; und bei dem Leichenbegängnis am nächsten Dienstag werde ich wahrscheinlich mit ansehen, daß in dem Hause, wo vor Jahren so viel Gesang und Gelächter war, nun rücksichtslos um die Erbschaft gestritten wird. Doch mir ist's Wurst, ich seh' alles mit an.
Die Bildungssucht in Zürich grassiert immer fort: alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen vor Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen sich dabei wegen der Aussprache. So hält Vischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare, die Sachsen und Preußen mokieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird. Neulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: „Des soll nun des richtige Deitsch soin, wenn so a Kerle sagt statt ‚verloren': ‚valoan' und statt ‚Liebe': ‚Lühbe'!" Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stracks den Nördlichen.
Letzten Herbst war Liszt mit seiner Wittgensteinin und jener jüngeren Prinzessin hier. Da es deshalb große Schwindeleien gab, wo alle möglichen Leute zusammengetrommelt wurden, so kam ich auch einmal mit der Frau Herwegh zusammen und seither auch bei Moleschotts ... [Der Komponist Franz Liszt, 1811 in Ungarn als Sohn eines Magyaren und einer Deutschösterreicherin geboren, zuerst musikalisches Wunderkind, dann internationaler Klaviervirtuose, lebte von 1848 bis 1861 als großherzoglicher Hofkapellmeister in Weimar, wo er und von wo aus er sich für Richard Wagners Opern einsetzte. Seine und der französischen Gräfin d'Agoult 1837 geborene Tochter Cosima, in erster Ehe mit dem Klaviervirtuosen Hans von Bülow verheiratet, wurde 1868 Richard Wagners zweite Frau. Seine polnische Freundin, die in unglücklicher Ehe lebende Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein, hatte Liszt 1848 nach Weimar gebracht, um sie nach erfolgter Scheidung zu heiraten. 1861 erhielt das Paar hierzu in Rom die päpstliche Erlaubnis, die aber am Tage vor der Hochzeit zurückgezogen wurde. 1865 nahm Liszt die niederen Priesterweihen. Seitdem trug er geistliche Kleidung. 1886 starb er zu Bayreuth. Die jüngere Prinzessin ist Marie von Sayn-Wittgenstein, Tochter der Fürstin Karoline. Sie protegierte später den Dichter Friedrich Hebbel.]

Richard Wagner ist durch die Anwesenheit Liszts, der seinetwegen kam, wieder sehr rappelköpfisch und eigensüchtig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Torheiten. Die Ferschtin Wittgenstein hat mit allen gelehrten Notabeln Zürichs Freundschaft geschlossen, schreibt lange Briefe an sie und schenkt ihnen ungeheure Gipsmedaillons Liszts; Frau Köchly hat auch eines bekommen, ist aber jalouse auf Frau Herwegh, die dasjenige der Fürstin mitbekam. Übrigens ist letztere eine gescheite Frau, denn alle die gelehrten Eisenfresser und Brutusse [Tyrannentöter] rühmen sie. Ich allein bin dunkel vor ihren Augen geblieben und habe weder Brief noch Medaillon, worüber ich mich nicht zu fassen weiß. Ist die Fräulein Betty richtig wieder nach Neapel gebummelt oder wo ist sie jetzt?

Ihre Skrupel wegen der Dedikation meiner Novellen sind jetzt einfach zu lösen: ich bin nämlich überhaupt von der Idee abgekommen, indem ich doch fürchtete, mir Spott zuzuziehen, wenn ich sentimental genug wäre, einer Berlinerin ein Buch zu widmen. Überhaupt will ich doch lieber nicht mich auf dergleichen Künste verlegen.

Sagen Sie doch Herrn Fabricius, daß ich im Kriegsfalle auf ihn gelauert und ihn besonders aufs Korn genommen hätte als Intendanten, da er hoffentlich mitgekommen wäre. Am Schlimmsten ist es durch den Frieden Ihrem Schwager, Herrn Alexander Duncker, gegangen, da er gewiß einige brillante neue Verlagsartikel gewonnen hätte, wenigstens in der ersten Hälfte des Feldzuges; denn was die zweite Hälfte betrifft, so waren wir fest entschlossen, die Preußen mit Mann und Maus aufzufressen. Denken Sie sich z. B. mich kleinen Kerl mit einem langen Leutnant vom ersten Garderegiment im Rachen! Ein Glück, daß jeder solcher Braten wenigstens gleich den Zahnstocher auf dem Kopf mitbringt.

[Den 16.] Ich bin in meinem herrlichen Brief unterbrochen worden. Das Leichenbegängnis meines Oheims hat indessen stattgefunden, und ich war einige Tage auf dem Dorfe und habe als Andenken eine ausgestopfte Eule, eine alte Chronik und einen alten Degen mitgebracht. Ich bummelte auf den Höhen am Rhein herum, indessen meine Vettern und Basen um das Erbe diplomatisierten. Zwei Brüder

zankten sich um das Pferd des Verstorbenen und machten mich zum Schiedsrichter, welcher es eher gebrauchen könne. Ich sagte, sie sollten sich beide daraufsetzen samt ihren Frauen, wie die vier Haimonskinder. Zwei Basen, welche guter Hoffnung sind, haben mir schon angekündigt, daß ich Pate sein müsse. Wahrscheinlich wurden sie durch meinen majestätischen Berliner Frack, den ich bei der Leiche produzierte, dazu aufgemuntert. Dieser Frack hat mich in meiner Heimat überhaupt in den Ruf großer Solidität gesetzt, denn eh' ich in Berlin war, hat man dergleichen nicht an mir gesehen ...

Meine Mutter bringt mir den Kaffee und ist ganz munter, da ich durch das Kaffeetrinken zu Haus einen heuchlerischen häuslichen Anstrich gewonnen habe. Allein das Wetter dürfte plötzlich wieder umschlagen. Indessen habe ich vor, diesen Frühling und Sommer recht fleißig zu sein und im Herbst vielleicht einen kurzen Streifzug nach den von mir früher okkupierten deutschen Ortschaften zu unternehmen, um nicht ganz zu verschweizern. Alsdann hoffe ich Sie auch wiederum zu sehen und werde etwa an einem Donnerstag Abend bei Ihnen einfallen, wenn Sie nicht allzu berühmte Gesellschaft haben. Bis dahin also leben Sie wohl und gesund und gedenken Sie in Huld Ihres ergebensten Gottfried Keller.

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [Zürich, 30. April 1857.] Ich bin also seit anderthalb Jahren wieder in Zürich und habe mich von den Berliner Strapazen erholt und viel schönes Schweizerisches erlebt, bin aber bereits auch wieder so verbauert, daß ich meistens allein zu Hause hocke und arbeite oder lese, was am Ende am besten bekommt. Ich muß jetzt noch einige Bände novellistische Sachen fertigmachen, welche angelegt sind, und dann werde ich endlich, wahrscheinlich um das vierzigste Jahr herum, auf die dramatische See auslaufen, nachdem ich es vor sieben Jahren tendiert ...

Ich danke Dir also für Deinen schönen „Hiawatha", welcher in der Tat unser poetisches Bewußtsein bereichert und beweist, daß es mit diesen artigen Dingen ist tout comme chez nous auch jenseits des Wassers. Es wäre freilich erwünscht zu wissen, wann z. B. bei den

Indianern die poetische Idee von der Sendung eines erlösenden und bildenden göttlichen Helden entstanden ist, ob vor oder nach der Ankunft der Europäer. Auch nimmt mich wunder, ob z. B. der wunderbar schöne Zug, wie die guten Leute in ihrer fröhlichen Einfalt die vermeintlichen neuen Lügen des Jägers belachen, als er ihnen die Ankunft der Europäer beschreibt, ganz auf Longfellows Rechnung zu setzen ist? Es wäre zu schön, wenn jene armen Rothäute selbst diese großartige und tiefsinnige Situation ausgeheckt hätten, welche den schönsten Zügen aller andern uralten Poesien zur Seite steht. Übrigens sind wir wunderliche Käuze: wir wundern uns immer von neuem, daß das Häuflein Menschen auf diesem Erdglöbchen einander so ähnlich sieht, und praktisch sind wir dabei auch, da wir uns ein so billiges Vergnügen und Spektakel zu verschaffen wissen dadurch, daß wir eben einander so ähnlich sehen. Ich füge diesmal dieser Tüftelei noch hinzu: „Hiau ha! fiel dumpf der Chor ein," welcher Vers mir immer aufmunternd in den Ohren klingt.

Hier in Zürich habe ich eine Unmasse Deutsche vorgefunden, nicht nur Flüchtlinge, sondern auch allerhand Familien, die aus freien Stücken hierhergezogen sind und die Geschäfte treiben. Auch gelehrte Notabeln, wie Vischer, Moleschott und ein paar andere. Vischer ist ein von der Frau geschiedener Mensch und meistens moros und hat jetzt seine Ästhetik vollendet. Moleschott kannte ich von Heidelberg her, ist liebenswürdig und hat viel Geschmack an der Literatur. Dann ist auch Richard Wagner, ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Scharlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist usw. Auch gibt es eine förmliche Literatenkaste seit 1849 hier, wie auch an anderen Schweizer Orten, nicht nur Feuilletonisten und Zeitungskorrespondenten: nein, auch Romanschreiber, Dichter, kurz die ganze Grundsuppe großstädtischer Verhältnisse. Romanschreiber in Zürich allein etwa drei oder vier, von denen es gleichgültig ist, ob man sie nennt oder nicht ...

Hast Du noch keine grauen Haare? Ich habe schon manche in meinem Bart, die ich von Zeit zu Zeit ausrupfe. Schulz hat einen weißgelben

oder schneeweißen Bart, der von der Nase her vergoldet wird. Übrigens hält ihn die Frau gut unter der Schere und stutzt ihn alle acht Tage ... Ich werde schändlich dick, und als ich in Dresden war, jubelte Auerbach: nun sei noch ein kleinerer da als er, was aber gelogen war! Denn er ist nicht größer als ich. Gutzkow ist eine Ratte. Ich hab ihn auch [in Dresden] gesehen. Er mißgönnte mir sogleich mein bißchen Schmiererei und das winzige Erfölgelchen und suchte es durch förmliche wissentliche Entstellung zu paralysieren.

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, 4. Juli 1857.] Ich selbst habe seither viel selbstverschuldeten Kummerarius gehabt (denn andern kenne ich ungezogener Holzapfel nicht), und, was das Ärgste ist, ich durfte als guter Bürger in Zürich keine Räusche trinken, um mir darüber wegzuhelfen wie weiland in Berlin; denn zu Hause kann ich dergleichen nicht aufführen, sondern muß alles Unheil ganz nüchtern und trocken zu Paaren treiben, was übrigens auf die Dauer doch das Ersprießlichere ist. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch nachträglich gestehen, daß jenes blaue Auge, mit welchem ich einst bei Ihnen erschien, obgleich ich es abgeleugnet, dennoch von Prügeln herrührte. Ich hatte nämlich nicht nur den Schl..... geprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Taler gebüßt wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und andern Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit, und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor.

Wie ist denn Palleskes „Cromwell" ausgefallen? Geht es noch immer mit seinem Vorlesen? Dieser Tage war Eduard Devrient hier und wohnte bei Wagner. Es wurde im Shakespeare und „Faust" gelesen und aus Wagners großem Nibelungenwerk musiziert, worin es sehr hoch und poetisch zugeht. Hübsche Damen waren fleißig im schönen Dasitzen und meine Wenigkeit ganz emsig in stillem Unschönsein ...

Was hat denn Fräulein Betty gesündigt, daß Sie derselben in Ihrem Rapport gar nicht erwähnen? Ich kann nicht leiden, wenn ich von Bekannten nicht weiß, wo sie derzeit sind und ob sie noch leben. Ihren Dr. Horwitz kenne ich nicht, kann mich wenigstens nicht erinnern; da er aber für die „Kammacher" eingenommen ist, so ist er jedenfalls ein sehr gebildeter Mann und viel gescheiter als Prutz und Gutzkow, welche jene Schnurre für schlechte Späße erklärt haben ...
Paul Heyse war gestern auch einen Tag hier und ist ein allerliebstes Kerlchen. Wir waren sehr gemütlich.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, 5. Juli 1857.] Daß Ihre alten Herren, die Varnhagen, Fürst Pückler und General Pfuel, liebenswürdiger sind als die jungen, ist keine große Kunst. Wer die Welt in der Tasche hat, wie solche Größen, und sich dergestalt unbezweifelt in die Mitte gestellt sieht, der kann sich doch gewiß leichter bewegen und hervorkehren, als der erst noch alles zu tun und zu hoffen hat, abgesehen, daß den Jungen durch die Gegenwart der Alten von selbst Zurückhaltung geboten ist ...
Unsere Rosen sind eben versammelt und von der Abendsonne bestreift. Sie lassen Sie grüßen; da ich sie nicht zählen kann, so weiß ich nicht genau, wieviel Grüße es sind; etwa gegen zweihundert. Aber bereits steht eine hohe weiße Lilie unter ihnen, welche den armen roten Teufeln heimleuchtet, dahin, woher sie gekommen sind. Denn: „Vorüber ist die Rosenzeit, und Lilien stehn im Feld", sagt Geibel sehr richtig ...

Ludmilla Assing an Gottfried Keller. [Berlin, 12. August 1857.] In Dresden war die Zeit durch Menschenverkehr, Kunst und Natur rasch in Beschlag genommen. Sehr interessante Abende brachten wir bei Frau [Ottilie] von Goethe [geb. von Pogwisch, verwitwete Schwiegertochter des Dichters] zu, einer lebhaften, graziösen Weltdame mit schneeweißen Locken, die trotz ihrer leidenden Gesundheit beinahe täglich Leute bei sich sieht. Kühne, Gutzkow und Auerbach haben hübsche und zugleich liebenswürdige Frauen, und so wären dort ganz artige Elemente zu einer gemeinsamen Geselligkeit vorherrschend, wenn nicht leider dort einer mit dem andern sich so wenig ver-

trüge, daß alles an Vereinzelung scheitert ... Auf der Galerie brachten wir herrliche Stunden zu, die Bilder nehmen sich in ihrer neuen Wohnung vortrefflich aus, nur ließe sich darüber rechten, daß man die sixtinische Madonna und die Madonna von Holbein, jede in ein besonderes Gemach etwa wie Altarbilder aufgestellt hat.
... Auch die Sammlung der Gipsabgüsse ist unter Hettners feinsinniger Leitung kürzlich im Zwinger aufgestellt worden ...
In einigen Tagen verheiratet sich hier Fräulein Cosima Liszt mit dem Pianisten Hans von Bülow; sie wollen gleich nach der Hochzeit abreisen und denken einige Zeit in Zürich zuzubringen. Sollten Sie Ihnen dort irgendwo begegnen, so empfehle ich sie Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, 26. August 1857.] Sie haben mit Ihrem verehrten Herrn Onkel wieder einen rechten Bienenflug gemacht, und ich freue mich all dessen, was Sie erfreut hat. Was die sixtinische Madonna betrifft, so bin ich über die Einzelaufstellung derselben nicht Ihrer Ansicht. Das Bild ist trotz aller andern Gestirne so einzig und wunderbar in seiner Weise, daß ich, der es erst in seinem Eckſälchen und früher nie gesehen hat, mir es gar nicht unter andern Sachen denken kann. — Die Dresdner Gesellschaft scheint recht nichtsnutzig zu sein, denn Hettner und Auerbach sind nun auch gänzlich auseinander. Hettner beklagt sich, daß er sich zu all den belletristischen Größen nur dann gut stehe, wenn er immer mit Anzeigen und Rezensionen bereitstehe, was ihm auf die Dauer langweilig und unwürdig vorkäme.
Die letzten Wochen waren auch deutsche Freunde hier, mit denen ich in der Nähe herumzog und dabei selbst so schöne Winkel und Striche entdeckte, daß ich eines eigenen Reischens überhoben war. Um Zürich zu schätzen, müssen die Fremden wirklich einige Zeit hier weilen und sich recht herumführen lassen. Auch erscheinen öfters allerlei interessante Gesellen: so jüngst der Otto Müller [Romanschriftsteller] und der Hallesche Liederkompositeur Robert Franz, welche mich sehr anschwärmten, so daß ich ganz aufgeblasen wurde.
Das Bülowsche Ehepärchen wird bei Richard Wagner schon lang er-

wartet. Wenn ich etwa gnädigst zugezogen werde zu diesen Episödchen des Zukunftskultus, so werde ich ehrlich Ihr Lob der Cosima zu bestätigen trachten . . .

[Zürich, 25. November 1857.] In diesem Augenblicke fällt mir auch ein Tischrückerbüchlein von einem Rendanten Hornung in Berlin ein, welches ich käuflich an mich gebracht und mit gesperrten Augen gelesen habe. Bitte sagen Sie mir doch, was mit den Herren Generalen an der Sache ist, und ob dieselben wirklich daran glauben. Das Faktum jedoch, daß Heine in Berlin spuken muß, ist unbezahlbar; und man möchte sich die Haare ausraufen, daß er es nicht selbst mehr weiß und die klassische Geschichte besingen kann. Es wäre jedoch von Berlin zu erwarten gewesen, daß es seinen Heine ein wenig feiner und charakteristischer spuken ließe. [Das „Tischrückerbüchlein", worin von erfolgreichen Beschwörungen der „Seele" des im Jahr vorher zu Paris gestorbenen Dichters berichtet wird, heißt: „Heinrich Heine, der Unsterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenseits. Von dem Rendanten D. Hornung. Stuttgart 1857."]

Die vergnüglichste Tour machte ich vor vierzehn Tagen nach meinem Dorfe [Glattfelden], wo ich Gevatter stehen mußte. Ich ging, da es das herrlichste Frühlingswetter war, zu Fuß hinaus, und schon unterwegs fand ich in einem alten Städtchen, wo ich einkehrte, um ein Schöpplein zu trinken, ein junges Landbäschen vor, das da mit seinem Bräutigam Einkäufe für die Hochzeitkleider gemacht hatte. Ich setzte mich mit ihnen auf ihr Gefährt und fuhr vollends mit hinaus. Das Bäschen, welches in bloßen Armen war und in der Herbstdämmerung anfing zu frieren, zog meinen Überzieher an, und der Bräutigam sang himmlisch schön, während ich den Pack mit seinen und seiner Braut Hochzeitskleiderstoffen auf den Knien hielt, was mir auch warm gab. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag neben der Patin, einem wohlgezogenen Bauernmädchen, figurieren, das einfach schwarz gekleidet war in wollenem Zeug, aber mit einer schönen goldenen Kette. In der hellen freundlichen kleinen Kirche mußten wir am Taufstein zierliche Knixe machen und nachher beim Mahle von Mittag bis in die Nacht oben am Tische sitzen. Hier bemerkte ich etwas sehr Artiges.

Als nämlich die Gäste lustig wurden und begannen die üblichen Schwänke vorzutragen, wobei keiner zurückbleiben wollte, geschah es, daß der eine oder andere sich etwas ungeschickt anließ, übernahm oder gänzlich verunglückte. Nun war meine ländliche Nebenpatin die höchste Instanz am Tische, vermöge ihres Geschlechtes, ihres heutigen Amtes und ihres Ranges im Dorfe, denn ihr Papa hat zwanzig Kühe im Stall. So war es an ihr, mit dem Lachen über einen Schwank das Signal zu geben, und sie übte dieses Amt mit solcher Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, daß keiner um das rettende Gelächter kam. Nicht einen armen Teufel ließ sie stecken, und wenn man glaubte, der oder jener gar zu Plumpe fiele nun gewiß durch, so erhob sie doch noch rechtzeitig die wohllautende Stimme, als ob sie sich königlich amüsierte, und wir lachten alle aufs heiterste mit, wie wenn der feinste Witz gefallen wäre. Dergleichen habe ich nun in einem Salon noch nie gesehen. (Pardon!) All dies junge Volk waren in meiner früheren Zeit, wo ich auf dem Dorfe mich umtrieb, ganz kleine Kinderchen, die ich in der Wiege gesehen habe.

Ob ich diesen Winter nach Berlin komme, ist wieder ungewiß. Jüngst erhielt ich das närrische Anerbieten, als Sekretär des Kölnischen Kunstvereins nach Köln zu kommen mit 500 Taler Gehalt und einer täglichen Stunde Beschäftigung. Da ich spaßhafterweise mir den Anschein gab, als ob es mir nicht übel deuchte, entstand in Zürich ein Laufen, damit ich hier bliebe, und es wurde der alte Plan fertig gemacht und mir um die Kehle geschlungen, daß ich ein Professerlein werden solle, so gut es Gott geraten läßt. Obgleich ich nun selbst nichts weiß, so will ich es dennoch riskieren erstens, um während einiger Jahre den bürgerlichen Begriffen genug zu tun und mittels der Eselsbrücke von Amt und Einkommen über die kritische Zeit hinwegzugehen; und zweitens, weil ich durch die Studien, welche solche Sache erfordert, vor dem geistigen Einfrieren bewahrt werde und vor dem Versinken in ein vages Belletristentum. Ich werde jedoch nur wenig Stunden zu lesen haben und in der Wahl des Vorzutragenden ganz frei sein. Ich werde auch nie das Gleiche zweimal vorbringen, sondern mir einige Gegenstände ausarbeiten, und wenn diese abgespielt sind, mich

wieder bedanken, da ich inzwischen dann schon wieder ein anderes Terrain werde erobert haben. Denn als ein Schnurrpfeifer von Schulmeister möchte ich nicht sterben.

[Zürich, 1. Januar 1858.] Verehrtes Fräulein Asing! Ich sehe mich infolge der Neujahrsnacht dahin reduziert, Briefe zu schreiben. Das schlechte Kompliment wird faktisch sich dadurch aufheben, daß ich mit Ihnen anfange, indem ich zugleich um Nachsicht bitte. Allererst bringe ich Ihrem Herrn Onkel und Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche um Glück und Segen für das angetretene Jahr dar und mir selbst desgleichen, obgleich ich heute früh schon einen kleinen Gewitterschauer hatte, denn es ist eine alte abergläubische und heidnische Sitte bei mir, daß ich alle Neujahrsmorgen mit einer vehementen Heulerei beginnen muß; und ich weiß nicht, ob dies je aufhören wird ...

Nun bin ich doch in den 2. Januar gekommen. Unsere Straßen sind heute ganz mit geputzten Kindern bedeckt, welche von Mägden und Bedienten herumgeführt werden. Auf Neujahr geben nämlich die gelehrten, künstlerischen, militärischen, wohltätigen und andere Gesellschaften sogenannte Neujahrsstücke heraus, welche Biographien verdienter Mitbürger, lokalgeschichtliche Monographien und dergleichen enthalten, nebst Porträts und Kupfern aller Art, je nach dem Gebiet der Gesellschaft, zur Belehrung und Ergötzung der Jugend. Diese Hefte läßt man am 2. Januar durch die festlich geputzten Kinder aus den Gesellschaftslokalen abholen, wo einige wohlwollende, freundliche Herren sitzen und aus langen neuen Tonpfeifen Toback rauchen, der auf einem silbernen Teller liegt. Die Kinder überbringen, in ein Papier gewickelt, ein Geldgeschenk für die Gesellschaftskasse (die sämtlichen Päckchen tragen sie in einem niedlichen Körbchen) und erhalten dafür das Neujahrsstück, werden mit Tee, Muskateller und Konfekt bewirtet und dürfen die etwaigen Sammlungen und Raritäten der Gesellschaft besichtigen. So geht's von Haus zu Haus, und die geöffneten Heiligtümer der alten Stadt sind von einer jubelnden Kinderwelt angefüllt. Seit ein paar Jahrhunderten besteht der Brauch, da einige Gesellschaften ebenso alt sind, wie die Musikgesellschaft, die Gesellschaft der Stadtbibliothek und die Feuerwerkergesellschaft, welch

letztere in ihren Neujahrsstücken stets martialische Kriegsgegenstände abhandelt, zum Vergnügen der Knaben. Auch bekommen diese den alten Waffensaal zu sehen mit der ehrwürdigen Kriegsbeute aus den früheren Jahrhunderten, während auf dem Musiksaale die kleinen Mädchen kokett ein Morgenkonzert anhören und ihre Mütter nachahmen. Wer keine eigenen Kinder hat, beglückt fremde Kinder, die keine oder unvermögliche Eltern haben, mit der Sendung. Einzig die derbe Schützengesellschaft (vierhundert Jahre alt) ist so unliterarisch geblieben, daß sie statt Schrift und Bild ein Pack Kuchen verabreicht und überdies im Geruche steht, die Jungens mit kleinen Räuschen zu versehen, indem sie dieselben aus ihren alten Ehrenpokalen trinken läßt.

Ludmilla Assing an Gottfried Keller. [Berlin, 15. Dezember 1857.] Daß der alte General Pfuel und General Willisen mit an dem Hornungschen Unwesen teilgenommen, ist eine Tatsache, die sich leider nicht leugnen läßt. Bei unserm guten Pfuel war freilich die Hauptsache, das Ganze als einen pikanten Spaß lachend und dramatisch zu erzählen, während seine rege Phantasie ihn verleitete, auf der Grenzlinie zwischen Glauben und Unglauben hin und her zu schwanken. Einen gröberen Betrug, eine geistlosere Erfindung, einen ärgeren Blödsinn kann es aber schwerlich geben, als in diesen Hornungschen Sitzungen vorkamen ... Und Heines heller Geist muß dazu so albern gemißbraucht werden! ...

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, 21. April 1858.] Soeben habe ich mir mit einem Schluck heißer Bouillon die Zunge verbrannt. Es geht eben alles über mich! Vor einigen Wochen an einem städtischen Frühlingsfeste geriet ich um Mitternacht in einen großen Saal, wo eine Menge junger Männer, zum größten Teil kostümiert, zechten und tobten. Plötzlich spielt die Musik eine Mazurka; ein junges Bürschchen, in irgendeine Weibertracht gehüllt, fordert mich zum Tanz auf; ich lasse mich fortreißen, der ich niemals getanzt, und liege nach wenigen Sprüngen auf der Nase, und die ganze nachfolgende Gesellschaft purzelt auf einen Haufen über mich her. Als ich mich wieder hervorentwickelte, sah meine Nase

dergestalt aus, daß ich acht Tage ein Pflaster tragen und zu Hause bleiben mußte. Ich verlor darüber ein elegantes Konzert, welches eine Familie Wesendonck hier in ihrer Villa gab. Richard Wagner hatte eine Anzahl Musiker zusammengewürfelt und in kurzer Zeit so gut geschult, daß sie eine Auswahl Beethovenscher Sätze ganz vortrefflich sollen gespielt haben. Es waren einige dreißig Musici und etwa doppelt so viel eingeladene Gesellschaft, was für eine Privatgeschichte in Zürich ganz unerhört war. Ein Streichquartett war das höchste, was bisher vorkam. In öffentlichen Konzerten hat Clara Schumann mehrmals letzten Winter hier gespielt.

Gottfried Keller an Frau Lina Duncker. [Zürich, 23. Juni 1859.] Geehrte Frau Duncker! Ich habe heut mit Überraschung Ihren Brief vorgefunden und beeile mich, Ihnen zu berichten, daß ich zu Hause bin und noch in der alten Wohnung sitze, 156 an der Gemeindegasse in Hottingen, etwa zehn Minuten vom Mittelpunkt der Stadt ... Indessen ist es das Bequemste, Sie zeigen mir durch einen Lohnbedienten oder durch die Stadtpost Ihre Ankunft und den Gasthof an, so werde ich Sie unverweilt aufsuchen. Ich habe Ihnen nicht mehr geschrieben, weil Sie mir die Antwort auf meinen letzten Brief schuldig geblieben sind. Da die Erinnerung an Berlin, wo ich ein ziemlich anregung- und freudeleeres Leben geführt habe, angefangen hat bei mir zu verblassen, so werde ich auch weniger an meine Korrespondentenpflicht gemahnt als früher ...

Meine Wortbrüchigkeit wegen meiner Novellen macht mir nicht viel zu schaffen. Ich weiß, daß durch dieselbe niemand zu Schaden kommt, und kenne mich überdies selbst, was mir genügt. Wer in wichtigeren Dingen noch ehrlich und naiv zu sein vermag, darf sich in dergleichen Schnurrpfeifereien schon noch etwas erlauben. Man muß sich nur nicht darauf etwas zugut tun.

Die Novellen sind hauptsächlich stecken geblieben, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichten bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere und löblichere Dinge angeregt wurde.

Die Schweiz werden Sie schwerlich im besseren Sinne kennen lernen. Dazu gehört ein vernünftiges Mitleben an geeignetem Platze, wie es z. B. die Stahrs vor zwei Jahren gemacht haben. Die tolle hastige Touristenjagd auf der Heerstraße über die Berge, dieser schnatternde wilde Entenzug ohne Behagen und ohne Ruh, erregt bei den Festgesessenen, während man sich den Geldgewinn gefallen läßt, nur Gelächter. Denn man sieht es dem ganzen Haufen am Gesichte an, daß er das Land lediglich nach dem guten oder schlechten Wetter, nach den Gasthofrechnungen, nach den Kellnern und Schuhputzern, kurz nach Dingen beurteilt, welche sich überall gleich bleiben.
Ich bin von zwei bis vier Uhr nachmittags meistens in der Stadt, die übrige Zeit hingegen mit Ausnahme des späteren Abends, zu Hause und gewärtige also mit Vergnügen, Sie und Herrn Duncker wiederzusehen. Achtungsvoll Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, 22. Oktober 1858.] Verehrtes Fräulein! Auf eine mehr als ernste Weise sehe ich mich veranlaßt, endlich wieder von mir hören zu lassen: es ist das so unerwartet hereingebrochene und — jeder wird sagen — allzufrühe Hinscheiden Ihres hochverehrten und teuren Oheims, wovon die Nachricht mich dieser Tage ereilte, als ich beinah eher an meinen eigenen Tod gedacht hätte.
Erlauben Sie mir, Ihnen nur mit zwei Worten zu sagen, daß ich sogleich an Sie denken und Ihnen meine innigste Teilnahme zuwenden mußte. Sie erleiden einen Verlust, eine Trennung, mit welcher nicht leicht ein anderes Verhältnis sich vergleichen läßt. Der Hingeschiedene selbst ist um sein rasches leichtes Sterben, noch im hellen Abendscheine seines Daseins, eher zu beneiden als zu beklagen; mich dünkt, es entspricht seinem ganzen männlichen und doch so milden heitern Leben.
Ich bedauere sehr, daß ich ihn nicht mehr habe sehen können. Ich habe die Nachricht erst abends spät vernommen, da ich den ganzen Tag zu Hause gesessen hatte und keine Zeitung zu Gesicht bekam. Am Morgen darauf, als es noch dunkel war, wachte ich ungewohnter Weise beim Klange der Frühglocke auf und dachte gleich: also Varnhagen ist tot! Ich fühlte in dieser Morgenstille, welch ein Zeitabschnitt und

welche Welt mit ihm dahinging. Ich fühlte es um so tiefer, als der Verewigte beinahe der einzige große Zeuge jener Jahre war, mit welchem ich noch in einige freundliche Berührung kommen durfte. Ihnen, verehrtes Fräulein Assing, spreche ich noch den Dank aus, den ich dem freundlichen Wohlwollen des Seligen schuldig bin. Ich denke, Sie werden durch das Ereignis mehr in ein erneutes bedeutendes Leben, als in eine hilflose Trauer hingeführt werden, und so will ich getrost Sie den Eindrücken überlassen, welche das allgewaltige Schicksal allen Sterblichen zuteil werden läßt.

Als der vierundzwanzigjährige Prinz Louis Napoleon — ein Sohn der Hortense Beauharnais (Napoleon Bonapartes Stieftochter) und entweder des Königs von Holland Louis Bonaparte (Napoleon Bonapartes Bruder) oder des holländischen Admirals Grafen Verhuel sich unter dem Namen Napoleon III. 1852 mit der Versicherung „Das Kaisertum ist der Friede!" zum Kaiser der Franzosen aufgeworfen hatte, da hatte er genau so gut wie sein größerer Oheim als er sich zum Kaiser machte, gewußt, daß das Kaisertum den Krieg bedeuten müsse, wenn es sich halten wolle. Er begann dann auch alsbald in allen politischen Streitfragen und Verwicklungen sich als Vermittler oder Schiedsrichter aufzudrängen. Gemeinsam mit England vereitelte er zunächst durch den Krimkrieg (1854—1856) Rußlands Absichten auf die Türkei. In dem Konflikt zwischen Preußen und der Schweiz wegen des Kantons und ehemaligen Fürstentums Neuenburg (1857) trat er als Vermittler auf, dem keine der Parteien Dank wußte, dann bekriegte er gemeinsam mit England 1857—1860 China, um es zu zwingen, seine Häfen dem europäischen Handel zu öffnen und seine Bevölkerung durch die unbehinderte Einfuhr des ostindischen Opiums zugrunde richten zu lassen.
Mitten in dieser Unternehmung aber verlieh er einem der bedeutsamsten Entscheidungspunkte der europäischen Geschichte Worte, indem er beim Neujahrsempfang der fremden Diplomaten 1859 den österreichischen Gesandten Baron Hübner folgendermaßen anredete: „Ich bedaure es, daß die Beziehungen meiner Regierung zu der öster-

reichischen nicht mehr so gut sind wie früher, aber ich bitte Sie, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn sich nicht geändert haben." Schon die moralische Wirkung dieser Anrede auf Europa war ungeheuer. Am 3. Mai desselben Jahres sprach dann das französische Kriegsmanifest den Willen aus „Italien sich selbst wiederzugeben." Österreich verlor die Lombardei. Alle die Verwicklungen und Kriege bereiteten sich vor, unter deren letzten Ausläufern Europa heute zu leiden hat.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Hottingen, 9. Februar 1859.] Es ist wieder eine abscheulich barbarische und unheimliche Zeit, wo alles in Frage gestellt wird und die ganze Welt das Maul aufsperrt und an den tückischen Worten eines einzigen Mannes hängt, und dazu eines Abenteurers. Es scheint, die Herrschaften können sich immer noch nicht dazu entschließen, nobel und entschlossen zu sein zur rechten Stunde, um sich nachheriges Elend zu ersparen. Ich bin sehr ärgerlich über diese Geschichten und fange an zu fühlen, wie das Unsichere der öffentlichen Welt auch den Einzelnen und Verborgenen beunruhigt und hindert. Sonst bin ich jetzt in einen ziemlichen Fleiß eingewöhnt und hoffe, nicht sobald wieder daraus hinauszugeraten ... Außer den Dunckerschen Novellen wird auch ein zweiter und dritter Band „Leute von Seldwyla" bald fertig sein. Ein Gedicht „Der Apotheker von Chamouny" ist auch früher gemacht worden und wird eben verschachert ...

Man ist im Süden sehr begierig, ob Preußen nicht den Franzosen ein Halt zurufen und den Frieden erzwingen wird. Das ganze deutsche Volk würde ja hinter ihm stehen und auch noch andere Leute. Aber wahrscheinlich wird man das Pferd abermals beim Schwanz aufzäumen ...

[Zürich, 30. November 1859.] Aus dem Datum Ihres Briefchens sehe ich, daß Sie am 10. November nicht sehr festtäglich gelebt, da Sie Briefe geschrieben und Pakete versandt haben. Wir in Zürich haben von unserer Schillerfeier einen lustigen Nachgeschmack. Professor Vischer hielt nämlich eine sehr schöne Festrede, und Herwegh sprach einen schönen Prolog. Nun sind beide Herren uralte Feinde, die sich

auf tausend Schritte ausweichen, um so mehr fühlen sie sich geniert, seit dem Tage immer zusammen genannt zu werden. Jeder hat seinen Anhang oder Chor, wie die Brüder in der „Braut von Messina": Herwegh wildere, rötliche Demokraten, Vischer hingegen gesetzte Gothaer und ernste ordentliche Professoren. [„Gothaer", die Mitglieder der Mehrheitspartei der ehemaligen Deutschen Nationalversammlung, des Frankfurter Parlaments, und alle, die sich ihnen angeschlossen hatten, um eine bundesstaatliche Verfassung in konstitutionellen Formen und mit einem preußischen Erbkaisertum zu erstreben.] Rühmt man nun bei Herweghs Gefolge die Vischersche Festrede, so riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Vischers würdigem Kreise der Graubärte den Herweghsprolog, so ruft man ein grollendes mürrisches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten sich still und straff und stehen nur schweigend an der Spitze ihrer Reisigen, ohne daß der helle Stern des 10. November sie zu versöhnen vermag.

Im Herbst 1859 beginnt zwischen Gottfried Keller und Paul Heyse ein Briefwechsel, der sich durch drei Jahrzehnte hinzieht. Heyse, elf Jahre jünger als Keller, Berliner, Philologensohn und -enkel, hatte und hat materielle Not nie kennengelernt. Auf Geibels Anregung hatte der König Maximilian II. ihn 1854 in seinen Münchner Dichterkreis berufen. Er war mit einer Tochter des Berliner Kunsthistorikers und Dichters („An der Saale hellem Strande") Franz Kugler verheiratet, die 1862 starb. 1867 heiratete er eine Münchnerin. Er war ein kluger, guter, liebenswürdiger Mensch von vornehmer Gesinnung. Als Dichter vielleicht allzu fleißig, wird er heute unterschätzt: einzelne seiner vielen Novellen sind vollendete Kunstwerke und gehören zu den allerbesten unseres Schrifttums. 1910 wurde er vom Prinzregenten geadelt. 1911 erhielt er den Nobelpreis. Am 2. April 1914 ist er gestorben. — Auf seiner zweiten Schweizerreise hatte der siebenundzwanzigjährige Paul Heyse am 4. Juli 1857 Keller in Zürich aufgesucht. Kellers Biograph Ermatinger erzählt, Jakob Burckhardt habe die Bekanntschaft vermittelt und läßt sich von Professor Geiser, der

mit Keller befreundet war, folgende Anekdote mitteilen: „Man hatte auf dem Muggenbühl gekneipt, und Burckhardt und Keller hatten Heyse nachts ins ‚Schwert' begleitet, wo er wohnte. Unter der Tür erklärte Heyse, er könne nicht anders, er müsse Keller einen Kuß geben. Es sei gewesen, erzählte Keller später Professor Geiser, wie wenn ein Jüngferchen ihn geküßt." — Burckhardt nimmt von Heyses Besuch in Zürich mit folgenden an Franz Kugler gerichteten Briefzeilen Notiz: „Der Tag, welchen Paul mir hier schenkte, war überaus erfreulich; er hätte nur länger bleiben oder wiederkommen sollen. Gottfried Keller, der sonst sehr schwer zu inflammieren ist, spricht von ihm mit Begeisterung", und bekräftigt später Heyse gegenüber den Eindruck, den dieser auf Keller gemacht, mit der Wendung: er habe ihm sehr eingeleuchtet. (Erich Petzet, Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse.)

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 3. November 1859.] Lieber Freund! Professor Vischer hat mir Ihr neues Novellenbuch freundlich überbracht und mir gleich meinen Namen vorgewiesen, mit welchem Sie Ihr gutes Werk verunziert haben in anmutiger Laune des Wohlwollens.

Es ist mir schon mehrmals geschehen, daß ich mich ärgerte über Leute, welche diesem oder jenem Begabten nachrühmten, er sei zugleich auch von freundlicher und guter Gemütsart und frei von aller Abgunst; denn ich fand jederzeit, daß die Leute, die etwas Rechtes können, selbstverständlich auch sonst ordentliche Menschen seien, weil sie den Grund eines reinen Glückes in sich tragen. Und nun wundere ich mich doch selbst über Ihr gutes Herz, wenigstens insofern ich einen Pfeil desselben auf mich gerichtet sehe, ohne mir sagen zu können, mit was ich denselben mir zugezogen. Nun, ich danke Ihnen für den schönen Gruß und werde meinen Dank mit Werkheiligkeit dadurch betätigen, daß ich beim Verfertigen meiner eigenen Siebensachen recht fleißig an Sie denke, was freilich wieder nur mein eigener Vorteil ist . . .

Der Schiller macht uns hier ordentlich Kummer, weil das Heer der Philister sich in zwei Lager geschieden hat, in einen feindlichen Muckerhaufen und einen hohlen Enthusiastenhaufen, der durch übertriebene

und unzweckmäßige Forderungen dem ersten in die Hände arbeitet, so daß wir „Committierte", welche das Schifflein der Schillerfeier ehrenhalber durchschleppen müssen, den Tag verwünschen, wo wir es bestiegen. Glücklicherweise hat das Schifflein eine gute Kajütenschenke, d. h. wir halten die Sitzungen in einem Wirtshause, wo wir einen trüblich karneolfarbigen Weinmost trinken, alle Tage frisch vom Lande hereinkommend.

Burckhardt hat uns, wie Sie wissen, böslich verlassen und schickt nur zuweilen einen Gruß. Ich hätte fast Lust, ihm ein recht mutwilliges und frivoles Buch zu dedizieren, um ihm in seinem frommen Basel eine rechte Unannehmlichkeit zu bereiten, mit einer Anrede, in welcher von nichts als den Wirtshäusern in der Umgebung Zürichs die Rede ist und etwa noch von einigen fingierten Schenkmädchen. Allein er dauert mich doch zu sehr . . .

An Gottfried Keller von Ferdinand Freiligrath. [London, 22. November 1859.] Lieber Keller, einen herzlichen Gruß durch die liebenswürdige Bringerin, Fräulein Mathilde Blind von hier! Möge ihre Fürsprache Deinen Zorn entwaffnen, wenn Du meinem langen Schweigen wirklich zürnen solltest! Wir stummen auch: ich folge Deinem Gange mit dem treusten und liebevollsten Anteil und habe erst kürzlich noch mit Freude und Bewunderung Deinen trefflichen Schillerprolog gelesen. Also Gruß und Glückauf! mein teurer Freund. Auch meine Frau grüßt Dich aufs allerschönste. Ohne Wandel Dein F. Freiligrath. [Freiligrath lebte um diese Zeit als Direktor der Schweizer Bank in London. Mathilde Blind war eine Tochter des demokratischen Schriftstellers Karl Blind aus Mannheim, dessen Stiefsohn Ferdinand Cohen-Blind im Mai 1866 zu Berlin Unter den Linden ein Attentat auf Bismarck unternahm.]

[London, 8. März 1860,] Lieber Keller, darf ich noch einmal an die Tür Deines Poetenstübchens pochen? Der Überbringer ist Herr Adolf Gras aus Graubünden, Sohn eines Architekten, Neffe eines Bildhauers und selbst, damit die Kunst in seiner Familie nach allen Richtungen hin vertreten sei, talentvoller junger Maler. Er wagt jetzt den ersten selbständigen Flug vom Flüchtlingsherde seines Vaters in die

Welt hinaus. Er möchte Porträts malen, zunächst in Zürich, und mein Freund, sein Oheim (derselbe, dem wir hier am 10. November unsre herrliche Schillerbüste verdankten) bittet mich, ihn mit irgendwelchen Empfehlungen in Eure Seestadt auszurüsten. Und so komm ich denn wieder zu Dir. Du kennst die Pfade der Grünen Heinriche, Du bist selbst auf ihnen gegangen. Du weißt am besten, welcher Rat hier zu geben ist. Daß Du ihn meinem Empfohlenen freundlich geben wollest, darum bitte ich Dich recht herzlich und danke Dir im voraus für alle Güte, die Du ihm erweisen wirst.

Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath. [März 1860.]

Lieber Freund! Ich habe dieser Tage einen Anlauf genommen, einiger alter Freundschaft mit papierenen Stützen beizuspringen und ein paar Briefe angefangen, deren glückliche Beendigung und Absendung die Sterne in Obhut nehmen mögen, denn ich als Mensch bin fortwährend schwach und unbeträchtlich in Ausführung meiner Absichten.

Ich danke Dir für Deine freundlichen Zeilen und die Grüße, auch für diejenigen der Frau Freiligrath und besonders auch für die elegante Postanstalt, welche alles überbrachte und mich in meinen unwirtlichen vier Wänden in Verwirrung setzte. Es hat sich aber ein tragisches Verhältnis daraus entwickelt. Da ich vergaß zu fragen, ob Fräulein Blind überhaupt in Zürich bleibe und bei wem sie wohne, so wurde ein zierlicher Gegenbesuch verzögert und zuletzt, wie man denn so ist, ganz aufgegeben. Meine Kurzsichtigkeit ferner veranlaßt, daß ich auf der Straße, wenn die Schöne darauf wandelt, unsicher und oft verspätet im Grüßen bin, daher ein ungnädiges Wegblicken derselben und eine nicht mehr zu versöhnende bedenkliche Spannung. Indessen spielt das Fräulein, wie ich höre, in der deutschen Gesellschaft eine imposante Rolle und wird besonders vom alten Sempergottfried angebetet, so daß sie für den Kellergottfried übermäßig entschädigt ist.

Jetzt aber zu der Hauptsache, wegen der ich eigentlich und endlich die Feder ergreife, nämlich nicht etwa, um Dich als schweizerischen Bankmagnaten anzupumpen, sondern um von dem unerwarteten Abdefi-

lieren unseres armen Schulz zu reden. Er hat eine organische Wassersucht bekommen und konnte wörtlich nichts mehr genießen, so daß er still erloschen ist wie ein Lichtchen. Er hat es aber nicht gern getan und starb namentlich ungern vor Louis Napoleons Katastrophe, wenn er überhaupt eine bekommt. Frau Schulz war sehr betrübt. Sie hat ihn musterhaft gepflegt und ist jetzt vereinsamt, denn sie waren immer beisammen und spazierten nie ohneeinander in der Welt umher. Neulich traf sie ein anderes indirektes Unglück, indem die Werdmühle, das Haus und Etablissement der Bodmerschen Familie, abgebrannt ist ...

Schulz war immer der gleiche und von unverlierbarer Freundlichkeit. Vor einigen Jahren, als er eine Streitschrift gegen Vogt in Sachen des Materialismus geschrieben, die mir nicht gefiel, führte ich mich in seinem Hause schlecht auf mit Schimpfen und Tadeln und wurde so saugrob, daß die Frau Schulz sogar einige Tränchen vergoß vor Zorn. Nun gab es einige Wochen des Schmollens, allein wer zuerst wieder zu mir kam, war der gute alte Schulz, so daß die feurigen Kohlen mir fast ein Loch durch den Schädel brannten ... Schulz' einziger Fehler war seine Sucht, immer etwas machinieren und intrigieren zu wollen, und er hatte immer tausend kleine Aufträge und Anliegen in Sachen der Politik, besonders der Militärpolitik. Natürlich gehört diese Beharrlichkeit zu einem tugendhaften Streben, nur muß man nicht soviel vom persönlichen unmittelbaren Eingreifen und Einwirken auf andere hoffen ... Was der Mensch doch für ein Scheusal ist! Wenn man dieses briefliche Totengericht mit dem Nekrolog vergliche, den ich in eine Zeitung schrieb, so würde man vor Schreck erstarren über diese Mannigfaltigkeit der Auffassungen.

Spuken tut Schulz bis dato noch nicht, wenigstens nicht in der Hottinger Gegend. Vielleicht spukt er in Darmstadt. Es nimmt mich wunder, ob es ihn wunder genommen hat, nicht wieder zu erwachen oder ob er sein Selbstbewußtsein glücklich wieder eingefangen hat. Aber wenn er mir unsichtbar jetzt in den Brief guckt und kein Leibliches mehr hat, so kann er ja nicht einmal lachen. Möge es ihm wohl ergehen in der Ewigkeit und uns in der Zeitlichkeit.

Deinen brillanten antiken Schillergesang

[22. April.] Soweit hatte ich vor circa vier Wochen geschrieben, als ich richtig stecken blieb. Ich fahre fort: habe ich aufrichtig bewundert. Der für die Amerikaner gefiel mir nicht ganz so gut wie der Londoner. Dieser ist aber wieder aus dem bekannten F. F. Mein Prologelchen ist leider sehr hausbacken ausgefallen. Die Schauspieler hatten gewünscht, ungereimte Jamben zu bekommen, während ich nachher zu meinem Schrecken gewahrte, daß alle Welt in den künstlichsten gereimten Formen sang ...

Inzwischen habe ich auch Deinen neulichen Brief durch Herrn Graß, Vater, aus St. Gallen erhalten, mit der Frage, ob er mit dem Sohne, der dort malt, auch nach Zürich kommen soll? Das ist nun schwierig zu beantworten. Ich lebe so zurückgezogen und entfernt von allen Wohlhabenden und Bankiers, die sich heutzutage noch in Öl malen lassen, daß ich der ungeeignetste Mensch von der Welt bin, einem Künstler Kunden zu verschaffen. Alles, was ich tun kann, ist, den jungen Mann bei Ausstellung seiner Proben und mit Zeitungsartikeln an die Hand zu gehen, und indem ich ihn da oder dort anrühme (wenn er wirklich was kann), so vor mich hin in den Bart murmelnd, damit die Leute glauben, es sei mir geheimnisvoll und ernst zumute.

Wir sind jetzt in großer Schwulität mit der Kanaille zu Paris. Es ist leider kaum zu zweifeln, daß er unser Gebiet wird beschneiden wollen. Das Schweizervolk ist durchaus der naiven Meinung, sich mit den Franzosen zu schlagen, wenn es so weit kommt; und es kann der Schweiz eine schöne und ehrenvolle Aufgabe gestellt sein. Die größte Gefahr ist nur, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Arglist und Katzentücke die Dinge so verwirren und abhetzen, daß der rechte Moment verhunzt wird ... Mag übrigens kommen, was da will: Glück und Segen wird dem Bonaparte aus diesem Handel in keinem Fall erwachsen. Schwerlich würde er die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz lange überleben.

Dieser Tage werde ich endlich ein Gedicht wegschicken, das mir seit sieben Jahren herumliegt. Es ist in ungereimten Trochäen etwa acht bis neun Bogen lang und hat den Titel „Der Apotheker von Chamouny". Es ist eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und

Poliſſonerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität geſpickt, für uns Deutſche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv ſein ſollen, ohne deswegen Eſel zu ſein. Es iſt nun aber keine metriſche Rezenſion, ſondern eine wirkliche Romanze, allenthalben plaſtiſch. Dennoch bin ich tragiſch geſtellt, indem ich die Verſpätung und Unzeitgemäßheit wohl fühle, aber zu bettelhaft bin, um fertige Manuſkripte ungedruckt liegen laſſen zu können. O Tugend der Entſagung und der Selbſtentäußerung, wo biſt du hingegangen? Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anſtatt ſie zu bezahlen, ſo würde ich das verfluchte Gedicht mit tauſend Freuden verbrennen. So aber muß ich es mit ſehenden Augen ins Unglück ſenden; ich weiß nicht einmal, ob das Ganze nicht eine Trivialität und Dummheit iſt!

Ferner wird nächſtens fertig die Fortſetzung der „Leute von Seldwyla" und zwei Bändchen Novellen mit dem Titel „Die Galatea". Einer lieſt Logaus Diſtichon: „Wie willſt du weiße Lilien zu roten Roſen machen? Küß eine weiße Galathee, ſie wird errötend lachen!" und reiſt aus, das Ding zu probieren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In dieſen Novellen ſind unter anderen ſieben chriſtliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendenſammlung von Koſegarten in einem läppiſch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutſchen Proteſtanten doppelt lächerlich) in Proſa und Verſen. Ich nahm ſieben oder acht Stück aus dem vergeſſenen Schmöker, fing ſie mit den ſüßlichen und heiligen Worten Koſegärtchens an und machte dann eine erotiſch-weltliche Hiſtorie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratsluſtigen iſt . . .

Gottfried Keller an Berthold Auerbach [der für ſeinen „Volkskalender auf das Jahr 1861" eine Erzählung erbeten hatte, „Das Fähnlein der ſieben Aufrechten"].

[Zürich, 7. Juni 1860.] Verehrteſter Arbeitgeber! Es will mit dem Abſchreiben doch nicht mehr vergnügt vonſtatten gehen, und ſo habe ich die mir vergönnte Galgenfriſt dennoch angeſtochen, wie ich ſchon manches Benefiz anſtach und noch anſtechen werde.

Hiermit erfolgt also das Opusculum, das freilich mehr eine Sittenschilderung als eine straffe Erzählung geworden ist . . .
Wenn Ihnen die Korrektur wirklich nicht zuviel Mühe macht, so ist es natürlich kürzer und zweckmäßiger, wenn Sie dieselbe gütigst besorgen wollen. Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben usf., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Fall Sie dadurch geniert sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgültig. Ich verfahre immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege, und werde es so lange so halten, bis man zu einer allgemein gültigen, klassisch abbrevierten Schreibart schreitet, etwa im Grimmschen Sinne. Ich sehe sehr oft während des Schreibens, daß ich ein Wort nicht schreibe, wie eine Seite vorher, aber ich kann es nicht über mich bringen, die verfluchten Buchstaben einzuflicken . . .

An Gottfried Keller von Berthold Auerbach. [Dresden, 21. Juni 1860.] Ich bade jetzt täglich in der Elbe; ich gehe manchmal ungern ins Wasser, aber wenn ich herauskomme, bin ich erfrischt und möchte jodeln wie vor dreißig und mehr Jahren. Heut habe ich nicht gebadet, ich war zu träge dazu; ich habe Ihre Erzählung angefangen und auf einen Zug ausgetrunken, und mir ist so wohl und frei zumute, als hätte ich in einem Schweizer See gebadet. Das ist gesunde frohe Strömung . . .

Gottfried Keller an Berthold Auerbach. [Zürich, 25. Juni 1860.] Der Eingang Ihres Briefes hat mir einen höllischen Schrecken eingejagt, denn ich glaubte, die Parabel von dem kalten Bad solle mich vorbereiten auf eine Unbrauchbarkeitserklärung, oder daß wenigstens vieles umgearbeitet werden müsse. Um so besser mundete mir dann Ihr freundliches Lob, welches ich cum grano salis [wörtlich „mit einem Körnchen Salz", in verständiger Auffassung, Einschränkung] eingenommen habe. Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlagen und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen

und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold, was glänzt. Dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie und so gehe es zu. Tut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Doch warum ich schreibe, ist, daß ich Sie bitten wollte, bei der Korrektur einen Namen abzuändern. Schaufelberger, der Schreiner, ist nämlich der einzige von den Kerls, den ich, weil mir der Name gefiel, kenntlich gemacht habe, da es zudem ein schnurriger Kerl ist, der nichts übelnimmt. Nun ist mir aber seither eingefallen, und verschiedene Anzeichen führten mich darauf, daß man aus diesem auf die anderen schließen dürfte und das Publikum der guten Stadt Zürich die Meinung bekommen könnte, ich sei ein Aufpasser und Pasquillant. Die liebenswürdigen und ehrenhaften Charaktere schlecken sie ganz friedlich hinein und finden alles ganz in der Ordnung, wenn sie auch nicht so gut sind; das weniger Liebliche aber wird mit Feindseligkeit und peinlicher Nachforschung gedeutet . . .

[11. Juli 1860.] Das Volk ist doch immer produktiv und gedankenreich, wenn einmal der Weg eingeschlagen ist, es birgt alle Ideen in seinem Schoße. Vor zwei Jahren hatten wir das eidgenössische Sängerfest in Zürich, mit kostspieligen architektonischen Einrichtungen, und es hieß, die Fortsetzung in diesem Stile sei unmöglich für kleinere Orte. Trotzdem übernahm Olten, ein kleines Städtchen im Kanton Solothurn, das Fest, welches gestern und heute dort gefeiert wird. Wie halfen sie sich nun? Statt eine kostbare Architektur zu errichten,

stülpten sie über die Festhütte ein riesiges Strohdach, brachten Taubenschläge mit jungen Taubenflügen an und stellten lebendige Bienenkörbe über die Türen, alles Dinge, die nichts kosten und einen prächtigen symbolischen Spaß abgaben, so daß die geübten Arrangeurs und Festtapezierer der größeren Städte ganz verblüfft sind.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [9. November 1860.] Ich habe letzthin auch politisiert, indem ich mich in eine Wahlbewegung hinein verführen ließ, um einige schlaffe und kriegsscheue Gesellen aus dem Nationalrat hinauszuwählen. Ich hatte den Manifestschreiber dabei gemacht und mir dadurch das „Bedauern" der Hochmächtigen zugezogen. Das Bedauern ärgerte mich und ich verwandelte es durch eine Reihe von Zeitungsartikeln in etwas Solideres, nämlich in Haß und Zorn, der sich wohl wieder legen wird. Indessen habe ich bei dem kleinen Strauße einige gute Erfahrungen und Beobachtungen für mein Handwerk gemacht, sowie einige angenehme Reisen an schönen Herbsttagen, um mit den Wählern anderer Orte zusammenzutreffen . . .

[Himmelfahrtstag 1861.] Indessen danke ich Ihnen doppelt für Ihre neue Zusendung und Vermehrung meiner Freundschaftsbibliothek. Die Briefe Rahel/Veit sind mir sehr interessant und kurzweilig, obgleich mich die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, im Denken, Wissen usw. schockiert. Ich glaube diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn oder scharfsinniger Tugendhaftigkeit, so breit ausgehängt, ist jüdisch und hat die gleiche Quelle, wie bei den ordinären Juden der Luxus mit Schmuck und schreienden Farben. Wobei natürlich anerkannt werden muß, daß, wie diese letzten das Geld, so die ersteren den nötigen Geist zu ihrem Luxus haben, aber „bon ton" ist's nicht, um mit den jungen Leutchen zu sprechen.

Während der Staatsschreiberschaft

Was Gottfried Keller bisher geschrieben hatte, reichte völlig aus, ihm die Unsterblichkeit zu sichern, nicht nur im Sinne des Literarhistorikers, sondern auch in dem höheren: er hatte Werte geschaffen, die erst mit

der deutschen Seele selber untergehen können. Aber es reichte keineswegs aus, ihm die seinen Jahren angemessene wirtschaftliche Selbständigkeit zu gewährleisten. Und da sein dichterisches Schaffen im höchsten Maße von der Stimmung abhängig war und blieb, so daß alles Angefangene stets nur mit vielen und langen Unterbrechungen zu Ende geführt werden konnte, hatte er keine Aussicht, jemals von seiner Muse leben zu können. Auch dem Gelegenheitsschriftsteller in ihm eignete die Abhängigkeit von der Stimmung und mangelte die Beharrlichkeit und der Fleiß. Gottfried Keller war jetzt über vierzig Jahre alt und hatte noch nicht gelernt, ohne äußeren Zwang auf irgendeinem Gebiete regelmäßig und anhaltend zu arbeiten. Immer noch war er auf die Unterstützung von Mutter und Schwester mit angewiesen, immer noch in Gefahr, als Dichter steckenzubleiben und als Mensch zu verbummeln.

Dabei war er ein Mann von umfassendem Wissen, raschem Kombinationsvermögen, scharfem Denken, klarem und aufrechtem Urteil, strengster Rechtlichkeit, vornehmer Gesinnung, warmer Liebe zum Vaterlande und zur Heimat, voll tiefen Verständnisses für alle politischen und bürgerlichen Dinge. Daß er auch ein übereifriger Wirtshausgänger und Nachtschwärmer war, ließ sich nicht leugnen, und nicht ganz mit Unrecht galt er für einen Polterer und Krakehler. Das aber anerkannten alle, daß Gottfried Keller auch als Dichter stets den schweizerischen Gedanken vertreten, daß er die vaterländischen Feste mit Liedern geschmückt und daß er erst im November 1859 bei der Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers die Gefühle der Schweiz für den Dichter des Tell in einem gedankenschweren Festprolog ganz meisterhaft zum Ausdruck gebracht hatte.

Es gereicht der Züricher Regierung zu hohem Ruhme, daß sie diesem Manne jetzt über die Schranken der politischen Parteieinstellung und aller persönlichen Einwendungen hinweg zum zweiten Male die helfende Hand bot, um seine wirtschaftliche Existenz zu sichern. Sie tat es, indem sie ihm nahelegte, sich um den erledigten Posten des Ersten Staatsschreibers zu bewerben, eines der bestbesoldeten Staatsämter. Nicht ungenannt soll der Vater dieses Gedankens bleiben, es war der

Finanzdirektor Franz Hagenbuch, der mit diesem Plan zunächst auf begreiflichen Widerstand stieß, schließlich aber erreichte, daß Gottfried Keller mit fünf gegen drei Stimmen gewählt wurde, nachdem er sich mit einigen gleichmütigen Zeilen, ohne an den Erfolg zu glauben, beworben hatte.

Nun war seine Geldnot für immer zu Ende. Und in freudigem Stolz bezogen die vierundsiebzigjährige Mutter und die neununddreißigjährige Schwester Regula mit ihm die stattliche Amtswohnung im alten Staatskanzleigebäude, dem „Steinhaus".

Der Amtsantritt am 23. September 1861 vollzog sich nicht so glatt. Kellers Biograph Jakob Baechtold berichtet, was ihm der Dichter später hiervon erzählt hat: „Den Abend vorher war Keller in eine große Gesellschaft nach dem ‚Schwan' am Mühlebach eingeladen. Er fand da viel extravagantes Volk versammelt. Der große sozialistische Agitator Ferdinand Lassalle war der Gefeierte. An seiner Seite erschien seine Freundin, die Gräfin Hatzfeld, in roter Bluse und weißer Krinoline. Herwegh, der einige Wochen später einen Ruf an die Universität Neapel erhielt, seine Frau und sein Sohn u. a. waren anwesend. Oberst Rüstow trug als Garibaldianer ebenfalls die rote Bluse. Auf dem Sofa lag eine russische Nihilistin, der die Herren eifrig den Hof machten. Ludmilla Assing, die sich gerade in Zürich aufhielt, sollte den neuen Herrn Staatsschreiber unter ihre Fittiche nehmen. Nach dem Tee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Havannazigarren rauchten. Keller fühlte sich aufs äußerste angewidert, verhielt sich indessen stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Lassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrücker in schauspielerischer Weise zum besten gab und eben seinen Hokuspokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um ihn einzuschläfern, da fuhr Gottfried Keller wütend auf, schrie: ‚Jetzt ist mir's zu dick, Ihr Lumpenpack, ihr Gauner!', ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Lassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der agressive Unhold wurde an die frische

Luft gesetzt. Um acht Uhr morgens hätte Keller in der Kanzlei antreten sollen. Um zehn Uhr war er noch nicht da, der nächtliche Vorfall dagegen bereits ruchbar geworden. Da eilte Regierungsrat Hagenbuch nach der Wohnung seines Schützlings, den Schläfer zu wecken. Ein ernstlicher Verweis wurde dem Säumigen nicht erspart. Es war der erste und blieb der letzte, den der Staatsschreiber entgegenzunehmen hatte. Seitdem war er die Pünktlichkeit und Pflichttreue selbst. Lasalle zeigte sich versöhnlich."

Die Zeitungen über Gottfried Kellers Wahl zum Staatsschreiber.

Eidgenössische Zeitung vom 17. September: „Die Wahl hat ungeachtet der ausgezeichneten anderweitigen Vorzüge des Gewählten allgemein ein staunendes Kopfschütteln erregt. In den Augen der Politiker ist weniger der Übertritt des Herrn Keller in den Staatsdienst, als der Beginn einer politischen Karriere dieses Mannes von Bedeutung."

Neue Zürcher Zeitung vom 21. September: „Eine prinzipielle Bedeutung hätte die Wahl gehabt, wenn sie mit Rücksicht auf die oppositionelle Stellung des Gewählten getroffen worden wäre. Eine solche Spekulation, deren Moralität wir hier nicht näher bezeichnen wollen, hielten wir aber nicht nur unter der Würde der Regierung, sondern gemäß deren Zusammensetzung gar nicht für möglich. Herr Keller wurde nicht parce que [weil], sondern quoique [obwohl] gewählt; einzelne seiner Landsleute hat es schon lange gedrückt, daß ein so schönes Talent im eigenen Vaterland sich nicht Bahn brechen konnte, und dieses Gefühl hat sehr wahrscheinlich einen großen Einfluß auf die Wahl geübt."

Zürcherische Freitagszeitung vom 20. September: „Am Vorabende vor dem Bettag hat unsere Regierung noch einen Geniestreich begangen, wegen dessen gewiß viele sich veranlaßt gesehen haben werden, am Bettag selbst noch extra für sie in der Kirche zu beten. Sie wählte zu ihrem ersten Staatsschreiber den Dichter Gottfried Keller. Ein unverständiges Volk nahm diese Wahl mit kopfschüttelndem Bedenken auf und wollte kaum daran glauben, setzte sich dann aber leicht

über das Seltsame derselben hinweg, sich damit beruhigend, daß es am Ende Sache der Regierung sei, was sie für einen Staatsschreiber haben wolle und brauchen könne.

Auf viele andere macht aber diese Wahl einen tief entmutigenden und schwer demoralisierenden Eindruck. Wir möchten Herrn Keller nicht kränken, und werden uns von Herzen freuen, wenn die öffentliche Meinung über seine Befähigung zu der Stelle eines Staatsschreibers sich vollständig als irrig erweisen wird ... Herr Gottfried Keller ist dem Volke des Kantons Zürich weniger von seinen guten Seiten bekannt ...

Immerhin wissen die, welche so gern der Regierung sowohl als Herrn Gottfried Keller die ihnen gebührende Achtung nicht vorenthalten wollen, nicht recht, wie sie es reimen müssen, daß die Regierungsmänner einen ihrer Verhöhner, der zudem gar durch keine geleisteten Beweise sich als befähigt auswies, berechtigten und befähigten Anhängern vorzogen, und wie sie es reimen müssen, daß der Odysseus, nachdem er die Phäaken zuerst recht lächerlich gemacht, sein Ithaka nun so gänzlich vergessen kann, um bei den Phäaken als Staatsschreiber Dienste zu nehmen. Das reimt sich mit der politischen Moral nur schwer."

Der Landbote vom 24. September: „Welcher Sturm braust durch den athenienſischen Eichenhain! Zornig schreien die Eulen und durchtoben die Wipfel. Doch kein Blatt regt sich darob; ruhig schläft die Birke, ruhig das Volk. Daß ein Dichter Staatsschreiber wird, regt sie nicht auf; mögen die Eulen schreien ...

Wie, für die Schildhalter der zürcherischen Politik soll man beten, weil sie einen Geniestreich, zu deutsch eine Dummheit gemacht ...

Was ist denn ein Dichter? Etwa nur der Duft von einer Blume, das Bukett des Weines, der Gesang eines Vogels, das Rauschen des Waldes, das Brausen des Windes? Ist ein Dichter nicht etwas Handgreifliches und Reales wie ihr? ... Ist der Dichter Keller umsonst vierzig Jahr alt geworden, umsonst in München, Heidelberg, Berlin usw. gewesen? Hat er umsonst studiert, weil er nicht gerade Jurisprudenz studierte? Reißt die Tempel der allgemeinen Bildung ein, wenn für Spezielles

auch nur Spezialstudien genügen! Fort mit dem Namen Athen, denn die Athener machten ihre Dichter sogar zu Feldherren! ...
Und weil Keller zur Opposition gehört, soll entweder er oder die Regierung ihre Grundsätze verleugnen? ...
Das Werk lobt den Meister und ein Narr schimpft die Suppe versalzen, bevor sie gekocht ist. Laßt den alten Gottfried an der Sonne, und seid ferner zufrieden mit eurem Handel und eurer Industrie! ..."
Zürcherische Freitagszeitung vom 1. November: „Die Freitagszeitung hat seiner Zeit die Wahl des Herrn Keller zum Ersten Staatsschreiber nicht gar freundlich beurteilt; die Ehrenhaftigkeit verlangt daher von uns, daß wir öffentlich es aussprechen, daß die allgemeine Meinung sich in Gottfried Keller gar gewaltig getäuscht hat; nach allem, was man hört, ist er jetzt schon seinem Posten ordentlich gewachsen, und wenn er so fortfährt, dürfte aus ihm noch einer der tüchtigsten Staatsschreiber werden, den Zürich je besessen hat — das ist die Kraft des Genies, welche wir nichtgeniale Menschenkinder in Berechnung zu ziehen vergaßen, als wir die Wahl Gottfried Kellers zu tadeln uns herausnahmen ..."
Die Tätigkeit des Ersten Staatsschreibers — bis 1871 gab es noch einen zweiten — war vielseitig und anstrengend. Er hatte die Sitzungsprotokolle der Regierung zu führen, den Beschlüssen und Erlassen die endgültige Form zu geben, den Verkehr mit den Regierungen der andern Kantone und mit dem Bundesrat zu unterhalten, die Bettagsmandate — Kundgebungen der Regierung, die von den Kanzeln verlesen wurden — zu verfassen oder zu redigieren und täglich eine Menge von Pässen und Heimatscheinen mit seiner Unterschrift zu versehen. Die Arbeit erforderte täglich acht bis zehn Stunden und ermöglichte in den ersten zehn Jahren keinen Urlaub. Auch zum Briefschreiben ließ sie wenig Zeit.

Gottfried Keller an Berthold Auerbach. [Zürich, 6. Juni 1862.] Lieber Herr und Freund! Ich kann mich nicht entschließen, die Erzählung [„Verschiedene Freiheitskämpfer" für Auerbachs Volkskalender] umgehend übers Knie zu brechen, muß vielmehr, wie ich mir vorgenommen, noch die beiden Pfingsttage, an welchen ich gänzliche

Ruhe habe — mit Ausnahme der täglichen Besprechung mit dem Regierungspräsidenten, welche auch an Sonntagen fortläuft —, zum Schluß verwenden. Das vertrackte Geschäftsleben ist so genaturt, daß es einen immer mit unerwarteten Güssen überfällt, so daß man nach der früher gehabten und mißbrauchten Muße zurückschnappt. Wir wollen den Zauberbesen aber mit der Zeit schon bändigen ...

Der Kanton war von innerpolitischem Kampf erfüllt. Aus der liberalen Partei sonderte sich eine neue aus, die demokratische, und verlangte vermehrte Volksrechte. Im Frühjahr 1869 wurde die neue Verfassung sanktioniert, die die unmittelbaren Rechte des Volkes beträchtlich erweiterte. Keller erwartete seinen Abschied, erhielt ihn aber nicht. Inzwischen hatten ihn in diesen politisch erregten Jahren zwei persönliche Erlebnisse aufs Schwerste getroffen.

Am 5. Februar 1864 spät abends, während er wie gewöhnlich im Wirtshaus saß, starb Gottfried Kellers Mutter. Als er nach Hause kam, war sie tot. Das blieb ihm eine der bittersten Erinnerungen. Nun war sein häusliches Leben ganz auf seine Schwester Regula angewiesen.

Zwei Jahre später verlobte sich der Siebenundvierzigjährige mit einer Dreiundzwanzigjährigen. Luise Scheidegger war die Tochter eines verstorbenen Landarztes. Auch ihre Mutter lebte nicht mehr. Keller hatte sie im Hause eines Freundes, der ihr Oheim war, kennen gelernt. Nur zögernd hatte sie ihm ihr Jawort gegeben. Was sie von seinem ungebändigten Wesen, von seinem ausgedehnten Wirtshausleben gehört, hatte sie erschreckt, hielt sie ihm innerlich fern, fuhr fort sie zu bedrücken. Als sie im Sommer 1866 bei Verwandten in Herzogenbuchsee weilte, hat sie in einem Anfall von Schwermut in einem Gartenteich den Tod gesucht. In Gottfried Kellers Nachlaß fand man die folgenden vom 8. August 1866 datierten Verse:

Du wolltest ruhen, und ich störe dich,
ich störe deine Ruhe, süße Tote,
ich wecke dich im kühlen Morgenrote,
und wecke dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Die in der Morgenfrüh in leisen Schuhen
die Ruh' gesucht und mir die Unruh gab,
nicht eine Feste ist dein zartes Grab,
drin du geborgen kannst und sicher ruhen!

Entschwundnes Gut, o Herz voll seltner Güte,
steh auf und schüttle nur dein nasses Haar!
Tu auf die lieben Äuglein treu und klar,
gebrochen in des Lenzes reinster Blüte!

Du mußt mit meinem Grame schmerzlich kosen,
so lang er wach, das ist die meiste Zeit,
erst wenn der Tod mir selber Ruh verleiht,
magst kehren du zu ruhn im Wesenlosen.

Gottfried Kellers erstes „Bettagsmandat", [1862, vom Regierungsrate nicht genehmigt. Mitgeteilt nach Kriesi, Gottfried Keller als Politiker. Frauenfeld 1918.] Mitbürger! Wir heißen auch heute die Pflicht willkommen, welche uns auferlegt, beim Herannahen des eidgenössischen Bettages ein getreuliches Wort an Euch zu richten. Als die Eidgenossen diesen Tag einsetzten, taten sie es wohl nicht in der Meinung, einen Gott anzurufen, der sie vor andern Völkern begünstigen und in Recht und Unrecht, in Weisheit und Torheit beschützen solle, und wenn sie auch, wo er es dennoch getan, in erkenntnisreicher Demut für die gewaltete Gnade dankten, so machten sie um so mehr diesen Tag zu ihrem Gewissenstag, an welchem sie das Einzelne und Vergängliche dem Unendlichen, und ihr Gewissen, das in allen weltlichen Verhandlungen so oft durch Rücksichten des nächsten Bedürfnisses, der scheinbaren Zweckmäßigkeit, der Parteiklugheit befangen und getäuscht wird, dem Ewigen und Unbestechlichen gegenüberstellen wollten.

Mitbürger! Wenn in ernster Feierstunde sich jeder von Euch fragen wird: Welches ist mein innerer und sittlicher Wert als einzelner Mann, welches ist der Wert der Familie, welcher ich vorstehe? so stellt er sich diese Fragen, zum Unterschied von den übrigen Festtagen unserer Kirche, vorzugsweise mit Beziehung auf das Vaterland und fragt

sich: Habe ich mich und mein Haus so geführt, daß ich imstande bin, dem Ganzen zum Nutzen und zur bescheidenen Zierde zu gereichen, und zwar nicht in den Augen der unwissenden Welt, sondern in den Augen des höchsten Richters? Und wenn sodann alle zusammen sich fragen: Wie stehen wir heute da als Volk vor den Völkern, und wie haben wir das Gut verwaltet, das uns gegeben wurde? so dürfen wir nicht mit eitlem Selbstruhm vor den Herrn der Völker treten, der alles Unzureichende durchschaut und das Glück von ehrlicher Müheverwaltung, das Wesen vom Schein zu unterscheiden versteht.

Zwar ist unserm Volke neulich Ehre geworden bei edlen und großen Völkern, welche das zu erringen trachten, was wir besitzen, und unsere Absendlinge als Beispiele und Lehrer in den Hantierungen nationalen Lebens gepriesen haben; und erleuchtete Staatsgelehrte weisen schon allerwärts auf unsere Einrichtungen und Gebräuche als auf ein Vorbild hin. Aber wenn auch, wie einer unserer Redner am frohen Volksfeste es aussprach, der große Baumeister der Geschichte in unserem Bundesstaate nicht sowohl ein vollgültiges Muster, als einen Versuch im kleinen, gleichsam ein kleines Baumodell aufgestellt hat, so kann derselbe Baumeister das Modell wieder zerschlagen, sobald es ihm nicht mehr gefällt, sobald es seinem großen Plane nicht entspricht. Und es würde ihm nicht mehr entsprechen von der Stunde an, da wir nicht mehr mit männlichem Ernste vorwärts streben, unerprobte Entschlüsse schon für Taten halten und für jede müheloſe Kraftäußerung in Worten uns mit einem Freudenfeste belohnen wollten.

Die Erfüllung unseres öffentlichen Lebens äußert sich vorzugsweise in der Erziehung unserer Kinder zu einem menschenwürdigen Dasein, zu den höchsten Zwecken unseres Staates und in der Bestellung und Vollziehung unserer Gesetzgebung.

Unsere Kirche wird allmählich aber sicher in jener Reinigung von der Willkür menschlichen Wähnens und Streitens und in jenem frischen und liebevollen Anfassen der Welt fortschreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und sie vor drohender Zersplitterung bewahren werden. Die Angelegenheiten der Volks- wie der höhern Schule werden nicht aufhören, der Augapfel

des zürcherischen Volkes zu bleiben und jener festen Gestaltung entgegenzureifen, welche jedem Mitgliede unseres Gemeinwesens seine Lebensstellung klar, sicher und erfreulich macht.

Betrachten wir aber das eilige und veränderliche Leben unserer Gesetzgebung, wie es die Mehrzahl der eidgenössischen Stände bewegt und vorwärts oder rückwärts treibt, sehen wir, wie der Wechsel der Bedürfnisse und Anschauungen, die rasch folgenden Übergänge der Zeitverhältnisse und Zustände Gesetze entstehen und verschwinden lassen, ehe sie nur entfernt in das Bewußtsein des Volkes gedrungen sind, erfahren wir, wie jedes kleine Bedürfnis Veranlassung gibt, selbst an unserer so schwer erkämpften Bundesverfassung und mit ihr an den Grundlagen des eidgenössischen Lebens zu rütteln, so finden wir den Maßstab, den wir an unsere wirkliche Reife zu legen haben, und müssen uns fragen: Sind wir ein Volk von Männern, welche zur Stunde ein Gesetz hervorzubringen vermögen, das, in ihre Herzen gegraben, für die Dauer von auch nur einem Jahrhundert berechnet ist? Die Antwort wird uns sagen, daß wir in unserer Gesamtheit noch nicht die dazu unentbehrliche harmonische Durchbildung, Einsicht und Beständigkeit errungen haben, noch nicht diejenige gute Willensstärke und Vertragstreue, welche ein vereinbartes, einfaches, fest umschriebenes Gesetz ohne Arg zu ertragen vermag und in Fleisch und Blut übergehen läßt. Wir werden damit ein Ziel vor uns sehen, das wir erst noch zu erreichen haben, und die innere Kraft zu erwägen, welche uns zur Stunde noch dazu mangelt, wird eine nicht unwürdige Aufgabe des eidgenössischen Gewissenstages sein.

Inzwischen dürfen wir nicht ermüden, den Ausbau unserer öffentlichen Einrichtungen nach Pflicht und Gewissen zu betreiben und, allein von wahrer Nächstenliebe, sowie von der Achtung vor dem Rechte beseelt, das Wesen des Geistes, der durch die Zeit fährt, zu beobachten.

Was unsere kantonale Gesetzgebung betrifft, so dürfte es hier der Ort sein, eines kurzen, aber vielleicht folgennahen Gesetzes zu erwähnen, welches seit dem letzten Bettage geschaffen wurde. Der von Euch erwählte Große Rat, liebe Mitbürger, hat mit einigen wenigen

Paragraphen das seit Jahrtausenden geächtete Volk der Juden für unsern Kanton seiner alten Schranken entbunden, und wir haben keine Stimmen vernommen, die sich aus Euerer Mitte dagegen erhoben hätten. Ihr habt Euch dadurch selbst geehrt und Ihr dürft mit diesem Gesetze, das ebensosehr von der Menschenliebe wie aus Gründen der äußern Politik endlich geboten war, am kommenden Bettage getrost vor den Gott der Liebe und der Versöhnung treten. An Euch wird es sodann sein, das geschriebene Gesetz zu einer fruchtbringenden lebendigen Wahrheit zu machen, indem Ihr den Entfremdeten und Verfolgten auch im gesellschaftlichen Verkehr freundlich entgegengehet und ihrem guten Willen, wo sie solchen zeigen, behilflich seid, ein neues bürgerliches Leben zu beginnen. Was der verjährten Verfolgung und Verachtung nicht gelang, wird der Liebe gelingen; die Starrheit dieses Volkes in Sitten und Anschauungen wird sich lösen, seine Schwächen werden sich in nützliche Fähigkeiten, seine mannigfaltigen Begabungen in Tugenden verwandeln, und Ihr werdet eines Tages das Land bereichert haben, anstatt es zu schädigen, wie blinder Verfolgungsgeist es wähnt.

Gemäß der Bitte jenes reinen und unvergänglichen Gebetes: „Gib uns heut unser tägliches Brot" haben noch alle Mandate das Land zum Dank für das Gegebene, für den Segen des Jahres und zu Geduld und Vertrauen in Zeiten der Sorge und des Mangels aufgefordert. Es ist nicht an der Zeit, heute diese Bitte zu vergessen, und schon können wir mit der Bitte auch den Dank verbinden, denn die Ernten standen in goldenem Segen. Aber mehr noch als die schweren Gewitter, welche in eilender Folge über viele Täler zogen, mahnt ein finsterer Schatten menschlichen Unglücks, welcher ungesehen und unheimlich mitten durch unsern Wohlstand schreitet, den empfangenen Segen zu Rate zu halten und zu wachen, daß uns zum Wiedergeben etwas übrigbleibe. Denn noch nie ist der Tagesfrieden so häufig aufgeschreckt worden durch den gewaltsamen Untergang von Verlassenen, durch Taten der Verzweiflung; noch nie haben die klaren Fluten unserer Seen und Ströme so oft die Opfer der Not in sich aufgenommen, wie in diesem schwülen, von Fest-

gesängen und den Donnerschlägen des Himmels widerhallenden Sommer.

Über das Weltmeer her dröhnt das wildeste Kriegsgetöse, dasjenige eines mörderischen Bruderkrieges, in unsere Ohren und berührt nicht nur allzu nah die tägliche Sorge von Tausenden unserer Mitbürger, sondern trifft auch mit eherner Mahnung unser vaterländisches Herz. Dort haben vor erst achtzig Jahren wahre Weise und Helden die größte und freieste Republik der Welt gegründet, eine Zuflucht der Bedrängten aller Länder. Die unbeschränkteste Freiheit, die beweglichste Begabung in Verkehr und Einrichtung, in Erfindung und Arbeit aller Art, ein unermeßliches Gebiet, zu deren Betätigung, ohne einen freiheitfeindlichen und mächtigen Nachbar an irgendeinem Punkte der weiten Grenzen, sehen wir den großen blühenden Staatenbund jetzt in zwei Teile zerspalten, die sich wie zwei reißende Tiere zerfleischen. Und welches ist die unerhörte Gewalt, die solches bewirkt? Es ist die in Geiz verwandelte Bitte um das tägliche Brot, es ist der Streit um Gewinn und irdischen Vorteil, der unter dem Vorwande ökonomischer Notwendigkeit die ältesten und ersten Grundzüge christlicher Weltanschauung verleugnet und in Strömen Blutes erstickt.

Angesichts eines solchen Schicksales werden wir, liebe Mitbürger, am eidgenössischen Bettage mit der Bitte um das tägliche Brot die Bitte vereinigen: „Laß unser Vaterland niemals im Streite um das Brot, geschweige denn im Streite um Vorteil und Überfluß untergehen!"

Wenn Ihr so das Wohl des Vaterlandes und die Erhaltung seiner Ehre und Freiheit vom Himmel erflehet, so gedenket auch der Völker, welche zur Stunde im heißen Fieberkampfe mit den Feinden ihrer Freiheit ringen, und gedenket der kranken Schwester über dem Meere, welche so viele Eurer Brüder in ihren Reihen zählt!

Möge am 21. Herbstmonat unsere Landeskirche in ihren einfachen Räumen ein einfach frommes, hell gesinntes Volk vereinen! Möge aber auch der nicht kirchlich gesinnte Bürger im Gebrauche seiner Gewissensfreiheit nicht in unruhiger Zerstreuung diesen Tag durchleben, sondern mit stiller Sammlung dem Vaterlande seine Achtung beweisen.

Am 19. Juli 1869 wurde von den Angehörigen der Universität und des Polytechnikums unter lebhafter Beteiligung weitester Kreise Gottfried Kellers fünfzigster Geburtstag durch Fackelzug und Kommers geziemend gefeiert. Vom Balkon des „Hôtel Baur en ville" aus erwiderte der Gefeierte allen verständlich: Das Unternehmen, seinen fünfzigsten Geburtstag ans Licht zu ziehen, habe in ihm das Gefühl einer unverdienten Ehrung erregt, und er befürchte, man könnte, wenn in dieser Weise so hell in das dunkle Kämmerlein des Poeten hineingeleuchtet werde, nichts finden, als ein altes verlassenes Frauenzimmer, die Muse früherer Tage. Möglich, daß dieser Schein sie früher wecke, als sie selber gedacht, daß sie sich dann aber auch sogleich unnütz machen möchte. Ältere Frauenzimmer könnten zwar interessant, aber ebenso schwatzhaft und bösartig sein. Sollte so etwas bei ihm vorkommen, hätten es die Veranstalter dieses Festes auf dem Gewissen. Wenn bessere Leute als er bei derartigen Anlässen zu sagen pflegten, daß sie die Ehrenbezeugung auf die Sache bezögen, welcher sie hätten dienen wollen, so sei dies bei ihm doppelt und dreifach der Fall. Dann an sein soeben verklungenes, von Wilhelm Baumgartner vertontes Lied „O mein Heimatland" anknüpfend, erging sich der Dichter im Preise dieses allzu früh dahingeschiedenen Freundes. Er schloß mit dem Wunsche, daß die heute ihn über Verdienst feiernde Jugend dereinst ihren eigenen fünfzigsten Geburtstag mit demselben heiteren Sinne, mit dem nämlichen Wohlwollen, mit unveränderter Freundlichkeit des Herzens und der gleichen Liebe und Freude am Vaterland und am Liede begehen möge. — Den sich anschließenden Kommers in der Tonhalle eröffnete der Dekan der Philosophischen Fakultät, Georg von Wyß, indem er dem Dichter das Diplom eines Ehrendoktors überreichte.

Bei dieser Geburtstagsfeier lernte Gottfried Keller den Mann kennen, mit dem ihn bis zum Tode eine besonders nahe Freundschaft verbinden sollte, den achtundzwanzigjährigen Juristen Adolf Exner, der als Sohn eines Philosophieprofessors in Prag geboren und in Wien, Heidelberg und Berlin ausgebildet, im Jahr vorher als ordentlicher Professor für Römisches Recht nach Zürich berufen worden war.

Schon 1872 folgte er einem Rufe nach Wien und nun entspann sich ein Briefwechsel, dem wir die reizvollsten Briefe des Dichters verdanken. Über Exner ist noch zu sagen, daß ihm 1875 die Aufgabe zufiel, den österreichischen Kronprinzen Rudolf in die Rechtswissenschaften einzuführen, daß er von dem Bewußtsein durchdrungen war, das Römische Recht sei auch da, wo seine Institutionen mit dem modernen Recht nicht vereinbar sind, als rechtswissenschaftliche Geistesgymnastik unschätzbar, daß jeder seiner Vorträge ein Kunstwerk war und daß der größte Hörsaal der alma mater Rudolfina für die Menge seiner Hörer meist kaum ausreichte. Als er für 1891/92 zum Rector magnificus gewählt wurde, trat er in einer vielumstrittenen Antrittsrede „Über politische Bildung" für die Ebenbürtigkeit und Selbständigkeit der Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften ein. Im österreichischen Reichsgericht und Herrenhause, deren Mitglied Exner war, galt er als „Verkörperung der reinen Urteilskraft". Aber er war nicht nur ein großer Jurist, sondern auch ein großer Lebenskünstler: Jagen, Reiten, Reisen bedeuteten ihm höchsten Lebensgenuß. Zugleich war er ein guter, vornehmer, harmonischer Mensch. Glückhaft wie sein Leben, war auch sein Sterben. An einem schönen Frühherbsttage ritt er von Schloß Matzen im Oberinntal, wo er die Ferien zubrachte, nach Kufstein, um an einer Jagd teilzunehmen. Den Abend verlebte er im fröhlichen Kreise der Jagdgenossen. Als er am andern Morgen sich nicht recht wohl fühlte und nach Schloß Matzen zurückkehren wollte, ereilte ihn ein rascher, schmerzloser Tod.

Zu einer wirklichen Freundschaft wurde die Bekanntschaft zwischen Keller und Exner übrigens erst im Sommer 1872, als, kurz vor Exners Übersiedlung nach Wien, seine Schwester Marie, die nachmalige Frau von Frisch, sich in Zürich aufhielt. Mit in diesen Freundschaftsbund trat der feinsinnige Philologe Karl Dilthey, der 1870 nach Zürich gekommen war. Aus der Zahl der weiteren Bekannten und Freunde Kellers sind noch hervorzuheben der junge Mathematikprofessor J. C. Geiser und der nachmalige Bundesrichter Hans Weber.

Daheim von seiner trefflichen, aber keineswegs immer liebenswürdigen Schwester Regula betreut, pflegte Gottfried Keller des Verkehrs mit seinen Freunden und Bekannten mehr im Wirtshaus als in seinen eigenen vier Wänden. Am liebsten saß er in den alten und schönen Stuben der Zunfthäuser, wo man zudem einen besonders guten Tropfen trank, auf der „Saffran", der „Zimmerleuten", später der „Meise", auch im „Zürcherhof", in der „Bollerei", im „Gambrinus". Mit Alfred Escher, Professor Rüttimann, Schulpräsident Kappeler, Regierungsrat Hagenbuch und anderen vereinte ihn eine Samstagsgesellschaft, wie er denn auch sonst als Mitglied oder Ehrenmitglied den verschiedensten Gesellschaften und Vereinen angehörte.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, den 12. Juni 1868.] Wir haben nämlich in unserm Kanton eine trockene Revolution mittels einer ganz friedlichen, aber sehr malitiösen Volksabstimmung gehabt, wie Sie sonst werden vernommen haben, in deren Folge jetzt unsere Verfassung total abgeändert wird. Das bisherige Repräsentativsystem soll in die neue und absolute Demokratie umgewandelt und damit unser Staatsgebäude in allen Teilen niedergerissen und neu aufgebaut werden. Da ich zu denen gehöre, die nicht von der Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit der Sache überzeugt sind, so werde ich ganz resigniert abspazieren, ohne dem Volke zu grollen, das sich schon wieder zurechtfinden wird ...

Gottfried Keller an Andreas Rudolf von Planta. [Zürich, 2. Jänner 1869.] Aus meinen Kneiplokalen hat mich nicht die Revision [der kantonalen Verfassung] entfernt, sondern ein Hang, mehr nur mit bestimmten und mir bekannten Personnagen zu verkehren. Auf der „Safran" an dem runden Tisch z. B. haben sich allmählich alle möglichen Leute herbeigemacht, mit denen zusammenzusein noch weniger rationelle Gründe vorhanden waren, als für das Zusammensein mit den Bankiers, wegen deren Du mich verhöhnt hast. Übrigens wird die Revision allerdings einen Einfluß auf meine Erholungsmethoden ausüben; wenn das neue Regiment nämlich bestellt ist, habe ich vor, um zunächst meine Muße zu benutzen, nach dem Engadin zu kommen, um dort der Bärenjagd obzuliegen. Ich bitte

daher, mir vorläufig ein Jagdpatent zu bestellen, insofern eines nötig ist. — Hiemit empfehle ich mich mit den besten Grüßen Deiner ferneren Freundschaft und verbleibe eines hochgeachteten Herrn Nationalrats ergebener Gottfried Keller.

Gottfried Keller an Johann Salomon Hegi. [Zürich, 12. Mai 1869.] Ich führe allerdings ein etwas vegetatives Leben, das aus Essen und Schlafen besteht, mit Einschaltung von acht- bis zehnstündiger Amtsarbeit täglich. Daß dabei die Lust zum Briefschreiben klein wird, besonders wenn man sich noch ein Stündchen für die Privatlektüre oder Kramen in alten Papieren retten will, dürfte begreiflich sein. Vermutlich wird das demnächst ein Ende nehmen und werde ich beim Antritt der neuen Regierung als ein „Zopf" oder „Reaktionär" wieder in meine Poetenfreiheit zurückgelangen und dann Zeit genug für die Abfassung von großen gedruckten oder kleinen gereimten Briefen an meine unzähligen Freunde und Bewunderer finden, welche eine wahrhaft unsichtbare Kirche zusammen bilden. „Ich sehe viele meiner geehrten Herren Zuhörer, die nicht da sind!" sagte jener Professor.

Gottfried Keller an Johann Kaspar Sieber [den Zürcher Regierungsrat und „Erziehungsdirektor", der ihm als „dem Kämpfer für Wahrheit und geistige Bildung" bei der Feier des fünfzigsten Geburtstags eine Anerkennungsurkunde der Behörde überreicht hatte. Zürich, den 2. Weinmonat 1869]. Der Dank, welchen ich Ihnen, hochgeachteter Herr, für das mir zuteil gewordene, wenn auch nicht verdiente Wohlwollen auszusprechen mich verpflichtet fühle, ist aufrichtig, denn Sie haben durch Hinweisung auf in meinen schriftstellerischen Erzeugnissen enthaltene Anklänge mir eine wertvolle Mahnung zugutkommen lassen, deren fleißigere Befolgung mir selbst nur zur Befriedigung gereichen müßte: es ist der Hinweis auf das, was ich im Sinne einer mehr unmittelbar auf unser Volk gerichteten Tätigkeit nicht sowohl getan habe, als bei festerer Zusammenfassung meiner Absichten und Kräfte vielleicht tun und wobei ich möglicherweise an der Lösung der Aufgabe mitwirken könnte, volkstümlich zu schaffen, ohne die Gesetze des Schönen und der echten Poesie zu verlassen in Betreibung einer bloßen Didaktik und Utilität in gebundener und ungebundener Rede.

In der Tat schwebte mir schon länger die Zeit als eine bessere vor, wo der nationale Dichter wieder dieselbe und eine Sprache führen darf, ja soll für alle Kreise seines Volkes und wo diese Bedingung gerade zum Kriterium einer erreichten höheren Stufe werden wird.

Gottfried Keller an Ludmilla Assing. [Zürich, 8. Juni 1870.] In einer langweiligen Regierungssitzung, in welcher stundenlang debattiert wird, finde ich endlich die Gelegenheit, meiner Sünden zu gedenken, und da fällt mir vor allem meine bald zweijährige Briefschuld aufs Gewissen, die mich Ihnen gegenüber drückt. Wie Sie an diesem Eingang sowie am Papier [Quartbogen mit Kopf „Staatskanzlei des eidgenössischen Standes Zürich"] wahrnehmen können, befinde ich mich ungeachtet der vorübergegangenen Staatsveränderung unseres Republikwesens immer noch in meinem Amte; ich sitze zur Stunde an meinem alten Platz auf dem Rathause, aber seit einem Jahre sieben neue Regierungsmänner um mich her, da alle Alten, meine Freunde, durch Volkswahl beseitigt wurden. Unsere neue Verfassung ist im Gange und die Wogen haben sich so weit gelegt, daß sie da und dort bereits zu ebben beginnen und die Reihe des Ängstlichwerdens schon an manche der Bewegungsleute kommt. Ich hoffe die ganze Geschichte bei guter Muße in einem artigen historisch-politischen Traktätlein beschreiben zu können, um auch etwas Derartiges zu hinterlassen. [Die Novelle „Das verlorene Lachen" in „Die Leute von Seldwyla".]

In neuerer Zeit lebe ich endlich einmal wieder mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmählich wieder. Ich durchgehe alte Manuskripte, mache sogar Verse, kurz ich übe mich vorsichtiglich, aber behaglich ein, heut oder morgen wieder ein freier Schriftsteller zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahingehen . . .

Gottfried Keller an Emil Kuh. [Zürich, 3. April 1871.] Die widerwärtigen Dinge haben Sie ja seither auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst andern Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei

uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuern Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen. Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothosen [der in die Schweiz übergetretenen und dort internierten Armee Bourbakis] hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt ...

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 2. April 1871.] Die Franzosen, die mit ihren roten Hosen unsern feineren und gröberen Pöbel tollgemacht haben, sind wir nun los. Das Geheimnis der dicken Freundschaft liegt darin, daß leider ein Teil unseres Volkes sich für solche Teufelskerle hält, wie die Franzosen seien, und zwar weil sie ahnen, daß es leichter ist denselben zu gleichen als den Preußen. Die Zeit muß das ihrige tun und ad oculos demonstrieren. Meinerseits gedenke ich, auch poetisch schriftstellerisch vorzugehen und den Patriotismus einmal in Tadel statt in Lob zu exerzieren und will sehen, ob mir die Bestien auch die Fenster einwerfen werden ...

Gottfried Keller an die Redaktion der Basler Nachrichten. [Zürich, 30. März 1872.] Ich lese soeben in Ihrem Blatte die Notiz über einen Vorgang am Abschiedsbankett des nach Straßburg berufenen Herrn Professor Gusserow, und die Bemerkungen, welche Sie daran knüpfen, veranlassen mich, Sie um Aufnahme einer Berichtigung zu ersuchen. Ich hatte allerdings, von belebtem Toastieren hingerissen, auch das Wort ergriffen; der Sinn meiner nicht studierten Rede war kurz gesagt der: Gusserow möchte die Straßburger von ihren alten Freunden, den Zürchern, grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern notwendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letztern wohl denkbar.

Selbstverständlich kann nicht von der Form bloßer freier Städte die

Rede sein, da diese ja schon da sind, sondern nur von dem Bestehen größerer Volksrepubliken. Das sind nun Phantasien, welche nicht in eine Staatsschrift gehören würden, aber gewiß in einem Trinkspruch passieren können, ohne zu Mißreden Veranlassung zu geben.

Hierauf sprach Herr Professor Kinkel und geriet durch seinen Gedankengang auf den Fall einer gewaltsamen Annexion der Schweiz durch eine fremde Macht, für welchen Fall er seine Hingebung für die Sache der Republik in beredten Worten ausdrückte. Da es mir und meiner Umgebung schien, daß Herr Kinkel in mißverständlicher Auffassung meiner Worte an diese habe anknüpfen wollen, ging ich sofort zu ihm hin und befragte ihn hierüber, worauf er mir in aller Freundschaft versicherte, daß ihm das nicht eingefallen sei und er keinen Grund zu einer solchen Anknüpfung hätte. Dessen ungeachtet schwieg ich nicht aus Besonnenheit, wie gesagt wird, sondern ich ergriff nochmals das Wort, um mich noch etwas deutlicher auszudrücken. Wenn ich dabei sagte, die Sache könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen wie nur wenige Jahre, so wird jedermann die Tragweite des geäußerten Gedankens sofort ermessen können.

Da nun aber eine Trinkspruchphantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vorderhand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserm Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, daß die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edleren Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, daß durch

das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Innern so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und daß dieses mit Deutschland einmal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinkspröchleins. Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten. Ihr achtungsvoll ergebener Gottfried Keller.

Gottfried Keller an Franz Duncker. [Zürich, 28. April 1872.] Verehrter Herr Duncker, Ihre Interpellation kommt mir gar nicht überraschend vor und ich will mich beeilen, dieselbe so gut es geht zu beantworten. Die „Legenden" habe ich niemandem angeboten, sondern es hat der Herr Verleger, den ich gar nicht kannte, von sich aus etwas von mir verlangt. Da das Büchlein schon seit Jahren fertig dalag, so habe ich es ihm gegeben. Ihnen würde ich es ohnedies nicht als Ersatz der zwei Bände Novellen angeboten haben, da eben diese Novellen im Umfange, der im Vertrag bestimmt ist, Ihnen zukommen und zukommen werden und nicht irgendetwas anderes. Nachdem ich einmal durch mein Amt, zu dem in den letzten Jahren noch zeitraubende und aufregende Staatsänderungen mit unendlichen Protokollen usw. kamen, in die abenteuerliche Verzögerung hineingeriet, so wollte ich den Zeitverfluß den Novellen wenigstens auch in dem Sinne zugut kommen lassen, daß sie wirklich fertig und reif werden, so weit das an einem alten Holzapfelbaum möglich ist. Sterben werden wir darüber nicht, und wenn Sie mich inzwischen etwa mit dem „Schein" bedrohen wollten, so würde ich schnell noch eine Porzia heiraten, die mich rettete . . .

Gottfried Keller an Marie Exner. [Zürich, 16. Dezember 1872.] Höflichen und herzlichen Dank für die zwei Bilder, die mir Herr Dilthey gestern abend gab. Bis zu diesem Augenblick, das heißt seit Monaten, hatte ich in Zucht und Ehren gelebt. Gestern tranken wir zwei nun folgendes:

8 Glas Bier
2 Schoppen Wein
2 Flaschen Wein
2 Gläser Grog
2 Wiener Schnitzel (Dilthey)
1 Blumenkohl (idem)
1 Hasenbraten (ich)
2 Brot (beide)
1 Kartoffelsalat (ich)
1 Käs (Dilthey)
1 Butter (idem)
1 Brot (idem)

macht 24 Einheiten, die wir zusammen verschlangen. Als Dilthey meinen schönen Hasenbraten sah, wollte er auch welchen haben, es war aber keiner mehr da. Ich bot ihm den meinigen an gegen Abtretung der Wiener Schnitzel. Da wurde er mißtrauisch und behielt sie.

Heut' hab' ich etwas Katzenjammer; als ich um neun Uhr aufstand und die Photographien besah, machte ich ein zwinkerndes Gesicht, wie eine alte Eule, die an einem hellen Morgen aufs Meer hinausschaut. Ich grübelte einen Augenblick, was wohl für ein Herrgöttle in der kleinen Monstranz stecke, die Sie am Halse tragen. Wahrscheinlich die kaiserliche Familie, dachte ich und war froh über diesen Ausweg, da das Kopfweh mir das Denken schwer machte.

Wenn Sie etwa Herrn Semper [Architekt in Wien, von 1855 bis 1870 in Zürich] sehen, so bitte ich ihn zu grüßen. Das gute arme Mädchen Lina in der „Bollerei" schreibe ihm eine Schachtel mit Handschuhen zu, die sie anonym durch die Post erhalten habe, und möchte ihm gern dafür danken. Es sei immer noch ein braves liebens-

würdiges Kind, das des Nachts wegen des wiedergekehrten Hustens nicht mehr schlafen könne und sich doch den ganzen Tag durch plage und dabei blaß und mager geworden sei. Ich schenke ihr zuweilen auch was, da sie keine Eltern mehr hat, allein in der Fremde sein muß und kaum alt wird. Neulich kaufte ich ihr ein Ringlein, das sie mit einem von Semper geschenkten am kleinen Finger trägt, so daß sie beide Narren schön vereinigt mit sich führt. Sagen Sie das aber Semper nur, wenn er guter Laune ist, sonst wird er wütend. Dilthey ließ ich gestern nachts beim Heimgehen immer drei Schritte vorausmarschieren, damit er mir nichts Böses nachsagen könne bezüglich meines Wandels; tut er es nun dennoch, so glauben Sie ihm nicht.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 6. Jenner 1873.] Hochgeehrtes Exnertum! Das Freßsäcklein hat unter bitterem Tränenvergießen über die arge Verkennung seines transzendentalen Wesens das Freßkörblein ausgefressen, umgekehrt und ausgeklopft und auch die kleinen Giftphiölchen ausgeschleckt, die Finger abgeleckt und aufs neue weinend betrachtet, als sie endlich leer waren.

Nun habe ich endlich die moralische Kraft zur Ausübung der Dankespflicht gesammelt und komme sie zu erfüllen; ich hätte das gute zierliche Körbchen mit Züri-Leckerli zurücksenden können, wenn ich einen so stattlichen Studententräger gehabt hätte, wie eine verehrliche Exnerschaft. So aber muß ich mich mit Worten begnügen und tue dies so herzlich dankend als ich kann für das freundliche Gedenken. Wie ich so herumkrame, finde ich einige vergilbte Blätter von der Hand Uhlands, die derselbe als Student 1808 in Tübingen geschrieben. Ich habe diese Autographen von dem in Zürich verstorbenen Professor Breslau bekommen, dessen Vater, der selige Königliche Leibarzt Breslau in München, mit Uhland studiert und die Blätter aufbewahrt hatte. Ich habe seit den zehn Jahren, da ich sie besitze, noch nicht einmal nachgesehen, ob sie alle gedruckt sind. Vielleicht habt Ihr ein Mäppchen mit derlei Schnurrpfeifereien und steckt alsdann das sehr bescheidene Gegengrüßchen dort hinein. Bei mir würden sie doch einmal verunglücken.

Mit Freund Dylthey oder Dilthey, der grüßen läßt, habe ich am

Berchtoldstag (2. Januar) bei der antiquarischen Gesellschaft Mittag gegessen und nachher sind wir ohne allen Grund noch bis Mitternacht herumgestiegen. Es nimmt mich nur wunder, daß er sich nicht schämt.

Marie Exner an Gottfried Keller. [Wien, 10. Januar 1873.] ... Sie sind ja ein wahres Freßungetümchen. Das Freßkörblein war auf Sie samt Ihrem Freund Dilthey gemünzt, und Sie haben es allein ausgeschleckt?" ...

Gottfried Keller an Karl Dilthey. [Zürich, 13. Januar 1873.] Als ich den Exnerschen für das bewußte Freßkörbchen dankte, hatte ich aus Dummheit geschrieben, ich hätte es sofort ganz ausgefressen. Diese Renommage hat mir heute beiliegende Episteln eingetragen, aus welchen Sie ersehen, daß Sie nächstens einmal zu mir kommen müssen. Gott sei Dank, ewiglich, daß ich mich wenigstens halb reinwaschen kann. Ich denke mir die Sache so, daß wir uns mittels Einnehmens des kalten Imbisses und etwa zwei Flaschen Weins einen schönen Bierdurst anschaffen und alsdann in den „Gambrinus" oder so wohin gehen, um denselben zu löschen. An einer späteren Bewirtung von mehreren Köpfen studiere ich auch herum ...

Karl Dilthey an Marie Exner. ... Sie hätten ihn sehen sollen, wie er so ging und kam und auftrug und die Teller wischte. Wie viel oder wenig freilich von den guten Sachen aus Wien gekommen, ist mir ganz unklar. Jedenfalls, nachden Sie ihn beim Ohr genommen, machte er sich auf, der arme Sünder, in seinem weiten langen Paletot mit den großen Taschen, und schleppte einen ganzen Tag lang feine Dinge zusammen, Festes und Flüssiges, um das Loch zuzustopfen, das er hineingetilgt, geräucherte Gänsebrust, Süßigkeiten, Früchte, Bordeaux, Schnäpse und mehr dergleichen! Als er die erste Ladung abgesetzt hatte und mit der zweiten heimkam, schickte sich seine Schwester eben an, die Gänsebrust zu braten, weil sie gar so roh war, und aus dem Kaviar eine Soße zu machen. Von diesem Kaviar verschwor er sich übrigens hoch und teuer, daß er aus Wien stamme; es war nicht mehr sehr viel, aber sehr gut. Eine Blechkapsel mit ausgezeichnetem Hummer sah unverdächtig aus und war auch unversehrt bis auf einige Spuren vergeblicher Bohrversuche; mit vereinigten An-

strengungen drangen wir, nicht ohne Mühe, zum süßen Kern durch. Einige Tannen- oder Fichtenzweige, die er übrig gelassen, da sie nicht aus Zucker oder Schnaps waren, sind gewiß unverfälscht gewesen.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 31. Januar 1873.] Verehrter Herr Professor! Ich habe nun Ihre „Kritik des Pfandbegriffes" durchgelesen und komme, Ihnen meinen pflichtschuldigen und eifrigen Dank abzustatten für die freundliche Zusendung. Aufs neue hab' ich die Weisheit Gottes bewundert, der alles so schön und mannigfaltig geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen, Scharfsinn, Fleiß, logisches Ingenium usw. erproben können. Über die wissenschaftliche Seite Ihres Werkes will ich mich an anderer Stelle aussprechen, in einer gelehrten Abhandlung oder Rezension. Dazu bin ich folgendermaßen gekommen: Als ich mich eines Abends nicht von dem Buche trennen konnte, nahm ich es mit ins Wirtshaus und las dort mit solcher Begeisterung, daß ich unversehens eine ungeheure Zeche und zu wenig Geld hatte; da verpfändete ich dem Wirt Ihren „Pfandbegriff" und das Honorar eines Aufsatzes, den ich darüber zu schreiben versprach. Weil er aber zu der Größe dieses Honorars kein rechtes Vertrauen besaß, der Barbar, so mußte ich eventuell noch den Ertrag der ersten, dritten, fünften usw. Auflage des zu veranstaltenden Separatabdruckes verschreiben, während die zweite, vierte, sechste usw. Auflage mir resp. meinen Erben zugut kommen sollen, zu billiger Alimentation.

Punkto Alimentation: Es war nicht so gefährlich mit dem Freßkörbchen, und Ihr habt meiner Prahlhanserei zu leicht geglaubt; auch hatte ich Dilthey in guter Vorahnung schon vorher eingeladen, mir zu helfen, und er ist dann auch gekommen, hat aber nicht der Mühe wert verzehrt. Jene Krebsbüchse ist jetzt noch nicht aufgegessen, soviel steckt darin.

Ihre beinah geschenkte singende Flasche, Fräulein Marie, hat mich sehr gefreut. Das ist eine allerliebste Art zu schenken und unterhält die Freundschaft. Ich will's auch gleich erwidern, und ich schenk' Ihnen in gleicher Weise:

a) ein Paar hundertjährige Ohrenringe meiner Großmutter, die ich auf meinem Schreibtisch liegen habe und mit denen ich beim Novellenschreiben spiele, damit die Finger gelenk werden nach dem Aktenschreiben; sehr zierlich.
b) 1 Quart von meiner zu erwartenden ewigen Seligkeit, die um so größer sein wird, je mehr Seelenmessen Sie für mich lesen lassen.
c) 30 Photographien der Rottmannschen Landschaften in den Arkaden zu München, die ich neulich gekauft; kosten 120 Frank.
d) Eine große Rembrandtsche Radierung, der Tod Marias, gilt auf Auktionen über 100 Gulden, habe vor dreißig Jahren geschenkt bekommen.
e) Ein Exemplar des Trauerspieles „Savonarola" von Gottfried Keller, auf Pergament gedruckt, aus seiner, des Verfassers, eigener Haut. Das können Sie natürlich erst nach meinem Tode bekommen . . .
[Zürich, 22. Mai 1873.] Dilthey sehe ich nur etwa alle acht Tage, weil er gerade am spätern Abend, wenn ich ausgehe, arbeitet. Er ist immer ein bißchen malkontent und unglücklich, weil er nicht genug Gipse [Abgüsse für die Sammlung] anschaffen kann, sich im „Rinderknecht" ärgert oder ärgern läßt und tausend Sachen. Hat man ihn aber einmal beim Gläschen, so muß er doch wieder lachen. Klein, der Gottesmann, zieht mit ungeheurem Pomp nach Gießen und jammert täglich im „Gambrinus" über die Formlosigkeit, mit der man ihn ziehen lasse. Er weiß auch noch nicht, ob er den Arnheimschen Geldschrank, den er für seine Manuskripte und Hefte angeschafft, besser hier verkauft oder mitnimmt nach Gießen. Ich sagte gedankenlos, ich würde beides tun, worauf er mich schnöde ansah und wütend schwieg . . .

Gottfried Keller an seine Schwester. [See, den 16. September 1873.] Liebe Schwester! Nachdem ich zwei Tage in Salzburg gewesen, bin ich seit gestern an einem abgelegenen kleinen Bergsee, welcher der Mondsee genannt wird, und wo ein Rudel Wiener, Herren und Frauenzimmer, in Bauernwirtschaften leben . . .
Heute regnet es unausgesetzt. Du mußt doch sehen, daß Du Äpfel kaufst; wenn sie auch 20 oder mehr Franken kosten, so ist es doch besser,

man macht diese Ausgabe, als daß man bis zum nächsten Herbst gar nichts dergleichen hat. Mit besten Grüßen Dein Bruder G. Keller.

Gottfried Keller an Marie Exner. [Zürich, 19. Oktober 1873.] Hochschätzbarstes Fräulein! Ich bin ein bißchen von langer Weile geplagt und da fällt mir ein, daß mich dummen Kerl eigentlich nichts hindert, mich durch Anfertigung eines Briefes an entfernte Kurzweilige etwas zu zerstreuen. Weil aber der Herr Professor nie antwortet, so mach' ich Sie zum Chef der Firma und schicke das Geschreibsel Ihnen. Vorerst habe ich meine glückliche Ankunft in meiner Heimat zu melden, die schon vor einer Ewigkeit erfolgt ist. In München war ich zwei Tage geblieben, ohne eine bekannte Seele zu treffen. Ich hockte den ganzen Tag in den Sammlungen und abends im Theater, in „Was Ihr wollt" und dem „Figaro". Die Schacksche Bildergalerie ist wieder um eine Anzahl interessanter Bilder reicher, dagegen baut dieser sonst so geschmack- und talentvolle Baron das verrückteste Haus, das je existiert ...

Aber ich wollte Euch eigentlich noch vielmals danken für die gute neckische Behandlung und alle Freundlichkeit, was hiermit geschieht. Auf Weihnachten will ich Ihnen die Ohrringe meiner Großmutter schicken für den Fall, daß Sie sich nächste Fastnacht wieder in Rokoko kleiden wollen. Sie dürfen sie schon annehmen, da sie nicht viel Wert haben.

Gestern war ich mit einer alten Herrengesellschaft am Rheinfall zu einem Herbstvergnügen mit neuem Wein und altem Champagner; ich habe erbärmliche Reden gehalten; nun bin ich voll Reue und es ist mir in Kopf und Herz schwer ...

Gottfried Keller an Frau Henriette Eller [in München, die er am Mondsee kennengelernt und die ihn dort zu sehr als „alten Herrn" behandelt hatte. Zürich, 15. November 1873]. Hochverehrte Frau Eller! Fräulein Exner ist so gut gewesen, mir Nachricht aus Wien zu geben und hat mich hiebei angestiftet, auch einmal an Sie zu schreiben. Wenn ich Ihnen damit lästig falle, so halten Sie sich an die schlimme Urheberin des Attentats. Ich habe auch Ihnen für erfahrene Freundlichkeit angelegentlich und herzlich zu danken und bitte auch

die Fräulein Marie, meine siegreiche Rivalin im Kegelschieben, bestens zu grüßen. Ich habe die schöne schwarze Geldbörse, die sie mir geschenkt, sorglich aufbewahrt; das undeutliche Lorbeerkränzchen entspricht immer köstlicher der Undeutlichkeit meines Renommee; kurz, alles ist in bester Ordnung.

Aber wie geht es Ihnen? haben Sie den Winter wohl und wacker angetreten? Hoffentlich, wie wir als vernünftige ältere Leute tun wollen.

Was mich betrifft, so habe ich mich reichlich mit guten Flanellsachen versehen, auch ein Paar dicke Pelzhausstiefel machen lassen und huste und geifere bis jetzt nur mäßig. Ein schönes schweres Schwein ist geschlachtet, auch ein hinlängliches Sauerkraut eingetan, so daß ich auf Weihnachten die Schar meiner Enkelkinder mutig erwarten kann.

Ist so das Leibliche nach Umständen leidlich bestellt, so fehlt es auch dem moralischen Dasein, nach Maßgabe der Jahre und unwürdigen Verdienstes, nicht an mancherlei aufmunternder Förderung. Es ist mir die Präsidentschaft des Schutzaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge übertragen worden, ferner habe ich das Quästorat des Vereins gegen Tierquälerei übernommen, fürchte aber, ich werde die Kosten selbst tragen müssen bei der Nachlässigkeit der Mitglieder; und doch sollte gerade dieser Verein seine Wirksamkeit nicht aufgeben, namentlich im Hinblick auf das um sich greifende Schinden wehrloser alter Esel. Aber nicht nur Vorsteher, sondern auch Gegenstand der Tätigkeit rühmlicher Vereine bin ich geworden. Nachdem ich der Gesellschaft für Belohnung alter treuer Dienstboten den seligen Hinschied meiner Herrschaft, der Leidenschaft, angezeigt, bin ich für vierundfünfzigjährige treue Knechtesdienste mit einer silbernen Tabatiere prämiiert worden, mit welcher ich mich jetzt in die Beschaulichkeit zurückziehe. Ich habe auch bereits ein gutes Schnupftabakrezept, welches ich Ihnen mitteile: zwei Dritteile Makuba, ein Drittel rapé double fin de Versailles und drei frische Kakaobohnen (aber nicht mehr!) dazwischen gelegt — ich sag' Ihnen! Den Tabakvorrat konserviert man jetzt nicht mehr in alten Bierkrügen, sondern in hermetischen englischen Teebüchsen, und man stellt diese am besten in einem

kühlen Zimmer hinter das Fenster, ja nicht in den Keller. Statt der Kakaobohnen können Sie auch ein bißchen Vanille nehmen als Dame, aber mit höchster Vorsicht . .

Gottfried Keller an Marie Exner. [Zürich, 20. Dezember 1873.] Sie verschanzen sich ja, hochzuverehrende Fräulein Marie Exner, so heftig gegen die Ohrringe, als ob sie von der Großmutter eines gewissen andern Herrn kämen, statt von der meinigen. Damit sind Sie meine kleinen onkelhaften Wohlgesinntheiten aber noch nicht losgeworden; denn ich habe sofort ein anderes Projekt gemacht und einen jener Wege abgebildet, die ich am Mondsee habe wackeln und patschen müssen, und schicke Ihnen hiemit das Produkt als Weihnachtsgeschenklein mit herzlichen Neujahrsgrüßen. Damit ich indessen die Schmiererei (ich habe seit länger als zwölf Jahren nicht mehr gewasserfärbelt) jederzeit ausleugnen kann, so habe ich dieselbe Ihnen in die Schuhe geschoben; wenn Sie eine gute Lupe nehmen, so können Sie das rechts oben in der Ecke bemerken . . .

Der Frau Eller habe ich wirklich geschrieben, und zwar aus Rache dafür, daß sie mich bei jenem glorioſen Maskenfest am Mondsee als „ältere Leut" vor der Zeit ins Bett spedieren wollte, als Alter an eine Alte, und habe sie mir dabei im Alter gleichgestellt und von Sauerkraut, Schnupftabak u. dgl. geplaudert. Allein ich fürchte, solche Bummelspäße liebt sie nicht, und am Ende hat sie es jenes Mal noch gut mit mir gemeint. Ich will ihr dafür gelegentlich einen ätherischen, hochgestimmten Brief schreiben. Schicken Sie ihr aber diesen gegenwärtigen Brief nicht wieder; dergleichen kann einem leicht abhanden kommen und als Autograph usw. unter fremden Menschen herumgeboten werden, und hierfür schreibt man nicht an gute Freunde. Sie kennen die böse Welt noch nicht.

Ob ich nächstes Jahr nach Wien gerate, nimmt mich selbst wunder. Wir wollen sehen, ob wir Leben und Gesundheit dafür behalten. Sollte ich aber in dem mir bestimmten Gartenzimmer wirklich etwas schaffen, so müßte vernünftig gelebt und das Punschwesen vor allem verpönt werden und überhaupt eine puritanische Strenge Platz greifen. Ich würde mich zu diesem Ende mit Kleidern aus Wachsleinwand

versehen oder von Kautschuk, damit man die Punsch- und Weinflecke nicht so sieht. Als ich nach Hause kam im Herbst, zog meine Schwester eine weiße Weste aus dem Koffer, die aussah, wie eine vierzehntägige Küchenschürze. „Ho ho!" sagte sie ...

[Zürich, 3. Januar 1874.] Grundgütiges Fräulein und Komp.! Die Schachtel mit den zum Teil christlich-germanischen, zum Teil griechischen Geschenken ist glücklich angekommen und hat mich ganz verblüfft, Ihr Geldausgeber! Das Xenion des Herrn Adolphus habe ich glücklicherweise vorher gelesen und beiseitegehalten, da man so schon ein verdächtiges Gesicht über den Sinn der Sendung machte. Aber welch' ein schönes [Tisch-] Tuch, der reinste Bischofsornat aus medizeischer Zeit! Das Bäumchen hat sich gut gehalten, nur ein paar Fläschchen sind leer angekommen mit eingeknickten Bäuchlein, ich sagte: „Kommt ihr mir so, ihr Esel? Was soll ich jetzt aus euch entnehmen, ihr schlechten Sachwalter?" Aber sie brachten nicht die geringste Entschuldigung vor. Die Mehrzahl ist indessen ganz geblieben, dank der rührend eigenhändigen Verpackung ...

Und wie gütig und langmütig und fein erlösen Sie mich von meiner Ohrringmarotte! ... Ich schicke sie also gleich jetzt mittels eines fingierten Bücherpaketchens aus jener Zeit, da die Ringe getragen wurden, und bin froh, daß ich sie jetzt verschleppt und gut aufgehoben habe. Das Psalmenbuch der Großmutter, in welchem noch Blumenblätter aus dem vorigen Jahrhundert lagen, hat man mir schon veraberwandelt und verbummelt. Die schmutzigen Bücher, welche [das in der Mitte befindliche, Ramlers Poetische Blumenlese auf das Jahr 1775, für die Ohrringe teilweise ausgehöhlt] zum Packen dienen, stecken Sie in den Ofen, nachdem Sie einen Blick auf die „Kupfer" [in den beiden andern, Schillers Musenalmanach für 1796 und 1800] geworfen haben, welche von dem berühmten Professor Meyer in Weimar sind, von dem Goethe in seinen Werken fast auf jeder Seite spricht als von „unserm trefflichen Meyer" ... Es dunkelt, und ich will enden; doch werden die Tage schon ein klein wenig länger. Nun stellt Euch meine Dankbarkeit so großartig vor als Ihr wollt! Sie wird bald so chronisch bei mir, daß sie fast eine Art Gemütsverbesserung zuwege bringt ...

[Zürich, 22. März 1874.] Bin ich nicht ein wackerer Faulpelz, der seine Weihnachtsgäbchen um Ostern fertigkriegt? Ich glaube, wenn mir's nicht ums Schreiben zu tun wäre, so stäke ich noch in dem schlechten Holzweg [Aquarell], der hiermit sich nach Wien erstreckt, der mich von unten auf demoliert hat wie jenen Hühnerhund, der sich die Beine kurz lief und nachher noch ein artiges Daxerl abgab. Das Höllengebirge und das neblige Tal sind natürlich purer Schwindel, da ich keinen Strich davon besitze, weil ich immer auf den Boden sehen mußte . . .

Jetzt ist es halb neun Uhr, und da ich heute doch nicht mehr packen kann, so will ich den Brief morgen schließen und jetzt ins Wirtshaus gehen; es gibt Schwechater Bier in der „Kronenhalle".

Den 23. März 1874. Ich hab' keins bekommen, da kein Platz mehr war und ich wieder fort mußte. Ich ging in den „Zürcherhof" und trank mit einem jungen Architekten eine Flasche Wein. Es ist ein Millionär, der nur in Gedanken schafft, weil die Italienische Renaissance, sein Ideal, vorüber ist. Aber er spricht auch nichts; wenn ich glaubte, er habe wieder einen Palast oder eine Domfassade oder ein Baptisterium fertig, so fragte ich schüchtern, ob er heut' spazieren gewesen sei? Allein er baute offenbar noch den Turm fertig, denn er antwortete erst in einer Viertelstunde: Nein! Nach dieser Unterhaltung ging ich nach Hause. In der Nähe meiner Wohnung stand ein Haufen Handwerksburschen, die sangen andächtig und schmelzend in die Märznacht hinaus, soviel ich verstand:

Und schau' ich ihr ins Antlitz schön,
ist Wonne meine Pflicht!

Als ich zehn Minuten später im Bette lag, hörte ich, wie dies wackere Pflichtgefühl sich betätigte durch das Geschrei und Getöse einer schrecklichen Prügelei. Das klatschte nur so . . .

[Zürich, den 19. April 1874.] Der Frau X. habe ich ihre Sünden für einmal ausgelöscht, da so artig für sie gebeten wird. Ich habe ihr auch vor acht Tagen Ihren Gruß gebracht, was mir aber fast übel bekommen wäre. Ich erhielt schwarzen Kaffee und starken Kognak vorgesetzt, alles ganz gut. Bald jedoch kam Fräulein Y., die Sie gewiß

kennen, und nun war ich mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hilfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. Zum Glück verfielen sie zunächst auf das Kognaksaufen. Frau X. goß als Renommistin gleich ein Gläschen hinunter; Fräulein Y. dagegen lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, schlug die Beine übereinander und hielt, auf den einen Arm gestützt, mit dem gebogenen andern Arm und zwei Fingern das Glas in der Höhe ihrer Augen vor sich hin, famos! Sie sah akkurat aus, wie eine etrurische Dame auf dem Wandgemälde einer antiken Grabkammer, wo die Toten als in schönem Lebensgenusse sitzend abgebildet sind. Es war nun eine Weile ganz still; bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen. Ihre Blicke schienen sich glühend und gierig auf meine unglückliche Korpulenz zu richten, ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei. Frau X. näherte sich ihrem Spiegeltischchen, wo sie ein elegantes Kästchen stehen hat. Als ich neulich einen Blick hineingeworfen, hatte ich bemerkt, daß zehn scharfe stählerne Klauen darin sind, scheinbar zehn Fingerhüte, für jeden Finger einen. Diesem Kästchen trat sie nahe und mir der Schweiß auf die Stirne. In dieser Not ertönte plötzlich die Stimme ihres Mannes, der nach Hause kam, und ich war gerettet und echappierte augenblicklich, werde auch nie mehr allein hingehen, Sie mögen sagen, was Sie wollen ...

[Zürich, 17. Juni 1874.] Gute Fräulein Marie! Ich danke Ihnen schönstens für Ihren liebenswürdigen Brief. Halten Sie die Rosen nur gut in Zucht, es ist ein flatterhaftes Volk und abfällig wie die Juden im Alten Testament. Auf den 1. Juli werde ich schwerlich schon loskommen können, will aber so furchtbar schaffen, daß ich auf den 3., 4. oder 5. kommen kann ...

Ich habe schon einen Plan von Wien gekauft für 1 Frank 35 Rappen, in dem ich vorläufig herumbummle ...

Gestern ließ mich Frau Steinheim durch Dilthey fragen, ob ich wisse,

daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem [italienischen] Jägerleutnant [Grimelli], verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt ... Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist, aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gefundenes Herzensglück beschrieb und sagte: „Sie, der Sie alles verstehen, werden es begreifen!" Parfaitement! dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen; ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerleutnant angezogen hätte. Ich schmiere soviel über diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit Otto Fleischl, also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria stella maris selber grenzen oder drin herumflimmern ...
Ihren Brief bekam ich am Sonntag, als ich eben vorher auch Rosen abgeschnitten hatte in meinem Kanzleigarten. Ein mürrischer Christ in der Nachbarschaft hatte mir zugeschaut, und wie ich die spitzen Dörner abkratzte, ehe ich die Dinger fest in die Hand nahm. Der sagte zu einem andern Nachbar, der es mir nachher erzählte: „Der Staatsschreiber da drüben bekommt doch gewiß auch einmal Rosen zu fressen, wo er die Dörner nicht vorher wegtun kann!" Ist bereits dagewesen, würde ich ihm berichtet haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn seinem neidischen Ärger über meine Geschicklichkeit zu überlassen ...

Gottfried Keller an seine Schwester. [Wien, 9. Juli 1874.]
Liebe Schwester! Der Ordnung wegen zeige ich Dir doch an, daß ich seit Dienstag abend in Wien bin bei Professor Exners, die ein kleines, aber schöngebautes Haus mit Garten haben und ich ein schönes Zimmer gegen den Garten. Es ist so heiß, daß ich jetzt den ganzen Tag zu Haus bleibe. Heute früh habe ich schon einige Züricher Zeitungen bekommen, wo aber nichts drin steht.
Ich habe hier näher vernommen, wie es der Ludmilla Assing gegangen ist mit ihrem Heiraten. Der Offizier hat nämlich vorher einen Kon-

trakt mit ihr abgeschlossen, den die blinde Kuh unterschrieben hat, wonach sie sich verpflichtete, wenn sie jemals sich trennen sollten, ihm jährlich so und so viel zu zahlen. Als die Hochzeit nun vorbei war, ging er natürlich sogleich fort, kam aber zu ihrem Entzücken nochmals wieder, um noch was zu erkapern, und ging dann ganz fort. [Grimelli erschoß sich 1878, seine verlassene Frau Ludmilla geb. Assing endete 1880 in geistiger Umnachtung.]

Gottfried Keller an Marie Exner. [Zürich, 20. August 1874.] Schönste Fräulein Exner! Verehrteste Anwesende! Endlich kann ich von meiner neu angetretenen Arbeit ein bißchen verschnaufen, um etwas Nachricht über mein ferneres Schicksal aufzusetzen.

Das erste Abenteuer nach meiner Abreise von Brixlegg war ein Floh vom Hund Haxel, der in meinem rechten Strumpf herumkroch und mich dort unaufhörlich kitzelte. Glücklicherweise war's ein Hebräer, denn er hörte, da es Freitag war, genau mit Sonnenuntergang auf. Nun stand aber zwischen Kufstein und Rosenheim der Zug fast eine Stunde still wegen irgend eines Vorkommnisses, so daß ich erst nach 11 Uhr in München ankam. Im Hotel Detzer mit einem andern Reisenden eintretend, wurden wir treppauf in unsere Zimmer geführt, vier, fünf, sechs Treppen, so daß ich kaum mehr schnaufen konnte; endlich wurde der Gefährte in ein Kämmerchen gestoßen, ich aber noch eine Treppe höher kommandiert, mußte dort unter dem Dach durchkriechen und nun ging's eine Hintertreppe wieder hinunter, fünf, sechs, sieben Treppen, bis auf den ersten Stock, wo ich ein schönes, großes, wohlausgestattetes Zimmer erhielt und atemlos in einen Fauteuil sank. Ich erhielt nun die Aufklärung, daß man mir vor dem andern Fremden nicht diesen Vorzug habe einräumen dürfen, mich aber noch wohl gekannt und wegen meiner Artigkeit und guten Sitten noch günstig im Gedächtnis bewahrt habe. Seht Ihr, so bin ich angeschrieben im Hotel Detzer.

Das war aber die letzte Unbill, die mir widerfuhr. Gleich am andern Morgen bekam ich von der Marie Eller eine schöne blauseidene Geldbörse geschenkt, dann traf ich wider Erwarten alte Freunde, die mir acht Tage lang mittags und abends und auch zwischenhinein Gesell-

schaft leisteten, bald aß ich bei ihnen, bald sie bei mir, wo sie immer nicht mehr trinken wollten und doch nicht aufstanden, gerade wie ich bei ihnen. Dann fand ich noch einige nette Gipsfigürchen aus dem Münchener Antikenkabinett, kaum vier Zoll hoch, die ich kaufte und mit den Wienern unzerbrochen nach Haus brachte. Die kleine Minerva macht sich schon als Modell nützlich mit der einen Schulter für eine lebensgroße Figur, die ich entwerfe. Ich habe mir nämlich in München eine Spanische Wand oder Bettschirm ausgedacht, mit den vier Tageszeiten, Morgen, Mittag usw., die alle nach dem Bett hinhorchen und zu sagen scheinen: „Er schläft noch, weckt ihn nicht!" Die vier Damen werden mit gebrochenem Faltenwurf in Leimfarbe gemacht; wie sie zustandekommen sollen, ist mir noch nicht recht klar, aber der Bien muß!
Dann fand ich in München am sechsten oder siebenten Tag das Markenkästchen in meinem Überzieher, nachdem ich denselben auf der Eisenbahn und in München nach allen Richtungen herumgeworfen, verkehrt auf dem Arm getragen usw.; es ist also gern bei mir geblieben und steht deshalb jetzt auf meinem Schreibtisch.
Der Frau X. habe ich die Grüße und Geschenke gebracht; ich war auf ein großes Fragespektakel gefaßt, sie trieb es aber so maßlos und arg, daß ich die Geduld verlor und zu schimpfen anfing, ich glaube, ganz laut; worauf es ein Flennen gab und das Schauspiel eines eingeschüchterten, leise weinenden Kindes. Dadurch geriet ich in neue Wut. „Ist das nun die Stärke solcher Burschikosen und Emanzipierten, die alles fressen wollen?" rief ich, „daß sie nicht ein Wort ertragen können?" Hierauf neue Tränen usw. Sie wird mich nun zu verfolgen anfangen und zu lügen; wenn sie's aber zu schlimm macht, hau' ich ihren Mann und sag' ihm, er soll sich dafür an sein Weib halten.
So fließt mein Leben wieder vergnüglich dahin, abwechselnd in holder Leidenschaft und stiller Beschaulichkeit, womit ich verbleibe Ihr und Euer dankbarer G. Keller.

Gottfried Keller an Emil Kuh. [Zürich, 9. November 1874.] Ihre letzten Briefe haben sich auf meinem Schreibtische, auf dem sie geblieben, wieder ans Licht gearbeitet und mahnen an die Antwort. Vor allem muß ich dagegen protestieren, daß ich „nicht gesonnen

gewesen sei", Sie in Tirol aufzusuchen. Wie ich Ihnen geschrieben, war es das schlechte Wetter, die Aussicht auf mehrtägige ungewohnte Postfahrten (von Ihnen weg ja auch wieder bis nach Chur) und endlich eine augenblickliche Reisemüdigkeit, die mich bewogen, rasch aufzubrechen ...

Das dagegen ist richtig, daß sich die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Strebertum darstellt, viel alberner und unfähiger herausstellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können. Das beste ist noch die instinktive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen usw. und so auch die Freytagsche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang, während das, was jetzt *geschehen* ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und leibhaftigen Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht ...

Den 6. Dezember! Schon wieder sind mir vier Wochen dazwischengefahren wie ein Rauch, ich weiß kaum, wo sie geblieben sind. Seither ist endlich das vierte Bändchen hervorgekrochen, das Sie hoffentlich erhalten haben. Die letzte Geschichte [„Das verlorene Lachen" in „Die Leute von Seldwyla"] hat ein dubioses Schicksal in Aussicht. Es sind konkrete hiesige Zustände darin, die jedermann in der Schweiz sogleich erkennt. Nun frägt sich's, ob der Eindruck nicht derjenige des Tendenziösen sein wird, obgleich es mehr unrichtig als billig wäre. Ich hatte zuerst nur einen burlesken Festklumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Dann geriet ich durch eine Veränderung des Titels in eine etwas höhere Stimmungsschicht und endlich auf den Gedanken, die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem etwas ernsteren Kultur- und Gesellschaftsbilde abzu-

schließen. Dasselbe wäre leicht zu einem selbständigen einbändigen Roman auszuspinnen gewesen. Nun frägt sich's, ob man diese Ausführung nicht entbehrt und die Novellenkürze hier nicht schädlich ist. Wenn Sie mir nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, so schreiben Sie mir rasch, wie Sie darüber denken. Ich habe noch kein Wort gehört, denn hier in Zürich spricht man nur über das Stoffliche.

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich darin bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen, es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich wenn!), man dann rasch hintereinander weg das machen soll, was man sich beschieden glaubt. Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder das macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch wurscht! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemütsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu

verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskieren, sich noch selbst zu überleben.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem andern aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten klassischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf [Elsi, die seltsame Magd] in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte . . .

Gottfried Keller an Hermann Hettner. [Zürich, 31. Januar 1875:] Lieber Freund! Meine Schnurrpfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gutgetan, daß Du die letzte Geschichte, vom Verlorenen Lachen, mir aufrechthältst. Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hierher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu lokal zu halten. Hiernach dürfte man sich aber durch kein Konkretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig. Ich glaubte im Gegenteil, einen Konflikt aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freiesten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie [immanent wörtlich „darin bleibend", d. h. in den Grenzen des Erkennbaren bleibend. Gegensatz: transzendent, jene Grenzen überschreitend] in Blüte steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände uff., über das Poetische oder Literarische aber hörte ich kein Wort. Ein Korrespondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte

dann doch nichts über dieselbe, angeblich wegen Raummangels, und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich in den Altersdusel hineinzugeraten. Deshalb hat mich Dein günstiges Wort aufgekratzt und ein wenig ermuntert.

Ich habe jetzt noch zwei novellistische Pensa [„Zürcher Novellen" und „Das Sinngedicht"] abzustoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf und hoffe auf meine dramatischen Velleitäten [Anwandlungen, Absichten] von ehemals zurückzukommen, ein kurioses Experiment! die Konzeptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat. Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen ...

Zu Deinen Goethe- und Schillerbänden [Teile von Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts] wünsche ich Glück und nicht zu viel Änderungen, denn das Werk steht doch in seinem ganzen Gusse einzigartig da ...

Das Italienische Renaissance-Werk wäre freilich ein recht glückliches und stattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem Achtzehnten Jahrhundert, und solltest Du daher frisch hineinspringen, zum Teufel! sollen wir so freiwillig abdizieren? Im Gegenteil, das Wagen und Mühen erhält jung, nur muß man sich dabei nicht abquälen oder quälen lassen ...

Gottfried Keller an Emil Kuh. [Zürich, 28. Juni 1875.] Reuter ist mir sehr wertvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht, denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialektdichtern vor und ist, glaube ich, notwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Da-

mit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Hausprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte. Allein zu solchen Äußerungen machen die Reuterphilister geradeso mitleidige Gesichter wie Philologen, wenn einer sagt, daß er den Homer nicht griechisch, sondern nur in Voßens Übersetzung lesen könne; und doch ist das noch etwas ganz anderes. In Zürich haben wir einen solchen Dialektvirtuosen [August Corrodi], der hat den Robert Burns in den Zürcher Landdialekt übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder genießbar.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch geb. Exner. [Zürich, 18. Juli 1875.] In meiner [neuen] Wohnung [auf dem „Bürgli"] lebe ich wie ein König, weiteste Aussicht und Wolken, ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen usw. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag. Aber ich muß hin und her rennen wie ein Jagdhund, es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön, und alles so still ist und nur meine Torheit wach und laut! . . .

Dies Jahr bleib' ich zu Hause; im Mai aber komme ich vielleicht für acht Tage nach Wien. Grüße alles. Herrn Bruder Karl sagen Sie, daß ich großes Katzenvergnügen habe, Alte und Junge, die Alten kriegen für die Jungen Nasenstüber und Kopfnüsse, wie's der Welt Lauf ist.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 27. Augustus 1875.] Sie sind also bereits ein doppelter Onkel geworden, nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht Großonkel werden, eh' Sie selbst nun Vatter oder so was geworden sind, es ist im Umsehen geschehen. Wie steht's mit Ihrem Kronprinzen [von Österreich, dem Schüler Exners in der Rechtswissenschaft]? Können wir ihn bald zum Ehrenmitglied des schweizerischen Juristenvereins ernennen, vorausgesetzt, daß er ein Fäßchen Bier poniert?

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen? Nur zwei oder drei Wochen. Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hotel Soundso in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der „Meise" (mit dem schönen eisernen Barockbalkone), da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken — eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Franken 50 Rappen. Öfter als nötig ist! Das heißt, ich bin jetzt doch abends meistens zu Hause auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag abends oder Sonntags da bleib' ich in der Stadt und dann sauf ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provozier' die besten Weine, daß die andern Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert, die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humple ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das „Bürgli" und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertig zu bauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie herkommen . . .

Überlegen Sie sich's wegen des Mondsees im nächsten Jahr. Man würde aber öfter mit dem Dampfbootchen nach dem Ort Mondsee selber fahren, um in jener gemütlichen Laube Mittag zu essen, wo wir zuletzt gewesen sind. Ein Jagdgewehr könnte ich auch mitbringen und würde versprechen, Euch andern nicht höher in die Beine zu schießen als Euere geschmierten Stiefel reichen.

Paul Heyse an Gottfried Keller. [München, 9. November 1875.] Ich habe mir und Ihnen nicht helfen können, ich mußte Sie heute bei der Kapitelsitzung des Maximiliansordens zu Mörikes Nachfolger vorschlagen. Sie sind mit einstimmiger Akklamation begrüßt worden (Döllinger, Schack, Neureuther, Lachner, Giesebrecht und der Sekretär Staatsrat Daxenberger waren anwesend), und als einen Ihrer ältesten und getreuesten „geneigten Leser" freute mich's ungemein, daß man nachgerade auch in weiteren Kreisen zu wissen an-

fängt, was man an Ihnen hat. Wie ich von dem ganzen Ordensspuk denke, daß ich ebenso gerne nackt als mit dem Band im Knopfloch über die Straße ginge, daß ich aber das Andenken meines teuren Königs Max in jeder Weise hochhalte und mich daher nicht weigern konnte, mit im Kapitel zu sitzen — das alles glauben Sie mir auf mein ehrliches Gesicht ohne viele Worte. Da nun aber einmal dieser Orden besteht, der sich durch Selbstwahl rekrutiert, wäre es ihm eine größere Schande, wenn Sie draußen blieben, als Ihnen eine Ehre, darin zu sein. Nur — meint der Patriarch, unser altkatholischer [Döllinger] —, nur müsse man sich bei einem Schweizer Bürger zuvor versichern, ob er nicht etwa ein Vorurteil gegen dergleichen monarchische Sitten hege, ob er den Orden annehmen könne, dürfe, wolle. Und darum — meint der Patriarch — sollte ich, ehe der Antrag des Kapitels dem König vorgelegt wird — der stets nur einfach bestätigt und sich alles eigenen Votums enthält —, Ihren Sinn zu erforschen suchen, was ich hiermit getan haben will, zugleich mit der Bitte, mich Ihre hoffentlich zustimmende Antwort baldmöglichst erhalten zu lassen.

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 11. November 1875.] Liebster Freund! Sie halten einem das goldene Füllhörnchen Ihres Wohltuns über dem Kopfe wie ein Damoklesschwert; ehe man sich's versieht, kommt wieder ein Guß. Wählen Sie sich aus dem ungeheuren Speicher meiner Dankbarkeit nur jede Gesinnung und jede Tathandlung, die Ihnen behagt.

Wegen der Maximilians-Ordenssache will ich mich nicht lange bei Komplimenten und Betrachtungen über meine Unwürdigkeit usw. aufhalten. Leider hängen die Trauben, wie der Patriarch und Kirchenvater richtig ahnte, auch anderweitig zu sauer. Ich schicke Ihnen unter Kreuzband die schweizerische Bundesverfassung, aus deren Artikel 12 Sie kurzweg ersehen wollen, daß den eidgenössischen Beamten die Annahme von dergleichen untersagt ist. Nun bin ich zwar kein fölchener, allein als Schreiber der alten Republik Zürich bin ich doch auf einem so exponierten Pöstchen oder Schemelchen, daß die analoge Anwendung der Bundesvorschrift von selbst geboten ist.

Ich muß Sie also herzlichst dankbar bitten, die Sache in aller Stille einzubalsamieren und einschlafen zu lassen. Das geschieht sans phrase, und Sie werden mir auch glauben, daß ich damit keinerlei politisch pharisäische Kannegießerei treiben will. Vielmehr anerkenne ich es als Ehre und Freude, unter Umständen auch in solcher Form einem Verbande Vortrefflicher angehören zu dürfen. Auf der andern Seite will ich mich hinwieder auch nicht über meine heimatlichen Einrichtungen blasiert erheben. Fragliches Postulat gehört zu den Instinkten der Selbsterhaltung der Demokratie (und zwar einer historisch ausgewachsenen) und muß daher respektiert werden. Wir haben hier ein Konkretum gegen ein Konkretum, möge es niemals einen blutigeren Konflikt geben . . .

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 9. Dezember 1876.] Lieber Freund! Wenn die Augsburger Allgemeine Zeitung nicht lügt, so haben Sie die Minen nun doch angezündet, die Sie mir gelegt haben! Mögen Sie dafür im Dies- oder Jenseits den Lohn empfangen, der Ihnen gebührt. Für den Fall, daß die Sache wirklich und unwiderrufen ist, bitte ich Sie (das haben Sie sich selbst zugezogen) um eine gütige Anleitung, was man nach Empfang der bezüglichen Anzeige oder Zustellung zu tun hat, ob man z. B. an den König selbst schreiben muß, ob man das Wort Dank gebraucht oder welches, und wie lang das Schreiben sein darf, ohne unschicklich zu sein. Ich denke, es wird nur das Notwendigste in möglichst wenig Zeilen zu sagen sein . . .

Daß ich in puncto Ordensfrage jetzt keine Schwierigkeiten mehr erheben kann, haben Sie richtig vorausgesetzt; auch bin ich gerade als Republikaner zu stolz, die Ehrenerweisung, die ja publik geworden ist, einzuheimsen und zugleich mit einer Ablehnungsszene zu prunken . . .

Paul Heyse an Gottfried Keller. [München, 13. Dezember 1876.] Wenn Sie mir's nur in diesem Leben verzeihen, lieber Freund, was ich nolens nolenti [nichtwollend dem Nichtwollenden] Ihnen im eigentlichen Sinne auf den Hals gezogen habe, so will ich mit dem Jenseits schon fertig werden. Übrigens warten Sie nur, bis Sie das Kleinod mit Augen gesehen und unter irgendeinem weib-

lichen Beistand „anprobiert" haben. Sie werden sich wundern, wie gut es Ihnen zu Gesicht steht. Das erste- und letztemal, das ich mich, nur um meinen alten Freund Liebig nicht ernstlich böse zu machen, dazu bewegen ließ, den Kopf durch diese Schlinge zu stecken, machte ich auf meine Frau einen solchen Effekt, daß ich in der Tat unsre schnöde Krawattenmode beklagte, die uns nicht erlaubt, dergleichen im Laden zu kaufen und uns bei solchen Gelegenheiten wie die Biedermänner im 16. und 17. Jahrhundert einmal schön zu machen ...

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 26. Dezember 1876.] Ich bin durch den Witz veranlaßt worden, zum erstenmal einen letzten Willen zu revidieren, indem ich einen Zettel zu der kleinen Schachtel legte, des Inhalts, daß dieselbe nach meinem Tode nach München zurückzusenden sei, nach Maßgabe der Ordensstatuten. So kommt man in die Gewohnheit des Testierens hinein ...

Gottfried Keller an Emil Kuh. [Zürich, 8. Juni 1876.] Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück zu Ihrem Silbergroschenbroteinkaufen in Berlin, womit ich aufwarten kann. Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in keinem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, geriet in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagnersche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter andern der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: „Was ist denn das für ein Schweizer? was tut der hier usw.?" Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte, du kannst morgen mittags noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am andern Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas ver-

drießliche, aber elegante Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgendeines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „Der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen andern und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft: von der betrügerischen Kellnerin wie von der borniertен Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Notlage zu denken, und die nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu, und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter vonstatten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehn; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie oder um einen Groschenwecken handelt.

Nach der Staatsschreiberschaft

Am 8. Juli 1876 waltete Gottfried Keller zum letztenmal seines Amtes. Aufatmend verbuchte er: „Letztes Protokoll verlesen. Präsidium (Herr Ziegler) hält eine Ansprache an den abtretenden Staatsschreiber nach fünfzehnjähriger Amtsführung. Punktum." Nun war er frei und konnte mit vermehrter Hingabe der Mahnung seines fünfzigsten Geburtstages Gehör schenken, sein dichterisches Lebenswerk zu vollenden. Zunächst galt es, die „Galatea"-Novellen (Das Sinngedicht) fertig zu machen, die er vor fast einem Vierteljahrhundert dem Berliner Verlagsbuchhändler Franz Duncker versprochen hatte. Und von den „Züricher Novellen", mit denen er sich nun auch schon fünfzehn Jahre trug, war erst eine vollendet: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten". Auch drängte es ihn, den Jugendroman „Der grüne Heinrich" umzugestalten, und ein reicher lyrischer Nachwuchs wollte unter Dach. Aber freilich: der gute Wille zum Arbeiten blieb nach

wie vor von vielen täglichen Fährlichkeiten bedroht, unter denen die Vorstellung, daß alles Geschriebene stets hinter dem Geschauten, Empfundenen, Gedachten zurückbleibe, vielleicht die stärkste Hemmung war. Die Schwester Regula wußte wohl, warum in ihr keine rechte Freude über des Bruders wiedergewonnene Freiheit aufkommen konnte. Sie freilich vermochte nicht ihm zu helfen. Aber ein anderer tat's: Julius Rodenberg in Berlin, der Herausgeber der Deutschen Rundschau. Er wurde nicht müde, zu bitten, zu drängen, zu beschwören; ratend, schmeichelnd, lobend hielt er den Dichter am Werke. Und man darf wohl annehmen, daß ohne ihn die „Züricher Novellen", die „Galatea"-Novellen [Das Sinngedicht] und der Altersroman „Martin Salander" niemals fertig geworden wären.

An dem heißen Nachmittag des 19. Juli 1879 ward Gottfried Kellers sechzigster Geburtstag in dem schönen Rokokosälchen der „Meise" durch ein erlesenes Festessen geziemend gefeiert. Neben jedem Gedeck stand „ein kleiner Wald von Gläsern, aus welchem der Champagnerkelch wie eine Pappel emporragte". Die jüngeren Festteilnehmer verabredeten, sich am späten Abend von neuem wieder in der „Meise" zusammenzufinden, mußten aber andern Tags feststellen, daß nur der trinkfeste Jubilar selber imstande gewesen war, sich wirklich wieder dort einzustellen . . .

Im Herbst 1882 gab Gottfried Keller seine hochgelegene Wohnung draußen auf dem Bürgli auf. In strengen Wintern war sie sehr schwer zu erwärmen gewesen, die Entfernung vom Stadtinnern war ihm und seiner kränkelnden Schwester zu weit geworden, das viele Treppensteigen zu beschwerlich. Bei der abendlichen Heimkehr zumal und besonders an den Samstagsspätabenden oder vielmehr Sonntagsfrühmorgen, wenn ja auch die Nachtwächter dem Herrn Altstaatsschreiber immer gern behilflich waren. Leider hat kein freundlicher Stern über der Wohnungssuche des alternden Geschwisterpaares gewaltet: das Haus Thaleck am Zeltweg in Hottingen, in dessen Erdgeschoß eine laute Wirtschaft betrieben wurde, bot ihm unmittelbar darüber eine Wohnung, der alles fehlte, was auf dem Bürgli Kellers tägliche Freude gewesen war, der weite Himmel, der Blick über Land

und See und das heiterlebendige Grün der nächsten Umgebung. Es war eine höchst unglückliche Wahl, aber nachdem er sie einmal getroffen hatte, nahm er alle Folgen auf sich, keineswegs geduldig, mehr aus Scheu vor den Störungen und Unbequemlichkeiten eines neuen Umzugs.

Ein Glück, das er sich oft gewünscht, sollte das Alter ihm noch bringen: die Freude, mit einem großen bildenden Künstler in naher Freundschaft an einem Ort zusammenzuleben. Es war Arnold Böcklin aus Basel, durch den Keller diesen Wunsch erfüllt sah. Im Jahr 1827 geboren, in Düsseldorf, Brüssel, Antwerpen und Paris zum Maler ausgebildet, hatte Böcklin während seines ersten römischen Aufenthaltes (1850—1857) in Rom sich mit einer Römerin verheiratet. Nach dem Norden zurückgekehrt, hatte er sich auf die Förderung durch den kunstsinnigen Grafen Schack zu München angewiesen gesehen, denn das Publikum stand seiner Art und Kunst noch lange ablehnend gegenüber. Nach einem zweiten Aufenthalt in Rom (1862—1866) versuchte er sein Glück in der Vaterstadt: er schmückte das Treppenhaus des Basler Museums mit Fresken, die nur wenigen gefielen. Wieder lebte er nun ein paar Jahre in München und dann, von 1874 bis 1885, in Florenz. Danach ließ er sich für sieben Jahre in Zürich nieder, indessen seine meist von antiken Fabelwesen belebten Landschaften und Seestücke überall die Aufmerksamkeit und Bewunderung wenigstens der Kenner auf sich zu ziehen begannen.

Zu Böcklins sechzigsten Geburtstag 1887 schrieb Keller für die Dienstagsgesellschaft die folgenden Verse:

Seit du bei uns eingezogen
und dein leichtes Haus gebaut,
schauen wir der Iris Bogen,
wenn der hellste Himmel blaut,

sehn die Fülle der Gesichte
dich im Reigentanz umziehn,
sehn, wie Knospen, Blüten, Früchte
rastlos deiner Hand entfliehn.

Heute rauscht ein leises Wehen:
Lausche nicht zu lang, o Mann,
um Entstehen und Vergehen
fange nicht zu zählen an!

Wie dir täglich hat gegoren
in der Seele neuer Wein,
also sollst du neugeboren
selber jeden Morgen sein!

Und erst spät mag es geschehen,
daß es fern herüberhallt:
„Seht auf jenen grünen Höhen
hat der Meister einst gemalt!

Starken Herzens, stillen Blickes
teilt' er Licht und Schatten aus —
Meister jeglichen Geschickes
schloß gelassen er das Haus."

Adolf Vögtlin erzählt [in seinen Keller-Anekdoten]: In einem vornehmen Restaurant der Stadt Zürich saß ein älterer Herr nach dem Mittagessen, in eine Zeitung versunken und daneben an einer Zigarre paffend, am Tisch. Es war unser Gottfried Keller. An einem andern Tisch tafelten ein paar andre Herren und unterhielten sich über die Kulturträger Limmat-Athens. Da machte einer seinen Nachbar, ihn mit dem Ellenbogen anstoßend, auf den berühmten Zürcher Dichter aufmerksam. Sofort wünschte der Dritte mit Keller bekannt zu werden, es war kein Geringerer als Arnold Böcklin. Da ihm nicht bekannt war, wie gefährlich es unter Umständen sein mochte, den Löwen aus der Behaglichkeit des stillen Verdauens aufzustören, nahte er dem eifrig lesenden Dichter und sprach ihn in unverfälschtem Baseldeutsch an und stellte sich ihm vor: „Mi Naame isch Beggli." Ohne von der Zeitung aufzusehen brummte der Angesprochene nur ein unwilliges „So!" in den Bart hinein. Böcklin gab jedoch die Sache nicht verloren, blieb eine Zeitlang stehen und wiederholte seine Mel-

dung, die, wie es den Anschein hatte, dem Dichter völlig gleichgültig war, etwas lauter: er heiße Arnold Böcklin.

Auch Keller wartete nun ein wenig, ehe er ein ganz unwirsches „So!" hinter der Zeitung hervorbrummte, ohne der sich vorstellenden Größe Beachtung zu schenken.

Jetzt konnte sich Böcklin des Lachens nicht mehr enthalten und, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen, nannte er seinen Namen nochmals und nun mit etwas mehr Nachdruck. Endlich dämmerte es dem Dichter auf, was für einen zudringlichen Gast er vor sich haben mochte; er sah ihm scharf in die Augen und fragte verwundert: „Ja, sind Sie etwa der Maler Böcklin?" „Ich male auch etwa", entgegnete Böcklin, und nun lachten die beiden einander aus vollem Halse an, und es begann ein fröhliches Händeschütteln ...

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 19. August 1876.] Mit meiner Demokratenregierung bin ich leidlich auseinandergekommen oder vielmehr lustig, was ich Ihnen glaub' ich noch nicht erzählt habe. Sie veranstalteten mir ein Abschiedssessen im Hotel Bellevue, an dem ausschließlich die Mitglieder der Regierung und ich waren, und überreichten mir einen silbernen Becher. Die Sache begann um sechs Uhr nachmittags. Um neun schien es mir einschlafen zu wollen, ich verfiel auf die verrückte Idee, ich müsse nun meinerseits etwas leisten und den Becher einweihen. Ich lief hinaus und machte ganz tolle Weinbestellungen in Bordeaux, Champagner usf. in der Meinung, selbst dieselben zu bezahlen. Die Herren aber wußten, daß alles aus der Staatskasse bezahlt werden müsse, und um den Schaden wenigstens erträglich zu machen, fingen sie krampfhaft an mitzusaufen und soffen verzweifelt bis morgens um fünf Uhr, so daß wir am hellen Tage auseinandergehen mußten. Sieber wurde in einer Droschke nach Hause gebracht, ich wurde in einer Droschke nach dem Bürgli gefuhrwerkt, ich hatte drei Tage Kopfweh. Das Tollste ist, daß ich die Herren, je mehr wir soffen, um so reichlicher mit Offenherzigkeit regaliert habe in diesem letzten Augenblick, mit meinen Ansichten über die Verdienstlichkeit ihres Regiments u. dergl., was mich nachher geärgert hat, denn es war doch kommun undankbar.

Sie machten jedoch geduldige Miene dazu, ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr. Die bestellten Weine wollte ich am andern Tage oder vielmehr am Nachmittage desselben Tages bezahlen; es wurde mir aber richtig nichts abgenommen. Alles wird sorgfältig verschwiegen, nur das Rechnungsbelege wird als stummer Zeuge in den Archiven liegenbleiben.

Gottfried Keller an Marie Melos. [Zürich, 3. März 1877.] Mein hochverehrtes Fräulein! Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Heftigkeit zu nehmen, die allen Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es dennoch, das ich empfand, als ich verwunderungsvoll, wer mir denn da so artig und mitteilsam schreibe, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand. Seit vielen Jahren hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört und wußte gar nicht, wo Sie in der Welt hingekommen seien oder ob Sie überhaupt noch leben? So geht es in der Welt; wenn man nur still und geduldig wartet, wie die Katze vor dem Mauseloch, so kommen alle guten Dinge wieder einmal zum Vorschein ...

Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich allerdings meine Amtstätigkeit aufgegeben, um vor Torschluß noch mein schriftstellerisches Pensum schnell nachzuholen. Leider ist fast alles weggestorben, was ehmals mein nachsichtiges kleines Publikum gebildet hat; vor allem hätte ich mich gefreut, wenn ich auch Freiligrath noch ein bißchen Spaß hätte machen können. Doch lebt auch noch dieser oder jener Zeuge früherer Tage, und hauptsächlich in Ihnen, verehrtes Fräulein, ja eine ganz vorzügliche Altersgenossin! Daß wir am gleichen Tage geboren seien, habe ich noch gar nicht einmal gewußt, wissen Sie es auch gewiß? Meinerseits bin ich am 19. Juli 1819 zur Welt gekommen, nun sehen Sie mal nach!

Sollte ich das Vergnügen haben, mit Ihnen bei irgendeiner Kindstaufe zusammenzutreffen, so werde ich dazu einen neuen Frack machen lassen; sorgen Sie nur dafür, daß uns bald jemand zu Gevatter bittet ...

[Zürich, 19. Juli 1877.] Hochverehrte und teuerste Fräulein und Freundin! Und wie soll ich Ihnen selbst für das liebe Bildchen danken, das Sie mir geschenkt? Es hat mich ganz unvermittelt überrascht, wie wenn man jemand nach dreißig Jahren unerwartet wiedersieht. Aus dem dunkeläugigen rosigen Jungfräulein ist freilich ein gestrenges Tantchen geworden, allein ich glaube doch nicht, daß es allzu böse gemeint sei mit dem Ernst der Züge.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 12. August 1877.] Lieber Freund! Da das geheimnisvolle Ereignis, das Ihre Frau Schwester dem Freund Dilthey angekündigt hat, zu lang ausbleibt, so muß man wohl endlich Ihnen vorher noch einen Gruß senden. Eine Ministerkrisis schwebt nicht in der Luft, so wird's wohl eine Verlobung sein; vielleicht, daß Sie soeben an der Mäusefalle zu Matzen herumschnopern und dort einspazieren, wo meines Wissens noch zwei geröstete Speckschnittchen hängen.

Dilthey [der einem Ruf nach Göttingen folgte] wurde in letzter Woche weggefressen wie üblich. Er löst sich jetzt ganz in Elegien auf... Es ist wahrscheinlich, daß ich im September nach München gehe, und werde Ihnen in diesem Falle Nachricht geben.

Gegenwärtig ist meine gute Schwester sehr kränklich, daher die Sache noch unsicher ist. Sie hat nie an die Eingewöhnung resp. Erwerbung einer zuverlässigen Hausmagd denken wollen; nun muß ich morgens den Kaffee machen, den Katzen (zwei eigenen und einer Hospitantin) das Fressen reichen, auch zuweilen die Milch sieden, daß sie nicht verdirbt, und dergleichen Schweinereien mehr und dabei noch den Novellenband fertigschreiben.

Ich wünsche Euch allerseits vergnügte Ferien mit 1000,999 Grüßen. (Dies soll eine Dezimalziffer sein; ich kenne aber die Größe nicht, obschon ich das Maul vollzunehmen gedachte.)

[Zürich, 29. Oktober 1877.] Lieber Freund und Bräutigam! Sie haben wohlgetan, Ihrer erfreulichen Mitteilung zugleich ein Bildnis beizufügen, damit ich Ihnen auch aufrichtig und auf Sachlage gestützt glückwünschen kann, was hiermit in aller Form geschieht. Ich weiß nicht, wem die hübsche und eigentümliche Auffassung oder Anord-

nung der Photographie zu danken ist, welche an die stille Ruhe einer Antike erinnert; allein es gehörte jedenfalls auch das Objekt dazu, um die Wirkung zu ermöglichen.
Ich habe die drei Mädchen oder nunmehrigen Damen nur einmal während eines Nachmittags in der alten Burg gesehen und erinnere mich der Einzelheiten oder Individualitäten nicht mehr genau, sondern besitze nur noch einen Gesamteindruck von sonniger Herbstlandschaft, alten Türmen und hübschen Leuten, mich inbegriffen ...

Nicht durch drei Jahrzehnte, wie der Briefwechsel zwischen Keller und Heyse, sondern nur durch das eine von 1877 bis 1887 zieht sich der zwischen Keller und Storm, die sich nie von Angesicht gesehen haben. Dazu wäre nur 1853 Gelegenheit gewesen, als der vierunddreißigjährige Keller in Berlin Dramatiker zu werden gedachte, indessen der um zwei Jahre ältere Storm, der sich durch Gedichte und eine erste Novelle „Immensee" schon einen Namen gemacht hatte, als Gerichtsassessor in Potsdam lebte und in der Berliner Künstlergesellschaft „Der Tunnel über der Spree" oft mit Bekannten Kellers zusammensaß.
Theodor Storm war in Husum als Sohn eines Advokaten aufgewachsen und 1843 selber Advokat in seiner Vaterstadt geworden. Als er 1850 den dänischen Ansprüchen gegenüber für die Deutschheit der Elbherzogtümer eintrat, mußte er Beruf und Heimat aufgeben und in den preußischen Gerichtsdienst eintreten. 1856 wurde er Amtsrichter in Heiligenstadt im Eichsfeld, dem nordwestlichen Ausläufer des Thüringer Berglandes. Dank den veränderten politischen Verhältnissen konnte er 1864 Amtsrichter in Husum werden. 1865 verlor er seine erste Frau, Constanze, nach der Geburt des siebenten Kindes, 1866 heiratete er seine zweite, Dorothea, die seine Kinderschar um eine Tochter vermehrte, 1880 ließ er sich in den Ruhestand versetzen und baute sich in Hademarschen an, wo er 1888 gestorben ist.
Angeregt zu seinem ersten Brief an Keller wurde Storm durch seinen Freund, den Regierungsrat Wilhelm Petersen in Schleswig, der den Grünen Heinrich gelesen und Keller durch einen verständnisvollen

Brief über das Werk erfreut hatte. Wie den ersten, so hat Storm auch den letzten Brief an Keller geschrieben, auf den dieser die Antwort schuldig geblieben ist, vielleicht weil ihm angesichts der unverminderten Schöpferkraft Storms das Nachlassen der eigenen allzu schmerzlich war.

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 31. Dezember 1877.] Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Silvesternacht und das germanische Laster entweder untauglich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnten à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike [Gedicht „Zur Warnung"] und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die Züricher Novellen werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können, denn ich habe erst seither in Ihrem „Sonnenschein" gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgabe ...

Auf den gewünschten Geßnerband vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer wieder entleert sich etwa ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine

Tochter Wielands. Sein Bild, in Öl gemalt, hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahr 1810 schreibt Wieland an die Tochter, über „Die Wahlverwandtschaften" seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklärten sie für verrückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Das nächste Jahr wollen wir, „so Gott will", wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben. Ihr getreuer G. Keller.

Gottfried Keller an Frau Ida Freiligrath. [Zürich, 19. Januar 1878.] Es hat mich alles durcheinander erfreut und beschämt, was Sie darüber [über den Grünen Heinrich] geschrieben, obgleich das Schlimmste [der traurige Ausgang des Buches], das Sie so geärgert hat, auf einer Verstockung beruht, die vom Autor ausgegangen war und nicht zum richtigen Ausdruck gelangen konnte. Ein Hochzeitsroman hat es von Anfang an nicht werden sollen, und als dann das eigentliche Komponieren gegen den Schluß angehen mußte, war ich mit dem Kopfe nicht mehr dabei. So mußte dann die mütterliche Tragik in allerhand Übertreibungen aushelfen. Selbsterlebte Empfindungen waren dabei im Spiele, denn ich hatte beinah ein Jahr lang nicht nach Hause geschrieben, und glaubte zuweilen, es nicht erleben zu können, heimzukehren. Nun, mein Mütterchen ist nachher zufrieden bei mir auf der Züricher Staatskanzlei gestorben, was ihr in unsern Verhältnissen sogar stattlich vorkam. Ich vermute sogar, daß sie die Schwester mir heimlich zum Terrorisieren abgerichtet hat, da sie zuweilen so störrisch ist, wie nur Leute sind, die infolge höherer Instruktion handeln ...

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 26. Februar 1879.] Den koketten Rhapsoden Wilhelm Jordan hab' ich vor Jahren auch hier gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch' modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: „Du bist lieber als Papa." Jordan ist gewiß ein großes Talent, aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für ab-

geschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahr lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Tür aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und „schöner Mann", und nun sah ich, wie die beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können . . .

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehnpfennigmarken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stocks hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!" Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!" Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: „Wer ist denn da wieder?" (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz an den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) „Den nächsten Brief dieser Art", schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht annehmen!" — „Du wirst nicht des Teufels sein!" schrei' ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbsuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Raus mit der Suppe!" heißt's jetzt, „und stell' sie in deinen Ofen!" — „Dort steht schon ein Topf, mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!" Neuer Wortkampf

über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir s. Z. nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgendeinen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln, er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein' Teil weg!

Adolf Frey erzählt: Vom Rheumatismus gequält, bat Keller den Arzt zu sich. „Kommt das vom Essen, Herr Doktor?" fragte er. „Nein, Herr Staatsschreiber, das kommt vom Flüssigen", lautete die anzügliche Antwort. Da wandte sich der Dichter zu der anwesenden Schwester: „Siehst du, Regel, da hast du's mit deinen ewigen Suppen!"

Gottfried Keller an Marie Melos. [Zürich, 18. Juli 1880.] Hochverehrte Dame und Freundin, auch Fräulein Mariechen! Im letzten Augenblicke fällt mir ein, daß morgen unser Geburtstag ist. Nur Sie allein sind schuld, daß ich erst in meinem Alter gelernt habe, auf diesen kuriosen Tag zu achten; es nützt nur nicht viel. Item, ich wünsche Ihnen also auch diesmal, was Sie schon wissen, und noch etwas dazu, was Sie selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen.

Meine übrigen Briefschulden, auch an die verehrte Frau Schwester, werde ich binnen kurzem abtragen, da ich nächstens mit dem Unglücksbuch fertig bin [mit der Umgestaltung des Grünen Heinrich], ich glaubte es diese Woche schon werden zu können. Allein immer wieder gibt es Tage, wo ich fast lieber erkranken möchte, als an der Bestie arbeiten, so zuwider ist sie mir geworden. Und doch gilt es, durch Geduld daran zu retten, was zu retten ist.

Wahrscheinlich werden die beiden Freiligräthinnen nächstens ausfliegen oder schon geflogen sein? Dazu wünsche ich Glück und schönes Wetter. Da dies nur ein Mogelbrief sein soll, was den Umfang betrifft, so will ich jetzt ohne Umschweife schließen und Sie, sowie die Schwester mit aufrichtigem Herzen schließen (Esel!) grüßen.

Auch meine Schwester empfiehlt sich den Damen, ärgert mich aber nach wie vor mit ihren Staublumpen und Scheuerbesen.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 21. November 1880.] Verehrte Frau Professorin! Mit einer Zigarre bewaffnet, am dunkelsten Sonntagmorgen, mache ich mich endlich daran, Ihre große Freundlichkeit, die gar nie daneben trifft, mit einem schwachen Versuch der Dankbarkeit zu beantworten. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich durch meine Schreibfaulheit nicht abhalten lassen, meiner zu gedenken, und Sie können sicher sein, daß ich es im stillen stets verdiene, soweit ein alter Schlingel, der noch allwöchentlich einmal die Nacht durchkneipt, überhaupt etwas verdienen kann ... Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Läusemützchen, das Profil ist noch ganz so fein wie vor acht oder weiß Gott wieviel Jahren, beinah' noch jünger; es tut aber nichts, der Totenkopf wird schon noch kommen, eh' wir's uns versehen ...

Es tut mir sänftlich wohl, daß Ihnen der „Grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gewaschen und gestriegelt habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen; denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbarn, graben ihn wieder heraus und legen einem das arme Scheusal vor die Haustür ...

Gottfried Keller an Lydia Escher. [Zürich, 2. Dezember 1880.] Ich bitte, verehrte Gönnerin, mir nicht mit Pessimismus und dergleichen Schnickschnack zu kommen. Diese Modetorheit mit ihrem Jargon steht jungen Damen noch schlechter an, als den preußischen Gardeleutnants, die sie auch mitmachen, besonders wenn sie unglücklich gespielt haben usw. ...

[Zürich, 5. Februar 1881.] Hochzuverehrendes Fräulein! Auf die Gefahr hin, daß diese Zeilen Sie nicht mehr am Strande der seligen Huster [in Nizza] auffinden, muß ich doch meinen gepreßten Gefühlen, die von Veilchen- und Rosenduft ganz geschwängert sind, Luft machen und Ihnen sowie Ihrem hochgeehrten Herrn Vater und Präsidenten meinen herzlichsten und ebenso höflichen Dank abstatten für die herrliche Blumengabe, die mich letzten Freitag in der Morgenfrühe im besten gegenseitigen Wohlsein überraschelt hat. Seither ist die Nase meiner Seele stets halb violett, halb rötlich angeschimmert, und auch der leibliche Rüssel schnuppert an dem Frühling herum, der da vom blauen Mittelmeer über die Alpen hergewandert ist. Hoffentlich ist das Befinden des Herrn Präsidenten sowie das Ihrige das allerbeste und der Zustand überhaupt so glänzend wie der Gipfel der großen Windgelle, der soeben, vom Föhn blankgescheuert, durch die Wolken leuchtet ...

Gottfried Keller an Frau Justina Rodenberg. [Zürich, 9. April 1881.] Höchstverehrte Frau Doktorin! Neben der Dankespflicht, welche ich für Ihre gütig freundlichen Zeilen vom 28. Januar endlich zu erfüllen komme, habe ich zugleich eine große Bitte an Sie zu richten: nämlich um Ihre huldvolle Fürsprache bei dem Beherrscher der „Deutschen Rundschau", daß er den Unmut, den ihm die Plackerei mit meinen Manuskriptsendungen verursachte, nicht in seiner ganzen Größe bestehen lassen wolle! Wie oft habe ich mich geschämt, wenn ich mir vorstellte, wie der Herr am Frühstückstische über meine Faulheit und Wortbrüchigkeit wetterte und ich im Geiste als ein ergrautes armes Sünderlein dabeistand und demütiglich das Kopfschütteln der Hausfrau gewahrte, die ihre heitere Morgenstimmung getrübt sah! Dann faßte ich die besten heiligsten Vor-

sätze und vergoß die heißesten Tränen, ach, um gleich in die alte Hölle der Verderbnis zurückzusinken, sobald wieder ein schöner freier Monat vor mir war. Der einzige Milderungsgrund besteht darin, daß ich doch immer bei der Sache blieb und sie nicht aus den Augen ließ, ausgenommen am Montag vor acht Tagen, wo ich die Handschrift gerade am letzten Tage noch schmählich im Stich ließ und einem Gelage nachlief. Und dabei habe ich mit verhärtetem Gemüte gegessen, getrunken, gesungen und jubiliert und einen großen goldenen Becher in Gestalt eines Hundes, eines sitzenden Jagdrüden mit eisernem Stachelhalsband, unzählige Male aufgehoben, als ob es keinen Julius Rodenberg in der Welt gäbe!

Ihre allzu wohlwollenden Äußerungen über den Grünen Heinrich habe ich wie ein Glas Ananaspunsch eingeschlürft und die Bescheidenheit eine gute Frau sein lassen ...

Gottfried Keller an Wilhelm Petersen. [Zürich, 21. April 1881.] Mein lieber Herr und bester Freund! Da Sie nicht nur die Fische des Meeres, sondern auch die Vögel der Luft gegen mich absenden, so muß ich den Vorsatz, an Sie zu schreiben, endlich zur Tat werden lassen. Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftssachen wieder einmal müssen liegenlassen, nicht weil ich nicht manche müßige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem Schriftstellern zu nah verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrium zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern. Der eigentliche Müßiggang aber, bestehe er in Lektüre oder irgendeiner andern eigensinnigen heterogenen Übung, trägt immer seine göttliche Berechtigung des „Daseins an sich" in sich. Und so scheut man sich, Briefe zu schreiben, indessen man sich nicht entblödet, plötzlich ein historisches Kapitel zu studieren und ein paar Tage zu zeichnen.

Also die zierlichen Kibitzeier sind glücklich angekommen und in ihrer ganzen Schmackhaftigkeit verzehrt worden, nicht ohne einiges Mitgefühl an den Hervorbringern, denen so räuberisch zu Nest gestiegen wird.

Mit der Adresse meines herzlichen Dankes bin ich etwas verlegen, denn eine auf dem Kistchen haften gebliebene Adresse zeigt an, daß die Nordfrüchte rechtmäßig zuerst der Frau Gemahlin angehört haben. Ich kann nicht untersuchen, ob eine Gewalttat in Form einer Besteuerung oder einer einfachen Wegnahme, Konfiskation, oder eine Überredung, eine gütliche Transaktion stattgefunden hat, und bitte nur, meinen Dank nach dem Gebote Ihres Gewissens ausrichten und verteilen zu wollen ...

Ihre Äußerungen wegen des pathologischen Zuges, der Ihnen eigen sei, berühren schmerzlich, weil Sie einen Zug, den viele unbewußt haben, mehr fühlen als die andern. Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Übel sein, eine Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit ...

Gottfried Keller an Lydia Escher. [Zürich, 21. April 1881.] Vor vierzehn Tagen hatte ich einen Mann mit einer Ziehharmonika mitgebracht, damit man allenfalls einen kleinen Ball improvisieren könne. Er war schon mit mir in Ihrem Schloßgarten, als ich bemerkte, daß das Arbeitszimmer des Herrn Präsidenten erleuchtet war und somit von dem Tanzvergnügen keine Rede sein konnte. Mit einiger Schwierigkeit schickte ich den Musikanten wieder fort; denn er wollte durchaus im Garten eins aufspielen. Er ist ein Knüsli von Fällanden, seines Zeichens sonst ein Chübelimacher, und für kleinere Familienfeste wirklich zu empfehlen ...

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 12. August 1881.] Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht perfekt. Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jüngsten Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster

Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulicher Bericht über den anthologischen Hafermann hat mich beruhigt. Als derselbe mir immer unter die Nase rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich, da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten als das Wasser. [Hafermann = Avenarius. Der fünfundzwanzigjährige, später durch seine Zeitschrift „Der Kunstwart" bekanntgewordene sächsische Schriftsteller Ferdinand Avenarius gab 1882 eine Anthologie Deutsche Lyrik der Gegenwart heraus.]

[Zürich, 29. Dezember 1881.] Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen, versteh' ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen einfachen und loyalen Menschennatur verbunden ist. So war ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und ungelehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrsschmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artilleriekollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft, die im Eingang der „Zürcher Novellen" geschildert ist und mich dafür zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hat. Ich habe auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern (Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da werde ich am 2. Januar, dem Berchtolstage, der ein uralter Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerieoffizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Liedertafel gehen, die ihren vierzigjährigen Bestand feiert; und so ist immer was los, wenn man Lust hat.

[30. Dezember.] Ich war gestern dort und habe gesehen, wie drei-

hundert Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffes; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet ... Meyers Bedeutung liegt in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 16. Dezember 1881.] Wie geht es Ihnen im übrigen? Meinerseits habe ich das Alter meiner Gesellschaftsfreunde um dreißig Jahre reduziert, lasse die Siebziger und Sechziger sitzen und gehe mit fünfunddreißigjährigen jungen Gelehrten usw. um, oder dulde höchstens etwa einen Vierziger darunter. Samstag nachts ist der Hauptsabbat, da wird bis zwei oder drei Uhr aufgeblieben und gelacht oder diskutiert, wobei ich das Neuste höre. Letzten Sommer ging ich immer in der Sonntagsfrühe mit dem Vögelgesang nach Hause, was sehr lustig war. Oft aber vergehen drei Tage, ohne daß ich vor die Tür komme.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich (Bürgli), 16. Dezember 1881.] Lieber Freund: Mit heutiger Post lasse ich unter Kreuzband mein letztes Geschreibsel [„Das Sinngedicht." Novellen] an Sie abreisen, damit Sie sehen, daß ich noch an Sie denke. Die ersten siebenzig Seiten sind im Jahr 1855 in Berlin geschrieben. Genau an der abgebrochenen Stelle fuhr ich hier auf dem Bürgli im Dezember 1880 fort, als ob inzwischen nichts geschehen wäre. Vorher hab ich aber den Franz Duncker, den ursprünglich bestimmten Verleger, der inzwischen um Vermögen und Verlagsgeschäft gekommen, mit ziemlichen Zinsen entschädigt, was er mit warmen Danksagungen aufnahm und behauptete, ich sei der einzige Freund, der ihn im Unglück nicht verlasse. So habe ich von meiner Faulheit und Liederlichkeit unerwartete Ehre aufgelesen und bewunderte meinen edlen Charakter, den ich gar nicht gekannt hatte.

Neulich war Johannes Brahms in Zürich und führte uns seine schöne Meistermusik auf. Ich war mehrmals mit ihm zusammen, und er erzählte mir von Ihnen, z. B. daß Sie alle Ferien nach Italien gingen usw. Ich schwindelte auf sein Anraten ihm vor, daß ich einmal zu geeigneter Zeit nach Wien kommen und mit Ihnen über den Brenner gehen wolle. Gescheiter wird es aber sein, wenn ich meinerseits über den Gotthard gehe und Sie irgendwo jenseits treffe, wenn es so weit kommt.

Ich sollte freilich nicht von solchen Dingen schreiben, ohne zu wissen, ob Sie nicht etwa in irgendeiner Weise von dem Feuerelend berührt oder wenigstens davon in trüber Laune sind. Sie erinnern sich vielleicht der kleinen Wirtin Stucki auf dem Café Safran dahier? Diese häßliche, aber lebenslustige fünfzigjährige Person ging als Witwe, um sich des erworbenen Geldes zu freuen, vor einigen Jahren nach Wien und liegt jetzt auch in dem Schutte des Burgtheaters; denn sie ist unter den Vermißten verzeichnet. Als die Bourbakis in Zürich waren, hatte sie immer eine Korona französischer-Offiziere um ihr Büfett herumstehen und machte tausend Späße.

Wie raucht sich denn Ihr Herr Stammhalter? Gedeiht er? Versteht er schon was vom Pfandrecht, oder steckt er noch im barbarischen Naturrecht der Windelvölker? Empfehlen Sie mich der schlanken Mama recht schön, soweit es mit einem solchen Shokinger möglich ist, wie ich bin.

Leben Sie wohl und essen Sie demnach nicht zuviel Zucker über dem Jahreswechsel, zu welchem ich Ihnen im voraus alles Gute wünsche samt Ihrem ganzen Zivilstandswesen. Ihr alter Gottfr. Keller.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 15. Januar 1882.] Verehrungswürdigste gnädige Frau! Da es so lukrativ ist, mit Ihnen gut zu stehen, so muß ich Sie schon mit erhöhten Höflichkeiten anreden und noch einige platonische Handküsse hinzufügen, wobei Sie wenigstens sicher sind, daß ich Sie nicht in den Finger beiße. Denn ich besitze nicht einmal mehr den Zahn, welchen der große Kant hinterlassen hat. Lassen Sie sich denselben vom Herrn Gemahl zeigen im Wiener „Archiv für Anthropologie" auf den Abbildungen des Kantischen Schädels, womit ich

übrigens nicht das Ihnen so verhaßte Schädelthema wieder anschlagen will.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 15. Januar 1882.] Der Kartonkasten, den Sie mir gesendet, ist so praktisch, daß ich gleich die Briefhaufen der letzten paar Jahre, die meine Tische belästigten, aufgeräumt, und hineingepackt habe, so daß ich die Bescherung zu den andern alten Schachteln und Kartons rangieren konnte. Hieraus können Sie entnehmen, wie dankbar ich erst für den Inhalt war und bin; denn wenn Sie glaubten, daß ich die Schachtel zurückgebe, so waren Sie im Irrtum. Um so fröhlicher danke ich Ihnen für das Licht, das Sie mir aufgesteckt haben, es steht artig genug auf dem Rauchtischchen und ist wirklich hübsch gemacht. Die luxuriöse Mappe wandle ich in einem Briefe an die Frau Schwester gleichzeitig ab und lasse die Begeisterung auch noch über diesem Briefe abträufeln. Das dicke schöne Papier darin werde ich mit irgend etwas mir noch Unbekanntem beschreiben, anstatt es als Löschpapier zu benutzen, und zwar mit Bleistift.

Mit dem italienischen Schwindel [Reiseplan] ist es dies Jahr für mich noch nichts; es würde mich zu stark von der Arbeit abziehen und das Ende unsicher machen. Ich mache nämlich vorher einen einbändigen kleinen Roman [Martin Sálander] fertig und bin am Redigieren der Sammlung dessen, was ich in Versen gehudelt habe, was unter allen Umständen dies Jahr getan sein muß. Eher könnte ich wahrscheinlich im Spätsommer auf den alten steinigen Wegen Oberösterreichs usw. wieder einmal herumstolpern ...

Mit dem Sinngedicht geht es gar nicht übel, es wird soeben die dritte Auflage gedruckt; am Ende geht mir noch die Sonne des Geldprotzentums auf, und ich werde fromm und scheinheilig. — Daß von der löblichen Exnerei niemand durch den seligen Offenbach in die Hölle des brennenden Ringtheaters gelockt worden sei, habe ich mir eigentlich vorher gedacht, und so mögt Ihr ferner gesund und fröhlich auf dem rechten Pfade dahinwandeln!

Gottfried Keller an Julius Rodenberg. [Zürich, 28. März 1882.] Ihr liebenswürdiger und beweglicher Januarbrief, ver-

ehrter Mann und Freund, ermuntert mich, auch ohne Geschäft mich mit meinem Geplauder einzufinden und für alle gute Freundschaft zu danken.

Die Klage über den gegenwärtigen Kulturzustand in Berlin, obgleich sie mir nicht ganz unerwartet kommen kann, hat mich dennoch peinlich ergriffen, weil ich daraus erkenne, daß es für die drin Lebenden anfängt ernstlich ungemütlich zu werden. Durchaus abgesehen von der elenden Stöckerei [die von dem Hofprediger Stöcker ausgehende antisemitische und christlichsoziale Bewegung] und was drum und dranhängt, hat es mir auch sonst schon vorkommen wollen, daß der gute alte Berliner Humanismus, der so wahrhaft universell war, in dem aus allen Winkeln herzugereisten Größedünkel ersaufe. Eine Million Kleinstädter, die über Nacht auf einen Haufen zusammenlaufen, bringen ja nicht sofort einen großen Geist hervor, kollektivisch, sondern zunächst nur einen großen Klatsch und roten Spektakel. Wenn nun das vorhandene Talent diesem nachläuft und zu gefallen strebt, so kommt es so, wie es jetzt ist. Machen Sie nur bald einige Monate Streik und fahren Sie anher, so wollen wir die Köpfe zusammenstecken, denn hier ist auch nicht alles süße Milch, was man zum Kaffee kriegt.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 20. Mai 1882.] Verehrtestes gnädiges Frauchen! Wegen der Mappe haben Sie mich nun etwas beruhigt und meinen Schlaf, der sich um eine Viertelstunde verkürzt hatte, wiederhergestellt, so daß ich bereits über das Ziel hinausschieße und länger schlafe als vorher. Aber mit der Sommerfrische hat es mir auf die Flinte geschneit, so daß ich nicht schießen kann. Meine Schwester ist seit dem Winter kränklich, und wenn es augenblicklich etwas besser ist, so kann ich sie doch nicht allein lassen, da man nie weiß, wann es wieder schlimmer wird. Sie hat nämlich gewisse Zerbrechlichkeiten in den Pumpschläuchen, die vom Herzen ausgehen, ist blutärmlich und atmungsnotdürftig usw., dazu noch am Halse dick und will noch immer alles selbst machen. Auf den Herbst muß ich ernstlich nach einer näher an der Stadt und nicht so hochgelegenen Wohnung umsehen; wir labo-

rieren schon zwei Jahre daran; ich habe mich zu nichts entschließen können, weil ich nicht gern etwas nehme, wo man voraussichtlich das Leben auch wieder nicht beschließen kann. Finde ich aber etwas, so geht der Teufel mit den Vorarbeiten des Umzuges an, kurz, es ist nicht geraten, daß ich weggehe. Sie können Sich denken, daß ich Eueren lockend freundlichen Vorschlag mit sehr betrübten Augen ansehe, und, um ihn zu einer sauren Traube umzuwandeln, mir sage: „Ei was, am Ende regnet's wieder die ganze Zeit in jenen Kalkwänden um den Schafberg herum."

Gottfried Keller an Frau Anna Hettner. [Zürich, 3. Juni 1882.] Hochverehrte Frau! Tief erschüttert durch die ganz unerwartete Trauernachricht nimmt sich ein alter Freund des Verewigten die Freiheit, Ihnen und Ihrem geehrten Hause die Bezeugung seiner innigsten Teilnahme darzubringen.

Ohne jede Nachricht von einem Kranksein, trug ich mich gerade in den letzten Wochen mit dem Vorsatze, unsere eingeschlafene Korrespondenz wieder aufzunehmen und auch eine lang beabsichtigte Reise nach dem Norden endlich auszuführen, wobei ich mich auf ein Wiedersehen freute.

Das ist nun nach der Übung des alten Menschenschicksals wieder einmal dahin, und es bleibt mir nichts übrig, als einen traurigen Gruß ungebrochener Anhänglichkeit in das Freundesgrab hinüberzurufen ...

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 5. Juni 1882.] Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beschäftigt, schreibe ab, rezensiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es ist eine nicht unlustige Arbeit und kostet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wiesen.

Außerdem, und das mag auch ein Grund meiner Unlust zum Briefschreiben sein, ist eine kleine verdächtige Bewegung meiner Gedankenwelt im Gange, allerlei Ideen und Projekte zur Produktion scheinen flüssig werden zu wollen, so daß ich gern und viel still mit mir selbst beschäftigt bin und freilich in lichten Momenten dann be-

fürchten muß, es möchte sich um den Beginn der Alterstorheit handeln, welcher sich in Gestalt eines Nachsommers kleidet mit seinem flüchtigen Sonnenschein ...

Meine Schwester läßt sich vielmals für Ihr freundliches Gedenken bedanken; natürlich hat sie wieder einen artigen Holzvorrat überwintert, d. h. nicht verbrannt. Leider ist sie seit Frühjahr kränklich und will doch nicht stillsitzen, so daß ich mit Sorgen in die Zukunft schaue ...

Gottfried Keller an Marie Melos. [Zürich, 17. Juli 1882.] Da wäre ich also, allerteuerste Freundin, mit meinem Tribut an Glückwünschen, so gut ich ihn in den Jagdgründen meines Lehnswesens, des Herzens, habe aufbringen können. Und ich danke Ihnen zugleich für Ihren so hurtig entgegengekommenen Geburtstagssegen. Möge es uns, die wir nun auf der andern Seite schon ein gutes Stück hinuntergelaufen sind, bis zum Ende noch so leidlich ergehen wie bisher.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie das „Sinngedicht" ein wenig loben, welches das leichtsinnige Zeug nötig hat. Der Tod der armen Regina war leider notwendig, um die Gestalt der weiteren Berührung mit der Welt zu entziehen. Fiele dieser Tod weg, so würden die gleichen Damen, die ihn jetzt nicht leiden mögen, die Achsel zucken und sagen: Es ist doch eine kuriose Geschichte mit dieser Küchenmagd, was soll das eigentlich heißen usw. Und so geht mir wenigstens die artige Ausstattung nicht verloren, die ich an die Figur verwendet habe. Es geht uns allen mehr oder minder so, mein liebes Fräulein, erst wenn wir gegangen sind, läßt man uns gelten und bedauert uns ...

[Zürich, 24. Juli 1882.] Empfangen Sie meinen innigsten Dank, teuerste und hochgelobte Fräulein Maria, für die Zusendung des Düsseldorfer Volksblattes mit dem Geschichtskalender vom 19. Juli. Ich ersehe aus demselben, wie notwendig es war, daß wir beide an diesem Tage geboren wurden, um die üblen Vorbedeutungen und Erinnerungen etwas zu mildern und zu versüßen. Zwei griechische Feldherren fielen an diesem Tage, Rom wurde durch Nero verbrannt,

und die Wiedereinführung des Eisernen Kreuzes fand statt. Was letzteres bedeutet, weiß ich zwar nicht, aber es dünkt mich unheimlich und scheint mir zu der Ehegesetzgebung zu gehören, irgendeinen furchtbaren matrimonialen Grundsatz zu enthalten.
Diesmal habe ich aber rechtzeitig Ihrer gedacht. Es hatten mich am Morgen drei Jüdinnen aus München besucht, Großmutter, Mutter und Enkelin [Eller], mit denen ich in die Stadt zum Mittagessen ging. Eine vierte gesellte sich hinzu und unter diesem Orientalismus saß ich wie der Erzvater Abraham. Es waren alles exaltierte Wagnerianerinnen oder kurzweg — Erinnen, und als man auf den Meister ein Hoch ausbrachte, schob ich für meine Person Ihren Namen unter. Es mußte heimlich geschehen, weil vom Geburtstag nichts verlauten durfte ...

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 13. August 1882.] Verehrteste gute Frau und Freundin! Es freut mich sehr, daß es Ihnen gut geht im Gebirge, und daß Sie eine so schöne Fähigkeit besitzen, es dankbar zu erkennen. Auch daß Sie sich so artig einstellen, meinen rundschauerlichen Weltruhm anzusingen, ist tugendhaft, und wenn ich Sie in der Nähe hätte, würde ich Ihnen ein Sechserl in den Hut werfen. [Otto Brahm hatte in der Deutschen Rundschau einen Aufsatz über Gottfried Keller erscheinen lassen.] Der Verfasser des bewußten Artikels ist aus der Schule des Professors Wilhelm Scherer, welche uns arme Lebende historisch-realistisch behandelt und mit saurer Mühe überall nur Erlebtes ausspürt, und mehr davon wissen will, als man selbst weiß usw. Dieser Otto Brahm ist übrigens ein feines und gescheites Jüdchen und voll reinen Wohlwollens, wie die berühmten Juden des vorigen Jahrhunderts. Er hat sich nach verübter Tat neulich bei mir vorgestellt.

Gottfried Keller an Wilhelm Petersen. [Zürich, 21. September 1882.] Hier haben wir einen kompletten Regensommer; es sieht betrübt aus. Die Bauern sind vergrämt und wählen Leute in die Behörden, die den unreifen Trauben entsprechen, verwerfen alle Gesetze, die man vorlegt, und werden wahrscheinlich nächstens

verlangen, daß die jährliche Festsetzung der Witterung jeweilig der Volksabstimmung unterbreitet werde, durch besonderen Gesetzentwurf.

Für den Geburtstagswunsch danke ich nachträglich recht herzlich und möchte Sie fast ermahnen, es nicht so genau nehmen zu wollen. Ich habe den Tag ohne Notiz zugebracht und mit drei durchreisenden Jüdinnen aus München im Gasthof zu Mittag gespiesen, wobei ich das Faktum vergnüglich verschwieg, obgleich sie immer ein Motiv zum Anstoßen suchten und gern eine Flasche Champagner gesoffen hätten ...

Meine Schwester befindet sich seit dem Frühjahr wieder besser, was das Einzelbefinden angeht; sie bewegt sich herum und läßt niemand was machen. Allein die allgemeine Schwäche und Gebrechlichkeit ist geblieben und wird schwerlich mehr weichen. Sie hat eben den Teufel im Leib und will weder ruhen noch „abgeben", aus dem falschen Instinkt, es würde dann fertig sein, und so kommen diese armen Geschöpfe aus dem circulus vitiosus nicht heraus. Trotzdem dankt sie bestens für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben geziemendlichst. Ich ersorge aus obigen Gründen die Umzugsgeschichte, da sie keine Idee davon hat, den ganzen Krempel jemandem zu übergeben und ihn ruhig machen zu lassen ...

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 22. September 1882.] Neulich tat ich mir nicht wenig zugute, als ein Berliner Autor, Heinrich Seidel, mir ein Bändchen „Jorinde" schickte, mit der Behauptung, er sei Ihr und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann auch was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht.

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Scherersehen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens

einen sichern Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.
Mein nebliges Gedicht [„Land im Herbste"], dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit" beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei Euch wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft; sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen.
Mit den drei Auflagen des „Sinngedichts" während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 Stück die Auflage, hat es seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Tür steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu disputierlich. Sie befindet sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im allgemeinen schwächlich geworden und in puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut, und sie erwidert dieselben höflichst ...

Gottfried Keller an Wilhelm Hertz. [Zürich, 6. November 1882.] Es hat mich innig gefreut, von Ihnen zu vernehmen, und habe es auch in Zeitungsberichten bestätigt gefunden, daß Heyse mit seinem „Alkibiades" [-Drama] in Weimar einen schönen und gerechten Erfolg erlebt hat. Möge das ihm für den ganzen Winter wohl bekommen.
Mein luziferischer Sturz von der Leiter ist ohne weitere Folgen verlaufen und die malitiöse Schramme am Hinterkopf zugeheilt. Es hätte freilich ebensowohl das Genick oder den Rückgrat kosten können,

denn es fehlte nicht an der Vorrichtung. Die Leiter blieb stehen, und nur ich glitschte wegen eines schlechtsitzenden Pantoffels aus und stürzte rücklings mit dem Kopfe voran auf den Boden hinunter, und zwar ziemlich aus der Nähe der Zimmerdecke. Ich darf aber fast nicht sagen, daß ich das gleiche Manöver fünf Minuten früher gemacht und dabei auf die linke Schulter gefallen war ohne irgendeine Verletzung. Jetzt bin ich allerdings demoralisiert für die unschuldige Leiter, während ich die zu langen Pantoffeln noch immer an den Füßen trage ...

Gottfried Keller an Theodor Storm. [Zürich, 21. November 1882.] Liebwertester Freund und Storm! Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwimmen können, wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahre älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Sammet, worin vermutlich die sechs „gehabten" Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabeiliegende dicke seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte. Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Arm voll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zuschanden, man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags, am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, meine Kinderfallmütze vorher in der Hand gehabt von Anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung, denn die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß $1^1/_2$ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darinstand,

vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 29. Dezember 1882.] Also Sie haben eine alte Mühle am Bergsee gekauft; ohne Zweifel wird auch ein Mühlbach da sein, mit allem Zubehör, so daß es losgehn kann mit einer neuen Serie Müllerlieder vom Wolfgangsee. Nun, mahlen Sie nur ein recht schönes, lustiges, weißes Mehl alle Sommertage Ihres Lebens hindurch, bis das dunkle Haar sich davon zu bestäuben anfängt. Sie brauchen dann keinen Puder zu kaufen, um es zu verbergen, aber noch lange sei es bis dahin.

Unser Umzug war so beschwerlich und langweilig als möglich und hat mich, mitten aus der behaglichen Arbeitsstimmung heraus, manche Woche gekostet. Zum Überfluß purzelte ich aus ziemlicher Höhe beim Einpacken von der Bücherleiter herunter und zerschlug mir auf dem Boden den Hinterkopf. Ich hielt mich eine Weile für kaputt, bis ich merkte, daß ich eine solche Betrachtung nicht anstellen würde, wenn es der Fall wäre. Die Narbe juckt mich aber jetzt noch zuweilen. Indessen hab' ich doch wieder eine Anzahl Verse gemacht, die sich aber vielleicht dennoch als schädelbrüchig ausweisen, wenn sie auskommen ...

Gottfried Keller an Marie Melos in Düsseldorf. [Zürich, 30. Dezember 1882.] Teuerste Freundin! Ich komme nur schnell zu sehen, ob Sie in diesen wässerigen Zeitläuften [große Rheinüberschwemmung] noch keine Rheinnixe geworden seien und Ihnen in jedem Falle zum neuen Jahr Glück und Heil zuzurufen, d. h. wenn Sie nicht ausgeflogen sind mit Ihren unruhigen Taubenflügeln.

Mit Ihrem letzten gütigen Briefe, der mit den andern vom Umzuge her eingepackt liegt, haben Sie mir eine allerliebste theologische Rede gehalten, auf die ich jetzt aus Mangel an geistlicher Vorbereitung noch nicht eingehen kann, dazu braucht es mehr Sammlung, als ich heute habe. Nur die armen Selbstmörder muß ich einen Augenblick beschützen, und Ihnen sagen, daß Tausende unter ihnen nicht ohne

Beten und Seufzen untergegangen und christlich gesinnt gewesen sind, allein das Schicksal eben stärker war als alles andere, d. h. wenn es mit dem Menschen soweit ist, so ist es eben soweit. Die sogenannten Gebildeten und Freidenker unter ihnen bilden die große Minderzahl. Doch was ist das für ein Gegenstand für einen Gratulationsbrief? Lassen Sie sich die fröhlichen Neujahrstage nicht dadurch verderben.

Auf das Frühjahr kommen meine sogenannten „Gesammelten Gedichte" heraus, womit ich jetzt beschäftigt bin; das wird ein schönes Ragout abgeben, obgleich ich vieles beseitigt und anderes ausgeflickt habe.

Meine schöngelegene Höhenwohnung habe ich der Entfernung und der kränklichen Schwester wegen verlassen müssen und wohne jetzt im Zeltweg in der Nähe der Häuser, wo Freiligraths und Schulzs gehaust haben vor sechsunddreißig Jahren.

Verzeihen Sie diesen Tintenfleck, von dem ich nicht weiß, wo er plötzlich herkommt. Betrachten Sie ihn als eine unwillkürliche Illustration meines dunklen unchristlichen Innern, und bleiben Sie dennoch gut, ein wenig wenigstens, Ihrem altergebenen G. Keller.

Gottfried Keller an Adolf Exner. [Zürich, 11. Juni 1883.] Ihr Buch über den Begriff der höheren Gewalt, lieber Freund, hat meine Seele mit Dank erfüllt, der sich ohne Zweifel nach der Lektüre nach meiner Verständnisfähigkeit näher artikulieren wird. Am gleichen Morgen traf dann noch der Brief ein, welcher die frohe Kunde Ihres Erscheinens bei dem hiesigen Universitätsjubiläum, wenn auch in noch unsicheren Tönen, erschallen läßt. Eine Einquartierungsmaßregel resp. Gastbeherbergung ist, wie ich höre, allerdings vorgesehen. Es müßte aber wunderbar zugehen, wenn einer gezwungen werden sollte, in eines der ausgespannten Netze hineinzuspazieren. Ich selbst hatte halb und halb vor, mich über diese Tage still zu entfernen, weil mir die ewige Festbummelei anfängt die Freude an Land und Leuten zu verderben, zuvörderst an mir selbst, wie es immer geht, wenn man eine Sache übertreibt. Wenn Sie aber kommen, so bleibe ich selbstverständlich jedenfalls da, schon um Sie überwachen zu können, damit Sie nach Ihrer leidigen Gewohn-

heit nicht zuviel Wein saufen. Dagegen müssen Sie sich eidlich verpflichten, mich nicht etwa im günstigen Moment wieder zu einem unglücklichen Toast zu verleiten, wie damals bei Gusserows Abschiedsbankett im Kasino. Ein Bett werden wir an beliebigem Platz aufstellen. Wenn wir dann den alten [seit 1837 in Zürich dozierenden Theologieprofessor] Fritzsche einmal nachts mitschleppen, so ist auch überall ein Wandschrank da, wo er versuchen kann hineinzugehen und Sie ihn am Frack zurückhalten können. Lassen Sie rechtzeitig wieder von sich hören und grüßen Sie schönstens sich und andre von Ihrem G. Keller.

Gottfried Keller an Wilhelm Petersen. [Zürich, 1. Juli 1883.] Seit 1. Mai ist eine sogenannte Landesausstellung in Zürich, die bis zum Oktober dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Konzerte. Das Orchester der Skala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhallenorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus La Chauxdefonds, Regatten mit Ruderklubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, kurz Höllenspektakel. Das Beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil ganz mit Gipsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit, aber es darf sich doch sehenlassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer Glasscheiben das Wertvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges ist dabei.

Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich eine Festkantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musiziert wurde trotz der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Komponisten zu einem „Erinnerungsbankettchen" vom Zentralkomitee geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Generosität und Honorierung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem

Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehenlassen. Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrien Hoch! ...

Gottfried Keller an Marie Melos. [Zürich, 7. Oktober 1883.] Teuerste Freundin! ... Die Landesausstellung in Zürich, von der Sie schreiben, hat allerdings fünf Monate hindurch viel Geräusch gemacht. Wohl die Hälfte des Volkes in der Schweiz, $1^1/_2$ Million Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Städter und Bauern, kamen herbei und glaubten, es sei jetzt eine bessere Zeit zu hoffen ...
Später geschah noch eine fünfzigste Stiftungsfeier der Universität, wozu ich wieder einen Gesang lieferte, der im Großmünster mit vollem Orchester und Orgel so stattlich tönte, als ob was dahinter wäre. Ich lege Ihnen das Textlein bei; das fromme Lied auf der letzten Seite [„O mein Heimatland"] existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann auch in der Berliner Protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, so daß ich nun dafür sorgen muß, daß ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Feste kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken, da ich in der andern aber ein Glas Rheinwein hielt, so ließ ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten ...

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 15. Februar 1884.] Verehrte Frau Professor! Es ist sehr gescheit von Ihnen, daß Sie die saubere Aufführung nicht länger dulden wollen, der ich anheimgefallen, und so hab ich endlich, abends 10 Uhr, mir ein Glas Rotwein zurechtgestellt, eine gute Zigarre angesteckt und fange an zu schreiben. Allein freilich merke ich bereits, daß es mit der Zigarre nicht geht, und schwanke einen Augenblick, ob ich mich nicht lieber wieder hinsetzen und rauchen will; doch die Tugend und Freundschaft siegt, und so bleibt es dabei, daß ich schreibe.
Haben Sie also tausendmal Dank für das Christkindchen, die pompöse Türkenschere, die so spitzig ist, daß man zwei schöne Dolche davon machen könnte. Sie schmückt herrlich meinen Tisch neben dem Falz-

beinsabel Ihres tapfern Bruders. Ich erhielt die Sachen pünktlich am Neujahrsmorgen, als ich beim Frühstück saß und mich freute, daß es kein Spätstück sei; denn ich war in aller Mäßigkeit um 2 Uhr nach Hause gekommen.

Auch für die geschmackvolle Idee, mir ein Tanagrawesen zu schenken, bin ich herzlich dankbar; wenn Sie's aber auch fertig bemalen sollten, so müssen Sie es doch nicht schicken, da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die „abstaubenden" Weibspersonen demolieren dergleichen unerbittlich und brechen alles, was vom Leibe absteht, so daß die armen feinen Armchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herumliegen, weil sie mich wegzuwerfen dauern, während die verstümmelten Figuren sich nicht einmal mehr kratzen können, wenn sie's beißt.

Der Grund meines Schweigens war ein schändlicher Haufen von Briefen, die sich zur Beantwortung angesammelt und mich melancholisch machten, so daß ich einfach zu streiken anfing und die Gerechten mitleiden ließ. Ich laboriere jetzt noch daran. Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Korrespondenzen erzwingen wollen. Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedikation hineinzuschreiben für die Frau, den Mann, den Onkel usw. Das mußte ich dann wieder verpacken und auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlich widmen sollte, die ich ebensowenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein ...

Die Zigarre hab' ich doch während des Schreibens fertiggeraucht. Weil sie gut war, merkte sie, daß ich an eine gescheite Person schreibe, und brannte im stillen fort, bis ich sie jeweilig aufnahm ...

Niemand ist verständnisvoller, nachdrücklicher, anhaltender, überzeugter und erfolgreicher für den Dichter Gottfried Keller eingetreten, als Joseph Viktor Widmann, der selber ein Dichter war. Im Jahre 1842 in Mähren geboren, war Widmann schon in jungen Jahren mit

seinem Vater, der vordem katholischer Geistlicher gewesen war, in die Schweiz gekommen. Von dort aus hatte er in Heidelberg und Jena evangelische Theologie studiert. Dann war er Pfarrhelfer in Frauenfeld und Mädchenschuldirektor in Bern geworden, bis er 1880 in die Redaktion des Berner „Bund" eintrat, der er lange Jahrzehnte hindurch angehört hat, Herz und Feder unermüdlich in den Dienst des Schönen und Guten stellend. Die Universität Bern ehrte sich selber, als sie ihm die Würde eines Ehrendoktors verlieh. 1911 ist er gestorben. Von seinen eigenen, formvollendeten und geistvollen Dichtungen verdienen besonders die „Maikäferkomödie" (1. Auflage 1897) und „Der Heilige und die Tiere" (1. Auflage 1905) gelesen zu werden. — Außer für Keller hat Widmann sich auch für den 1845 in Luzern geborenen Dichter Karl Spitteler, der sich anfänglich Felix Tandem nannte, mit Begeisterung und Erfolg eingesetzt.

Gottfried Keller an J. V. Widmann. [Zürich, 22. März 1885.] Verehrter Herr und lieber Freund! Ich komme endlich, Ihnen sehr zu danken für die Blätter [der Sonntagsbeilage des Berner „Bund"] mit Spittelers „Eugenia", die ich durch Ihre Güte nun zweimal mit allem Behagen durchlesen konnte. Und ich habe es mit wachsendem Interesse getan, bis die großen Vorzüge des Gedichtes über die kritische Laune, welche der Dichter so energisch herausfordert, Meister wurden.

Ob Idioten, wie Spitteler sie schildert, in der Schulwelt so landläufig sind, ist nicht meine Sache zu beurteilen; die Erfindung und Komik, namentlich die Reisefahrt der beiden Schafsköpfe, finde ich vortrefflich. Und diesen gegenüber schimmert die überaus anmutvolle kluge Eugenia in ihrer herrlichen Landschaft wie ein Stern so hell und eigenartig mit allem, was sie umgibt; sie ruft den Wunsch hervor, daß das Werk ja nicht unvollendet bleiben möge.

Aber nun kommt für mich die große Verwerfungsspalte, die Stilfrage. Mit allen Schätzen der Begabung erwecken diese Werke nicht das Gefühl eines aufgehenden Lichtes, sondern sie erinnern an die Perioden des Verfalls, die in den Künsten jeweilig erscheinen, wenn die erreichte reine Meisterschaft in Manierismus und Pedantismus

ausartet. Kaum sind achtzig Jahre vorbei, seit wir in „Hermann und Dorothea" eine kristallklare und kristallfertige epische Sprache erhalten haben, die sich auf unbestreitbarer Höhe bewegt, so treibt der Teufel wieder Leute, sich in das barockste willkürlichste Wortgemenge zurückzustürzen, wo die verzopften Genitivformen dem gebildeten Geschmacke von allen Seiten Ohrfeigen geben und ebenso unorganische als unnötige Wortformen sich vordrängen. Neue Worte müssen den Dichtern wie von selbst, fast unbemerkt wie Früchte vom Baume fallen und nicht in einem Kesseltreiben zusammengejagt werden. Das tun sonst nur Manieristen und Pedanten.

Der gleichen psychischen Quelle entspringt auch meines Erachtens die Entdeckung des neuen Kunstprinzipes, welche Spitteler gemacht zu haben meint und nun für seine ganze Produktion verwendet, indem er es Mythologie nennt. Die Kunst des Anthropo- und Theomorphosierens [des Vermenschlichens und Vergöttlichens] ist so alt wie die Welt; aber wahrhaft neu für uns ist Spittelers Genie nicht nur des Verwandelns, sondern des Teilens resp. Zerteilens der Gegenstände in mehrere Personen, z. B. das Verpersönlichen der Seelenkräfte, der physikalischen Erscheinungen usf., wodurch er die größte Wirkung hervorbringt. Indem er nun aber diese Art systematisch und durchgängig übt, wird sie eben zur Manier. Wenn er z. B. seine Sonne mit ihrem Zirkusaufputz und Kutscherwesen samt Stallbedienten immer wieder vorführt, wird das Bild zum Zopf, trotz der Realität der Beschreibung, während der alte Helios in ewig neuer Schönheit strahlt . . .

Gottfried Keller an Marie Melos. [Zürich, 19. Juli 1885.] Im Trubel dieser vergangenen Woche (es war ein dreitägiges Bach-Händel-Fest hier) habe ich richtig versäumt, rechtzeitig an unsern alljährlichen Notenaustausch zu denken, als es mir gestern nachmittag endlich einfiel, war es zu spät, und ich hatte schon ein Telegramm geschrieben, um es heute früh abgehen lassen zu können, als Ihre und Ihrer guten Schwester freundliche Botschaft eintraf . . .

Seien Sie höchlich bedankt und möge Ihnen Ihr lieber himmlischer Herr Vater es im neuen Jahre an nichts fehlen lassen, was zu Ihrem

Heile dient, worunter ich indessen nicht etwa Zahnschmerzen oder andere körperliche oder moralische Heilsmaßregeln dieser Art mit verstanden haben möchte. Ich selbst bekomme leider kein Zahnweh mehr, dafür aber allerlei rheumatische Anzüglichkeiten, und weiß aus Erfahrung, daß ich dadurch nicht mehr gebessert werde.

Das Telegramm ging heute dennoch erst um halb elf Uhr ab, da ich um halb ein Uhr nachts noch in einer Gesellschaft gesessen und, weil der glorreiche 19. Julius einmal angebrochen war, gleich noch auf Ihr Wohl den bewußten Pokal getrunken hatte. Die Freunde glaubten, ich sei ein Verehrer irgendwelcher alter Götter, die längst heimgegangen. Ihren letztjährigen Champagnerstöpsel habe ich seinerzeit richtig erhalten und mit Rührung von allen Seiten betrachtet.

Meine liebe Schwester, der es nicht gutgeht, war mit mir über Eure schönen Gaben erfreut und überrascht. Sie dankt sehr und wird das weiße Gestricke beim nächsten kühlen Luftzuge umtun, wenn sie ihre langsamen Spaziergänge auf der benachbarten Promenade macht ... Letztes Jahr war eine Frau aus München oder Stuttgart hier, die mit großem Spektakel bei mir einrückte und verkündete, sie habe ein Vierteljahr krank im Bette gelegen und endlich sich an meinem vierbändigen „Grünen Heinrich" gesundgelesen. Worauf sie behende weiterkugelte. Ich stand da und war versucht, mich einen Augenblick neben Christum zu stellen, der mit einem Sälbchen von Kot den Blinden geheilt hat. Die Sache schien mir aber nicht geheuer zu sein mit meiner Wundertätigkeit, und ich ließ sie auf sich beruhen, ohne mich beim Heiligen Vater um die Seligsprechung zu bewerben. Soviel von der Damenverehrung, deren ich selten genug teilhaftig werde ...

Gottfried Keller an Paul Heyse. [Zürich, 5. Januar 1886.] Dein freundliches Drängen zum Besuche Münchens wird im Frühjahre kaum wirksam sein können, da mein Roman [Martin Salander] noch bis in den Mai hinein Spießruten laufen muß in der Rundschau, und bis dahin also allerlei Hin- und Wiederschicken erforderlich ist, das mit Reisen sich nicht verträgt. Über kurz oder lang komme ich ja doch einmal, danke aber jetzt schon für das so gutmütig

und schön gesinnt angebotene Jungfrauenquartier mit einem höflichen Junggesellenkörblein aus zähestem Weidenholz. Ich geh' ins Wirtshaus, punktum!

Übrigens ist es mit meinem Einsiedlerleben nicht weit her. Daß man mit 66 Jahren nicht gern mehr häufig auf den Eisenbahnen rutscht, wirst Du vielleicht in elf Jahren auch einsehen lernen. Sonst aber bin ich jede Woche zwei bis drei Tage in lange dauernder Gesellschaft mit dem herrlichen Böcklin und vier bis fünf andern. Das Chiantisaufen, welches Floerke mit Gewalt hier fortsetzen wollte, obgleich es für die, welche am Tage zu tun haben, nicht angeht, habe ich abgeschafft, und nun ist es prächtig zu sehen, wie dem braven gewaltigen Böcklin, wenn wir um $10^1/_2$ Uhr nach unserm Schöppchen Landwein in die Bierhalle gehen, seine vier Glas schäumenden Augustinerbräus aus München vom Faß weg schmecken, gebracht von einer urlangen Münchnerin Zenzi, knochig, die aussieht wie die aus dem Tartarus erstandene Medea.

Was mich betrifft, so mußt Du nicht alles glauben, was anfängt gelogen zu werden. Es gehört, scheint's, auch zur Literatur, daß man, in ein gewisses Alter getreten, zum Gegenstand schlechter Anekdoten promoviert wird. Eben habe ich ein Berliner Montagsblatt erhalten, wo ich in ganz verkehrter Weise als Stammgast in den Salons der verstorbenen Lina Duncker figuriere, als Verehrer! Als einer der Bären, die in „Lilis Park" gebrummt haben! Und so geht es schon seit mehreren Jahren, sogar in Zürich.

Gottfried Keller an Johann Salomon Hegi. [Zürich, 24. August 1888.] Mein lieber Freund! Seit ein paar Jahren von Kreuzweh geplagt und vielfach verschnupft, bin ich, wie mit aller Welt, so auch mit Dir auf krasse Weise außer Korrespondenz geraten. Immer lebte ich des Willens, einmal den Genfer See zu befahren und dann auch Dich persönlich aufzusuchen; allein Sommer und Herbst vergehen jedesmal, ohne daß es dazu kommt, und ich bin froh, wenn ich etwa einmal nach Baden ins warme Wasser schleichen kann.

Leider sehe ich mich heute veranlaßt, die briefliche Erstarrung auf

wenig fröhliche Umstände hin zu lösen. Ich höre von dritter Seite, daß es Dir schlecht geht und Du genötigt bist, einen Ausweg aus der Not zu suchen durch Übersiedelung nach dem Osten, Ausstellung Deiner Arbeiten usw. Ich kann Absichten und Erfolg nicht beurteilen und will die weitere Entwicklung gern vernehmen.

Für jetzt drängt es mich nur, Dir mit der bescheidentlichen Einlage für die gröbste Tagesmisere, die ich aus alter eigener Erfahrung gut genug kenne, zu nahen, damit Du Dich nicht über Gebühr zu kasteien brauchst! Du hättest mir ja längst einen Wink mit dem Holzschlägel geben können, und ich hoffe nur, Du werdest nicht etwa Bedenklichkeiten ausbecken.

Wir wollen hoffen, daß die Sonne bald wieder scheint! im übrigen aber guten Mutes sein ...

Gottfried Keller an Josef Viktor Widmann. [Bei der Enthüllungsfeier des dem Prinzen Friedrich Karl vom dritten Armeekorps in Frankfurt an der Oder errichteten Denkmals am 16. August 1888 hatte der neunundzwanzigjährige Kaiser Wilhelm II. gesagt, „daß darüber nur Eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere gesamten 18 Armeekorps und 42 Millionen Deutsche auf der Strecke liegenlassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was Mein Vater und der Prinz Friedrich Karl [1870/71] errungen haben, abtreten". Im Berner „Bund" vom 19. August hatte Widmann diese Rede jener jägermäßigen Wendung wegen beanstandet. Durch seine Ausführungen hatte der Komponist Johannes Brahms aus Hamburg, der mit ihm und Keller befreundet war, als Deutscher und als Freund der Hohenzollern sich beleidigt gefühlt.]

[Zürich, 30. August 1888.] Verehrter Herr und Freund! Das ist ja ein ganz wunderliches Verhältnis, in welches Sie mit Herrn Brahms geraten sind. Ich weiß nicht, was ich da sagen könnte, es handelt sich wohl um ein Etwas, das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich jahrelang im Norden war, in Berlin, haben Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen usf. herbe oder ironische kritische

Äußerungen über landesherrliche Meinungen und Taten gegenseitig ziemlich gleichmütig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hätte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten großen Zeit kaum je der Fall war.

Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach in Ihrem Artikel im Unrecht sind. Es hat ja wohl niemand den jugendlichen Bombast und die Unbesonnenheit oder vielmehr Unüberlegtheit in jener Tischrede verkannt; allein schon die krasse Übertreibung in dem unmöglichen Tropus einer „auf der Strecke" liegenden Nation von 42 Millionen Köpfen mußte verhindern, die Sache ernst zu nehmen in irgendeiner Weise. Und nun fanden Sie ein Symptom darin, welches einen tiefen Blick tun lasse in das Wesen des Mannes, und Sie gehen soweit, hiebei an Shakespeare und seinen Richard III. zu denken. Dem jungen, noch ungeprüften Menschen Menschenverachtung, Brutalität usw. zu vindizieren. Das kommt natürlich aus bravem Gemüt, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, sobald es einer liest, dem es auch zu Gemüte geht.

Ich denke die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und Brahms werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihre Anschauung, welche kein Prinzip sein kann, in diesem Falle, beharren. Eine öffentliche Revokation wird wohl nicht verlangt, welche das Übel nur größer machte.

Ob Sie meine Meinungsäußerung brauchen können, muß ich dahingestellt sein lassen und würde sie unbegehrt nicht getan haben. Auch bin ich kein Orakel!

Aber nun will ich mich nicht länger mausig machen. Gern hätte ich noch etwas beigefügt, was ich Ihnen von früheren Briefen her noch schuldig bin, fühle mich aber wegen der rheumatischen Gebeine schon müde und muß schließen, sintemal schon fünf Tage verduftet sind, seit ich diese Zeilen datierte . . .

Am 6. Oktober 1888 starb Gottfried Kellers Schwester Regula nach langem Leiden. Nun war er ganz allein.

Und in seiner geliebten „Meise" wurde die Wirtschaft geschlossen. Nun kam er sich manchen Abend fast heimatlos vor.
Sein Tagewerk war getan. In dem angesehenen Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erschienen 1889 „Gottfried Kellers Gesammelte Werke" in zehn Bänden.

Gottfried Keller an Frau Ida Freiligrath. [Marie Melos war am 8. Oktober gestorben. Zürich, 12. Oktober 1888.] Hochverehrte Frau und Freundin! Nur auf Abschlag sende ich Ihnen vorläufig beifolgende Traueranzeige, welche sich mit der Ihrigen gekreuzt hätte, wenn ich nicht damit verspätet wäre, wegen etwelcher Ermüdung. Empfangen Sie indessen meine innigste Teilnahmsbezeigung mit allen den werten Ihrigen wegen des mir ganz unerwarteten schmerzlichen Verlustes. Ihr unwandelbar getreuer Gottfried Keller.

Gottfried Keller an Johann Salomon Hegi. [Zürich, 14. November 1888.] Lieber Freund! Nun bin ich schon wieder in großen Rückstand geraten, da ich Deinen liebenswürdigen Brief vom 27. August hervorsuche. Die leidensvolle Krankheit meiner Schwester und der langsam und qualvoll erfolgende Tod, dazu mein durch stete Rheumatismen gehemmtes Gangwerk haben mich von Deiner Angelegenheit puncto Ausstellung der Arbeiten bei [Kunsthändler] Appenzeller dahier so ferngehalten, daß ich nichts davon zu sehen bekam und erst nachträglich den geringen Erfolg vernahm.
Du wirst leider daraus ersehen haben, daß es in Zürich mit den Kunstsachen nicht besser steht, als in Genf; ich aber muß denken, falls nicht sonst ein günstigeres Gestirnlein aufgegangen ist, daß Du in der alten Not seufzest, insoweit Du mit Deiner Tapferkeit überhaupt seufzest. Für alle Fälle lege ich wieder ein Palliativmittelchen bei und in verschlossenem Kuvert etwas von einem alten guten Bekannten, der nicht genannt sein will, was Du aber ohne Unruhe nehmen kannst...

Gottfried Keller an Frau Marie von Frisch. [Zürich, 7. Juni 1889.] Verehrte brave Frau Professorin! Sie haben mich wieder sehr erfreut mit Ihrem Brief vom 3. März, für den ich schönstens danke. Ihre vier Haimonskinder stehen derweil mit andern

Freundessachen auf meinem Schreibtisch und sehen zu. Ich wünsche zu allem, was Sie von dem rüstigen Leben der Ihrigen melden, Glück und Fortsetzung!

Daß ich meinem Siebzigertag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermutet. Ich gedenke, nachdem ich den Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde, an einen Kurort am Vierwaldstätterse zu gehen und Luft nebst Wasserkünsten weiter zu genießen und mich dort stillzuhalten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückskandidaten schon Monate vorher um Material brandschatzen wollen. Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner Schlupfwinkel, aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Hexenschuß im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen tun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte. Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen, noch irgend anlehnen und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabeistehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Verlies, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir kurios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war, und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schnur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stocke in der Hand sich hinschleppte, sah, daß sie schlief, und das Licht ausblies, das sie natürlich bereithielt. Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen. Von meinem jetzigen Leben will ich nichts sagen, ich glaub' ich bin reingefallen durch wohltätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen.

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Briefchen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen ...

Zur Dienstagsgesellschaft gehörte um diese Zeit der achtundzwanzigjährige Maler, Radierer und Bildhauer Karl Stauffer-Bern, von dem eines der bekanntesten und eigenartigsten Bildnisse Gottfried Kellers herrührt. Es zeigt den Dichter ermattet auf einem Stuhl sitzend, das Taschentuch wie zum Schweißabtrocknen in der Rechten, die „ausgegangene" Zigarre in der Linken. — Den Abschluß des in seinem äußern Verlauf sensationell und unsympathisch wie ein Hintertreppenroman anmutenden Trauerspiels, das jetzt zwischen Frau Lydia Escher-Welti und Karl Stauffer-Bern anhub, hat Gottfried Keller nicht mehr erlebt. Für den glänzend begabten jungen Künstler endete es im Januar 1891 auf dem protestantischen Friedhof vor der Porta Romana zu Florenz, auf dem ein Jahrzehnt später auch sein glücklicherer Landsmann und Kunstgenosse Arnold Böcklin die letzte Wohnung gefunden hat.

Gottfried Keller an Fräulein Maria Knopf in Frankfurt a. M. [Zürich, Pfingsten 1889.] Verehrtes Fräulein und Gönnerin! Sie haben eigentlich recht, daß Sie so unentwegt Ihre freundliche Gesinnung bewahren; denn was derselben nicht wert zu sein scheint, ist leider nur die Frucht einer Art förmlicher Lähmung im Briefschreiben, wie auch in anderem. Meine arme Schwester ist fast zwei Jahre lang allmählich gestorben, zuletzt auf schreckliche Weise an desorganisiertem Herzen. Ich hätte nie gedacht, daß der stillen Person solches geschehen könnte.

Jetzt leb ich mit einer Person, die mir von milden Frauen oktroyiert worden ist und Köchin, Haushälterin, Ausläuferin und alles zusammen vorstellen soll, eine sogenannte bestandene Person, die aber wohl nicht bei mir sterben wird, wenn ich mich nochmals erholen kann, was möglich sein sollte.

Das Staufferſche Bild habe ich Ihnen als ſpaßhaftes Gegenſtück zu dem kühnen Amazonenbild, das Sie mir vor zwei Jahren in Ihrer Photographie geſchenkt haben, überſandt. Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erſt einen photographiſchen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen Seiten zu machen, um den Gegenſtand ſich von allen Seiten einzuprägen. — Nun mußte er aber während einer ſcheinbaren Pauſe, als er mich ruhen ließ, mich in der Erſchöpfung auf dem Armſünderſtuhl abgeſtohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn dieſe geſtohlene Aufnahme radierte er, und nicht den Kopf, den er einer hieſigen Familie ſchenkte. Er hat es freilich auf meinen Vorhalt bei wenig Abzügen bewenden laſſen, wie er ſagte, und die Platte abgeſchliffen. Die Arbeit iſt freilich an ſich gut, aber das Bild ſeiner Entſtehung nach dumm...

Ich muß dieſer Tage mit meinen rheumatiſchen Gliedern ins Bad, und im Juli werde ich mich irgendwo im Gebirge verſtecken, um dem ſchrecklichen 70. Geburtstag zu entgehen, mit dem man mich bedrohen möchte, und den ich vermeiden muß.

Wenn einer vieles getan und geleiſtet hat und noch manches zu leiſten imſtande iſt, ſo mag ich ihm ſolche Späße gerne gönnen. Ich ziehe vor, mich zu entziehen und bleibe keinem was ſchuldig.

Letzthin war Herr Johannes Proelß bei mir, mit dem ich über den Fall ſchwatzte. Jetzt hat er ſchon in der Frankfurter Zeitung ein Pourparler drucken laſſen, damit ſechs Wochen vor dem kritiſchen Tage ſchon die wohltätige Stille geſtört wird und man ja den Schlupfwinkel ausſpüren kann...

Conrad Ferdinand Meyer an Gottfried Keller. [Kilchberg am Zürichſee, 6. Juli 1889.] Verehrter Herr, erlauben Sie, daß ich ſchon jetzt zu Ihrem ſiebzigſten Geburtstag Glück wünſche, bei meiner bevorſtehenden Abreiſe ins Gebirge; ich tue es mit dankbarem Herzen.

Während meines längeren Unwohlſeins hatte ich die Muße, wieder einmal Ihre ganze Dichtung langſam zu durchlaufen, und ſie hat mir äußerſt wohl getan, mehr als jede andere, durch ihre innere Heiterkeit.

Auch meine ich, daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung Ihrer Schriften ist.
Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen, als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten.
Was mich betrifft, habe ich lange nicht dieselbe Lebenssicherheit; doch werde ich die mir noch beschiedene Zeit nach Kräften nützen.
Daß ich Sie stets nach meinen Kräften gewürdigt, verehrt und lieb gehabt habe, wissen Sie, wie auch ich gewiß bin, daß Sie — trotz meiner Mängel — Ihre gute Meinung und Ihr Wohlwollen mir erhalten werden.
Also, Gott befohlen, Herr Gottfried! Ihr C. F. Meyer.

Am 19. Juli 1889 feierte die Schweiz Kellers siebzigsten Geburtstag, der der letzte sein sollte. Kein noch so kleines Lokalblatt, das nicht in wohlgemeinten Worten dem großen Dichter gehuldigt hätte. Auch aus Deutschland, wo sein Name gewaltig durch den Blätterwald rauschte, trafen zahlreich Geschenke und Ehrengaben, Glückwünsche, Dankeskundgebungen ein. Der, dem alles galt, hatte sich allem entzogen. Er weilte auf Seelisberg über dem Vierwaldstättersee und ließ, ein müder und kranker alter Mann, sich am Abend des Tages von den herbeigeeilten Freunden Böcklin und Weber zu einem einfachen Mahle führen, das er still und in sich gekehrt einnahm.
Es wird erzählt, daß er vorher recht ernstlich gepoltert habe: da sehe man, in welcher elenden Zeit wir lebten, ihn als großen Dichter zu feiern, ihn, der in seinem ganzen Leben nicht Ein ordentliches Drama zustande gebracht habe ... Und ferner, daß er die feierliche Verlesung des bundesrätlichen Glückwunschschreibens mit der Begründung abgelehnt habe, er habe es soeben schon in der Zeitung gelesen ... Dieses Glückwunschschreiben, von J. V. Widmann im Auftrage des Bundesrates verfaßt, lautete: Hochverehrter Herr, Sie haben unserm Lande viel geschenkt. Vor allem jenes weihevolle Lied, das in der Tonweise des unvergeßnen Baumgartner überall erklingt, wo schweizerische

Herzen in friedlichem Hochgefühl für ihr Heimatland schlagen. Es ist ein nationaler Psalm geworden, der noch oft in guten und in bösen Tagen uns und unsere Nachkommen erbauen wird. Aber dieses Lied ist nur ein besonders leuchtendes Kleinod in der reichen Schatzkammer Ihrer Dichtungen. Nicht unsere Aufgabe kann es sein, hier eine ästhetische Wertschätzung derselben auszusprechen. Wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß diese Dichtungen, wie hoch auch ihre Wipfel ragen mögen ins Reich der Phantasie, tief in der heimischen Scholle wurzeln und schon dadurch für unser Volk von größtem Werte sind. Aber auch der sittliche Kern, ja die jugend- und volkserzieherische Absichtlichkeit, welche, unbeschadet ihrer Kunstschönheit, viele dieser Dichtungen durchdringt, macht dieselben zu Werken, aus denen sowohl das jetzige Geschlecht als auch spätere Generationen unseres Volkes nur die besten, gesundesten Anregungen schöpfen können. Haben Sie somit in der schweizerischen Nation sich durch Ihre edlen Schöpfungen ein bleibendes Denkmal gesetzt, so haben Sie zugleich unserer einheimischen Literatur vor den Augen des Auslandes eine weithin sichtbare Ehrensäule errichtet. Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen, und wenn infolgedessen die Blicke des Auslandes in ähnlicher Weise wie einst zu Albrechts von Haller Zeiten nach der Schweiz gerichtet sind, so kommt dies auch den sonstigen literarischen und künstlerischen Bestrebungen des ganzen Landes zugute, das in Ihnen geehrt wird. In Anerkennung aller dieser Verdienste um das geistige Gedeihen der Schweiz auf dem friedlichen Gebiete der Poesie spricht Ihnen heute der schweizerische Bundesrat seinen Dank aus und wünscht von Herzen, es möge Ihnen noch lange beschieden sein, in der Mitte eines Volkes, das auf Sie stolz ist, zu leben und zu wirken. Keine äußerlich blinkenden Ehrenzeichen hat die Republik zu vergeben. Aber diesen Tag mit einem ihrer besten Söhne zu feiern, durfte sie sich nicht versagen. Und so empfangen Sie, hochverehrter Herr, hiermit die Glückwünsche des schweizerischen Bundesrates.

Der Bundespräsident: Hammer.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft: Ringier.

Um Weihnachten 1889 trat, nicht bösartig, aber überaus rasch sich verbreitend, allenthalben eine Seuche auf, die den Verlegenheitsnamen Influenza erhielt. Kurz nach Neujahr ergriff sie auch Gottfried Keller. Er fühlte, daß es sich um den Anfang vom Ende handle und machte sein Testament. Zum Haupterben setzte er den Hochschulfonds des Kantons Zürich ein. Bücherei und Ehrengeschenke sollten der Stadtbibliothek zufallen. Auch den eidgenössischen Winkelriedfonds bedachte er — eine Stiftung für Wehrmänner und ihre Hinterbliebenen: „Da ich zu meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber die Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können."

Am 4. Februar 1890 schrieb Gottfried Keller seinen letzten Brief: „... Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen ..."

Ein langsames Sterben begann, eine lange Dämmerung.

Conrad Ferdinand Meyer über Gottfried Keller.

... Aber wie anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besaß es.

Zwei Begegnungen mit ihm bleiben mir unvergeßlich, die erste, da ich ihm vor ungefähr zehn Jahren (um 1880) einen namhaften deutschen Schriftsteller brachte, und die andere in diesem Frühjahr (1890), da er sich schon gelegt hatte.

Ich wollte meinen deutschen Freund nach Verabredung zu Kinkel führen, mit dem ich befreundet war. Da, schon fast vor dessen Schwelle, erklärte er mir, daß wir lieber zu Keller gehen wollten, von dem jetzt alle Welt rede. Mir war dabei nicht heimlich zumute, da mir schien, ich könnte leicht zwischen den Zweien zuviel sein. Aber wir fanden Keller in der hellsten Morgenstimmung, und ich war nicht überflüssig, denn die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend und wer weiß, wie lange das gedauert hätte, wenn ich nicht ein Gespräch in Gang brachte. Dann wurde es sehr interessant, und da wir uns nach

einer halben Stunde schieden, blieb Keller im Vorzimmer vor einer an der Wand hängenden großen Photographie der raphaelischen Tapete „Ananias und Saphira" stehen und hielt uns eine allerliebste kleine Rede über die Vorzüge des Bildes, das, wie er sagte, die dramatische Spitze der Handlung fixiere. Davon ging er auf das Drama über und sprach sehr kluge Dinge, wie ich meine, die ich aber nicht vernahm, da ich plötzlich damit mich zu beschäftigen begann, ob dieser seltene Mann die höchste Form der Kunst, von welcher er jetzt mit einer gewissen Inbrunst sprach, vielleicht selbst einmal ins Auge gefaßt habe. Und nun lese ich in den öffentlichen Blättern, daß dem so war, und Bruchstücke von Dramen sich in seinem Nachlaß befinden.

Als in diesem Frühjahr von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. „So sind viele von uns," sagte er, „man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. [5, 1—10.] Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. — Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicherweile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!"

Auch von einem zweiten Teil des „Salander" phantasierte er und einer Überschwemmung, die ihn schließen solle.

Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. „Ich meinte nur," sagte er, „in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben." „Welcher denn?" fragte ich. „Nun zum Beispiel," sagte er, „ich dulde — ich schulde . . ." Womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind.

Stunden vergingen so, und es wurde Zeit zu scheiden. „Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen", sagte ich. „Ja," scherzte er, „und ein Landhaus am Zürichberg mieten." Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung, und er wohl auch nicht. Die Tränen traten mir in die Augen, und rasch nahm ich Abschied.

Wilhelm Petersen erzählt. Als ich am 30. April 1890 sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bette liegend mit geschlossenen Augen, die weißen rundlichen Hände auf der weißen Decke ruhend. Sobald er, die Augen aufschlagend, mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen, das jedoch bald nachließ; er reichte mir die Hände und dankte mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen. Dann sprach er von dem Verlaufe der Krankheit und schloß mit der Klage, daß er ein alter zähllebiger Mensch sei, der nicht sterben könne. Es gelang mir leidlich, ihn zu beruhigen, indem ich die abscheuliche Grippe, die ja aber einmal ein Ende haben müsse, für alles verantwortlich machte. Nun saß ich während der drei Tage, die mir vergönnt waren, die meiste Zeit an seinem Bette, und wir sprachen über alles, was ihn interessieren konnte. Bisweilen schlief er ein, und ich erwartete lesend das Erwachen. Einigemal erfaßten ihn traumhafte wirre Vorstellungen, deren Inhalt ich nur unklar aus seinen Reden erraten konnte. Sonst war er geistig unverändert, sprach über die verschiedensten Gegenstände mit Lebhaftigkeit und Laune. Mit Rührung erzählte er von der treuen Sorge, mit welcher Böcklin und der Professor August Stadler ihn umgaben, begehrte auf, als die Rede auf die Rolle der Probleme in der neueren Literatur kam: „Wenn sie keine Probleme mehr auftreiben können, sollen sie in Gottes Namen schweigen!" — und erzählte dann wieder drollige Geschichten und Schnurren . . .

Eines andern Morgens erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedeten Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht vor dem Schränkchen zwischen den Fenstern regungslos gestanden und ihn unverwandt angeschaut hätten. Die Erscheinung war ihm offenbar unheimlich gewesen wegen des Anstarrens und hatte ihn wiederum entzückt durch die prächtigen Rüstungen. Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt und wie die Glanzlichter auf dem feinen Golde geblitzt hätten. Immer wieder kam er auf diese Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug tun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes.

Adolf Frey erzählt: Des Todes Hand lag auf ihm, über das blasse Gesicht mit den meist geschlossenen Augen war ein unendlicher Friede gebreitet. Er sprach noch von diesem und jenem und flocht auch wohl noch eine kleine Schalkheit ein; aber meistens war er eine Beute der schlummersüchtigen Müdigkeit.

Zehn Tage nach diesem Besuch, am 15. Juli 1890, nachmittags gegen vier Uhr, ist Gottfried Keller ruhig entschlafen.

Jakob Baechtold erzählt: Ein Leichenbegängnis wie das Gottfried Kellers am Vorabend seines einundsiebzigsten Geburtstages hatte Zürich noch nie gesehen. Die Stadt selbst hatte die Bestattungsfeier angeordnet. Hinter dem mit kostbaren Kränzen überdeckten Sarge schritt das ganze Schweizerland. Vertreter des Bundesrates, die gesamte Züricher Regierung, Abordnungen des Kantons- und des Stadtrates, die Lehrkörper beider Hochschulen, Vertreter sämtlicher größeren Vereine der Stadt und der akademischen Jugend Zürichs und der übrigen Schweiz, mitten in einem Wald umflorter Banner. Dazu die unabsehbare Menge der übrigen Leidtragenden aus dem Inland und Ausland. Unter den Klängen von Chopins Trauermarsch setzte sich der Zug in Bewegung, mitten durch die Massen des Volkes, das lautlos, entblößten Hauptes an den Rändern der Straßen sich drängte. In der dichtgefüllten Fraumünsterkirche fand die Abdankung statt. Der Trauermarsch aus Beethovens Eroica leitete sie ein. Der Geistliche sprach das liturgische

Gebet. Der Männerchor sang Silchers „Stumm schläft der Sänger". Julius Stiefel sprach die Weiherede. Dann brauste, von Hunderten von Sängern vorgetragen, Kellers und Baumgartners Heimatlied durch die Hallen. Der Trauermarsch aus Händels „Saul" beendete die Feier in der Kirche. In langen Scharen zog man darauf durch den düstern regnerischen Abend dem Zentralfriedhofe zu, wo Stadtpräsident Hans Pestalozzi dem Toten den letzten Gruß des dankbaren Vaterlandes entbot.

In der dämmerigen Halle des Krematoriums stand der kleine weiße Tannensarg, mit Blumen überdeckt. Eine Klingel ertönte. Von unsichtbarer Kraft geschoben, glitt er leise vor eine eiserne Türe. Sie öffnete sich. Eine sonnenähnliche Glut umlohte die Umrisse des Sarges. Ein Augenblick — und unhörbar schloß sich die Pforte wieder. Ein kurzes Flammenbad — und alle Schauer der Vernichtung waren aufgehoben.

Was an Gottfried Keller sterblich gewesen war, hat der Aschenkrug gesammelt.

Um Mitternacht aber drang aus hellen Fenstern Jugendgesang und Gläsergeklirr. Die schweizerische Studentenschaft war beisammen. Von der ganzen Veranstaltung hätte dem seligen Gottfried Keller dieser Abschluß am besten gefallen.

Am schwarzen Nachthimmel standen einzelne Sternbilder. Zu einem von ihnen hatte der Dichter unlange vor seinem Tode — in einem Gedichtentwurf — also gebetet: „Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder. Sieh meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — Ich spähe weit, wohin wir fahren!"

Gedichte

An das Vaterland

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!
Schönste Ros, ob jede mir verblich,
dufteſt noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchſtrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
wie war da der Bettler ſtolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
doch wie kehrte ſchnell es ſich in Freud,
wenn ich einen deiner Söhne ſah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab!
Wann dereinſt die letzte Stunde kommt,
ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
nicht verſage mir ein ſtilles Grab!

Werf ich von mir einſt dies mein Staubgewand,
beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Laſſe ſtrahlen deinen ſchönſten Stern
nieder auf mein irdiſch Vaterland!

Spielmannslied

Im Frührot stand der Morgenstern
vor einem hellen Frühlingstag,
als ich, ein flüchtig Schülerkind,
im silbergrauen Felde lag;
die Wimper schwankte falterhaft,
und ich entschlief an Ackers Rand,
der Sämann kam gemach daher
und streute Körner aus der Hand.

Gleich einem Fächer warf er weit
den Samen hin im halben Rund,
ein kleines Trüppchen fiel auf mich
und traf mir Augen, Stirn und Mund;
erwachend rafft ich mich empor
und stand wie ein verblüffter Held,
vorschreitend sprach der Bauersmann:
„Was bist du für ein Ackerfeld?

Bist du der steinig harte Grund,
darauf kein Sämlein wurzeln kann?
Bist du ein schlechtes Dorngebüsch,
das keine Halme läßt hinan?
Du bist wohl der gemeine Weg,
der wilden Vögel offner Tisch!
Bist du nicht dies und bist nicht das,
am End nicht Vogel und nicht Fisch?"

Unfreundlich schien mir der Gesell,
und drohend seiner Worte Sinn;
ich ging ihm aus den Augen sacht
und floh behend zur Schule hin.

Dort gab der Pfarr den Unterricht
im Bibelbuch zur frühen Stund;
von Jesu Gleichnis eben sprach
erklärend sein beredter Mund. —

Die Jahre schwanden und ich zog
als Zitherspieler durch das Land,
als ich in einer stillen Nacht
die alte Fabel wiederfand
vom Sämann, der den Samen warf;
da ward mir ein Erinnern licht,
ich spürte jenen Körnerwurf
wie Geisterhand im Angesicht.

„Was bist du für ein Ackerfeld?"
hört wieder ich, als wärs ein Traum;
ich seufzte, sann und sagte dann:
„O Mann, ich weiß es selber kaum!
Ich bin kein Dornbusch und kein Stein
und auch kein fetter Weizengrund;
ich glaub, ich bin der offne Weg,
wos rauscht und fliegt zu jeder Stund.

Da wächst kein Gras, gedeiht kein Korn,
statt Furchen ziehn Geleise hin,
von harten Rädern ausgehöhlt,
und nackte Füße wandern drin;
das kommt und geht, doch fällt einmal
ein irrend Samenkörnlein drauf,
so fliegt ein hungrig Vöglein her
und schwingt sich mit zum Himmel auf."

Land im Herbste

Die alte Heimat seh ich wieder,
gehüllt in herbstlich feuchten Duft;
er träufelt von den Bäumen nieder,
und weithin dämmert grau die Luft.

Und grau ragt eine Flur im Grauen,
drauf geht ein Mann mit weitem Schritt
und streut, ein Schatten nur zu schauen,
ein graues Zeug, wohin er tritt.

Ist es der Geist verschollner Ahnen,
der kaum erstrittnes Land besät,
indes zu seiten seiner Bahnen
der Speer in brauner Erde steht?

Der aus vom Kampf noch blutgen Händen
die Körner in die Furche wirft,
so mit dem Pflug von End zu Enden
ein jüngst vertriebnes Volk geschürft?

Nein, den Genossen meines Blutes
erkenn ich, da ich ihm genaht,
der langsam schreitend, schweren Mutes
die Flur bestäubt mit Aschensaat.

Die müde Scholle neu zu stärken,
läßt er den toten Staub verwehn;
so seh ich ihn in seinen Werken
gedankenvoll und einsam gehn.

Grau ist der Schuh an seinem Fuße,
grau Hut und Kleid, wie Luft und Land;
nun reicht er mir die Hand zum Gruße
und färbt mit Asche mir die Hand.

Das alte Lied, wo ich auch bliebe,
von Mühsal und Vergänglichkeit!
Ein wenig Freiheit, wenig Liebe,
und um das Wie der arme Streit!

Wohl hör ich grüne Halme flüstern
und ahne froher Lenze Licht!
Wohl blinkt ein Sichelglanz im Düstern,
doch binden *wir* die Garben nicht!

Wir dürfen selbst das Korn nicht messen,
das wir gesät aus toter Hand;
wir gehn und werden bald vergessen,
und unsre Asche fliegt im Land.

Sommernacht

Es wallt das Korn weit in die Runde
und wie ein Meer dehnt es sich aus,
doch liegt auf seinem stillen Grunde
nicht Seegewürm und andrer Graus;
da träumen Blumen nur von Kränzen
und trinken der Gestirne Schein,
o goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
dann geht ein Flüstern und ein Winken,
das sich dem Ährenfelde naht,
da geht ein nächtlich Silberblinken
von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе, jung und wacker,
die sammeln sich im Feld zuhauf
und suchen den gereiften Acker
der Witwe oder Waise auf,
die keines Vaters, keiner Brüder
und keines Knechtes Hilfe weiß —
ihr schneiden sie den Segen nieder,
die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
und rasch in einen Ring gebracht;
wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
im Garbenkreis, bis Morgenluft
die nimmermüden braunen Jungen
zur eignen schweren Arbeit ruft.

Der Nachtschwärmer

Von heißer Lebenslust entglüht,
hab ich das Sommerland durchstreift,
darüber ist der Tag verblüht
und zu der schönsten Nacht gereift.
Ich steige auf des Berges Rücken
zur Kanzel von Granit empor
und beuge mich mit trunknen Blicken
in die entschlafne Landschaft vor.

Am andern Berge drüben steht
im Sternenschein der Liebe Haus,
aus seinem offnen Fenster weht
ein Vorhang in die Nacht hinaus;
das ist fürwahr ein luftig Gitter,
das mir das Fräulein dort verschließt,
nur schade, daß mir armem Ritter
der tiefe Strom dazwischen fließt!

So will ich ihr ein Ständchen bringen,
das weithin durch die Lüfte schallt,
und spiele du zu meinem Singen,
o Geist der Nacht, auf Tal und Wald!
Den Wind laß mit den Tannen kosen,
die wie gespannte Saiten stehn,
und mit der Wellen fernem Tosen
der Nachtigallen Chor verwehn!

Im Osten zieht ein Wetter hin,
das stellen wir als Helfer an,
Wie leuchtend schwingt sein Tamburin
am Horizonte der Titan!
Die Mühlen sind die Zitherschläger
beim Wassersturz im Felsengrund;
im Wagen fährt mein Fackelträger
hoch vor mir her am Himmelsrund!

Nun will ich singen überlaut
vor allem Land, das grünt und blüht,
es ist kein Turm so hoch gebaut,
darüberhin mein Sang nicht zieht!
So, eine kühne Brücke schlagend,
such ich zu ihrem Ohr den Weg;
betritt im Traum das Seelchen zagend
des wilden Lärmers schwanken Steg?

Ein Tagewerk

1.

Vom Lager stand ich mit dem Frühlicht auf
und nahm hinaus ins Freie meinen Lauf,
wo duftiggrau die Morgendämmrung lag,
umflorend noch den rosenroten Tag;
mich einmal satt zu gehn in Busch und Feldern
vom Morgen früh bis in die späte Nacht,
und auch ein Lied zu holen in den Wäldern,
hatt ich zum festen Vorsatz mir gemacht.

Rein war der Himmel, bald zum Tag erhellt,
der volle Lebenspuls schlug durch die Welt;
die Lüfte wehten und der Vogel sang,
die Eichen wuchsen und die Quelle sprang.
Die Blumen blühten und die Früchte reiften,
ein jeglich Gras tat seinen Atemzug;
die Berge standen und die Wolken schweiften
in gleicher Luft, die meinen Odem trug.

Ich schlenderte den lieben Tag entlang,
im Herzen regte sich der Hochgesang;
es brach sich Bahn der Wachtel heller Schlag,
jedoch mein Lied — es rang sich nicht zu Tag.
Der Mittag kam, ich lag an Silberflüssen,
die Sonne sucht ich in der klaren Flut
und durfte nicht von Angesicht sie grüßen,
der ich allein in all dem Drang geruht.

Die Sonne sank und ließ die Welt der Ruh,
die Abendnebel gingen ab und zu;
ich lag auf Bergeshöhen matt und müd,
tief in der Brust das ungesungne Lied.

Da nickten, spottend mein, die schwanken Tannen,
auch höhnend sah das niedre Moos empor
mit seinen Würmern, die geschäftig spannen,
und lachend brach das Firmament hervor.

Von Osten wehte frisch und voll der Wind:
„Was suchst du hier, du müßig Menschenkind,
du stumme Pfeife in dem Orgelchor,
Schlemihl, der träumend Raum und Zeit verlor?
Dir ward das Leichteste, das Lied, gegeben,
das, selbst sich bauend, aus der Kehle bricht;
du aber legst dein unbeholfen Leben
wie einen Stein ihm auf den Weg zum Licht!"

Sprach so der Wind? O nein, so sprach der Schmerz,
der mir wie Ketten hing ums dunkle Herz!
Ein fremder Körper ohne Form und Schall,
so, deuchte mir, lag ich im regen All.
Und Luft und Tannen, Berge, Moos und Sterne,
sie schlangen lächelnd ihren weiten Kranz;
wie an der Insel sich das Meer, das ferne,
brach sich an mir ihr friedlich milder Glanz.

2.

Aber ein kleiner goldener Stern
sang und klang mir in die Ohren:
„Tröste dich nur, dein Lied ist fern,
fern bei uns und nicht verloren!

Findest du nicht oft einen Klang,
wie zu früh herübergeklungen?
Also hat sich heut dein Sang
heimlich zu uns hinübergeschwungen!

Dort, im donnernden Weltgesang,
wirst du ein leises Lied erkennen,
das dir, wie fernster Glockenklang,
diesen Sommertag wird nennen.

Denn die Ewigkeit ist nur
hin und her ein tönendes Weben;
vorwärts, rückwärts wird die Spur
deiner Schritte klingend erbeben,

deiner Schritte durch das All,
bis, wie eine singende Schlange,
einst dein Leben den vollen Schall
findet im Zusammenhange."

Schifferliedchen

Schon hat die Nacht den Silberschrein
des Himmels aufgetan;
nun spült der See den Widerschein
zu dir, zu dir hinan!

Und in dem Glanze schaukelt sich
ein leichter dunkler Kahn;
der aber trägt und schaukelt mich
zu dir, zu dir hinan!

Ich höre schon den Brunnen gehn,
dem Pförtlein nebenan,
und dieses hat ein gütig Wehn
von Osten aufgetan.

Das Sternlein schießt, vom Baume fällt
das Blust in meinen Kahn;
nach Liebe dürstet alle Welt,
nun, Schifflein, leg dich an!

Trauerweide

1.

Es schneit und eist den ganzen Tag,
der Frost erklirret scharf und blank,
und wie ich mich gebärden mag —
es liegt ein Mägdlein ernstlich krank.

Das Rosengärtlein ist verschneit,
das blühte als ihr Angesicht,
noch glimmt, wie aus der Ferne weit,
der Augen mildes Sternenlicht.

Noch ziert den Mund ein blasses Rot
und immer eines Kusses wert;
sie läßts geschehen, weil die Not
die Menschenkinder beten lehrt.

„Ich lieb auch deinen lieben Mund,
lieb deine Seele nicht allein —
im Frühling wollen wir gesund
und beide wieder fröhlich sein!

Ich lieb auch deiner Füße Paar,
wenn sie in Gras und Blumen gehn;
in einem Bächlein sommerklar
will ich sie wieder baden sehn!

Auf dem besonnten Kieselgrund
stehn sie wahrhaftig wie ein Turm,
obgleich der Knöchel zartes Rund
bedroht ein kleiner Wellensturm!"

Da scheint die Wintersonne bleich
durchs Fenster in den stillen Raum,

und auf dem Glase, Zweig an Zweig,
erglänzt ein Trauerweidenbaum.

2.
O Erde, du gedrängtes Meer
unzähliger Gräberwogen,
wie viele Schifflein, kummerschwer,
hast du hinuntergezogen,
hinab in die wellige grünende Flut,
die reglos starrt und doch nie ruht!

Ich sah einen Nachen von Tannenholz,
sechs Bretter, von Blumen umwunden,
drin lag eine Schifferin bleich und stolz,
sie ist versunken, verschwunden!
Die Leichte fuhr so tief hinein,
und oben blieb der schwere Stein!

Ich wandle wie Christ auf den Wellen frei,
als die zagenden Jünger ihn riefen;
ich senke mein Herz wie des Lotsen Blei
hinab in die schweigenden Tiefen;
ein schmales Gitter von feinem Gebein,
das liegt dort unten und schließt es ein.

Die Trauerweide umhüllt mich dicht,
rings fließt ihr Haar aufs Gelände,
verstrickt mir die Füße mit Kettengewicht
und bindet mir Arme und Hände:
Das ist jene Weide von Eis und Glas,
hier steht sie und würgt mich im grünen Gras.

In der Fremde

Tief im Norden auf den sandigen Heiden
geht ein Sohn von dir, o Vaterland,
der zu deinen hohen Festesfreuden
diese Liedertaube abgesandt.

Und es folgt sein Herz dem leichten Fluge
hoch über das deutsche Land, hinauf den Rhein,
fliegt voran dem trägen Wolkenzuge —
Halt — da blitzt der See im Morgenschein!

Aus den heitergrünen Fluten steigen
hohe Linden, Münster und Abtei,
und im Spiegelbild will zwiefach zeigen
blühndes Uferland sich stolz und frei.

Stiller Augenblick

Fliehendes Jahr, in duftigen Schleiern
streifend an abendrötlichen Weihern
walleſt du deine Bahn;
ſiehſt mich am kühlen Waldſee ſtehen,
wo an herbſtlichen Uferhöhen
zieht entlang ein ſtummer Schwan.

Still und einſam ſchwingt er die Flügel,
tauchet in den Waſſerſpiegel,
hebt den Hals empor und lauſcht;
taucht zum andern Male nieder,
richtet ſich auf und lauſchet wieder,
wies im flüſternden Schilfe rauſcht.

Und in ſeinem Tun und Laſſen
wills mich wie ein Traum erfaſſen,
als obs meine Seele wär,
die verwundert über das Leben,
über das Hin- und Widerſchweben,
lugt und lauſchte hin und her.

Atme nur in vollen Zügen
dieſes friedliche Genügen
einſam auf der ſtillen Flur!
Und haſt du dich klar empfunden,
mögen enden deine Stunden,
wie zerfließt die Schwanenſpur.

[Tegelſee bei Berlin]

Geübtes Herz

Weise nicht von dir mein schlichtes Herz,
Weil es schon so viel geliebet!
Einer Geige gleicht es, die geübet
lang ein Meister unter Lust und Schmerz.

Und je länger er darauf gespielt,
stieg ihr Wert zum höchsten Preise;
denn sie tönt mit sichrer Kraft die Weise,
die ein Kundiger ihren Saiten stiehlt.

Also spielte manche Meisterin
in mein Herz die rechte Seele,
nun ists wert, daß man es dir empfehle,
lasse nicht den köstlichen Gewinn!

Trübes Wetter

Es ist ein stiller Regentag,
so weich, so ernst, und doch so klar,
wo durch den Dämmer brechen mag
die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
sind gleicher Stärke in mir wach;
die Lebenslust, die Todespein,
sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
beschau das Spiel in stiller Ruh,
und meine Seele rüstet sich
zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder,
hin in mein zweites Heimatland:
o grüß mir all die deutschen Brüder,
die herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß auch all die deutschen Frauen
und lerne ritterlichen Brauch;
und wenn du wirst die Dome schauen,
die krausen Käuze, grüß sie auch!
Sonst wüßt ich niemand just zu grüßen,
vielleicht die schlimme Lorelei
und deiner Reben freudig Sprießen —
den Vierzigen geh still vorbei!

Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
hoch über mir im Sonnenschein;
ich werfe eine Alpenrose
tief unten in den wilden Rhein:
Führ nieder sie, führ sie zu Tale,
und eh du trittst zum Meerestor,
den Vettern halt im Eichensaale,
den harrenden, dies Zeichen vor!

„den Vierzigen", den vierzig Klöstern, Stiften und geistlichen Sitzen, an denen der Rhein vorbeifließt.

Via mala

Wie einst die Tochter Pharaos
im grünen Schilf des Niles ging,
des Auge hell, verwundrungsgroß
an ihren dunklen Augen hing;
wie sie ihr Haupt, das goldumreifte,
sehnsüchtig leicht flutüberbog,
um ihren Fuß das Wasser schweifte
und silberne Ringe zog:

So seh ich dich, du träumrisch Kind,
am abendlichen Rheine stehn,
wo seine schönsten Borde sind
und seine grünsten Wellen gehn.
Schwarz sind dein Aug und deine Haare,
und deine Magd, die Sonne, flicht
darüber eine wunderbare
Krone von Abendlicht.

Ich aber wandle im Gestein
und wolkenhoch auf schmalem Steg,
im Abgrund schäumt der weiße Rhein,
und Via mala heißt mein Weg!
Dir gilt das Tosen in den Klüften,
nach dir schreit dieses Tannenwehn,
bis hoch aus kalten Eiseslüften
die Wasser jenseits niedergehn!

Rheinbilder: Das Tal

Mit dem grauen Felsensaal
und der Handvoll Eichen
kann das ruhevolle Tal
hundert andern gleichen.

Kommt der Strom mit seinem Ruhm
und den stolzen Wogen
durch das stille Heiligtum
prächtig hergezogen,

und auf einmal lacht es jetzt
hell im klarsten Scheine,
und dies Liederschwälbchen netzt
seine Brust im Rheine!

Rheinbilder: Stilleben

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
die Fluten hört man rauschen schon,
da zieht er her die breite Bahn,
ein altes Städtlein hängt daran,

mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
mit Rathaus, Markt und Kirchenchor;
so schwimmt denn auf dem grünen Rhein
der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
sieht man, den Römer in der Hand,
und über ihm sehr stille steht
das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! nur auf der Klosterau
keift fernhin eine alte Frau;
im kühlen Schatten nebendran
dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

Rheinbilder: Frühgesicht

Es donnert über der Pfaffengaß
des weiland heilgen römischen Reiches
wie Gottes Heerschild jähen Streiches;
der Morgen dämmert rosig blaß.

Und wie der Schlag weithin verhallt,
wogt eine graue Nebelmasse,
als zög ein Heervolk seine Straße,
das auf den Wassern endlos wallt.

Im Zwielicht raget Dom an Dom,
an allen Fenstern lauscht's verstohlen;
doch auf gedankenleichten Sohlen
vorüber eilt der Schattenstrom.

Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
der Sturmhauch rührt verjährte Fahnen
wie neues Hoffen, altes Mahnen,
erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
er klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
zum Freunde wird der alte Feind,
und neben Siegfried reitet Hagen.

Bei einer Kindesleiche

Den niemand kommen hört und kommen sieht,
er hat geweht, der Wind, den Baum geschwungen,
des Wurzelwerk die Erde überzieht,
in dessen Kron ich dieses Lied gesungen;
das jüngste Knöspiein, gestern dran erblüht,
hat über Nacht sich leise losgerungen;
es fiel, und niemand gab wohl weiter acht,
als ich, der mit dem Zufall hielt die Wacht.

So bist erlöscht du, lieblich junges Licht,
das mir erquickend in das Herz gezündet?
Noch sprach zwei Wörtchen deine Zunge nicht,
doch hat dein Lallen mir so viel verkündet!
Das Sehnen, das die zartsten Bande flicht,
es hat tiefinnig mich mit dir verbündet;
ja, vor viel Großem unter dieser Sonnen
hab ich dich kleinen Nachbar wertgewonnen!

Ob ich gen Himmel sah, ins blaue Meer,
ob in dein Aug, es war das gleiche Schauen;
es leuchtete aus diesen Sternen her
ursprünglich helles Licht von schönern Auen.
Wie oft senkt ich den Blick, von Mühsal schwer,
ihn frischend, tief in dies verklärte Blauen!
Wie war das Lachen deines Mundes fein!
Wie echt war unsre Freundschaft, still und rein!

Nie hab an deine Zukunft ich gedacht,
war ja die Gegenwart so klar und heiter!
Du hast wie eine Blume mir gelacht,
nicht dacht ich an gereifte Früchte weiter;
ob einst vielleicht ein Held in dir erwacht,
ob du am Fuße bliebst der langen Leiter:
Du lieblich Kind warst in dir selbst vollkommen —
Was sollte dir und mir die Sorge frommen?

Zu der du wiederkehrst, grüß mir die Quelle,
des Lebens Born, doch besser: grüß das Meer,
das eine Meer des Lebens, dessen Welle
hoch flutet um die dunkle Klippe her,
darauf er sitzt, der traurige Geselle,
der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,
wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
laut jubelnd wieder in die See gegangen.

Unruhe der Nacht

Nun bin ich untreu worden
der Sonn und ihrem Schein;
die Nacht, die Nacht soll Dame
nun meines Herzens sein!

Sie ist von düstrer Schönheit,
hat bleiches Nornengesicht,
und eine Sternenkrone
ihr dunkles Haupt umflicht.

Heut ist sie so beklommen,
unruhig und voller Pein;
sie denkt wohl an ihre Jugend —
Das muß ein Gedächtnis sein!

Es weht durch alle Täler
ein Stöhnen, so klagend und bang;
wie Tränenbäche fließen
die Quellen vom Bergeshang.

Die schwarzen Fichten sausen
und wiegen sich her und hin,
und über die wilde Heide
verlorene Lichter fliehn.

Dem Himmel bringt ein Ständchen
das dumpf aufrauschende Meer,
und über mir zieht ein Gewitter
mit klingendem Spiele daher.

Es will vielleicht betäuben
die Nacht den uralten Schmerz?
Und an noch ältere Sünden
denkt wohl ihr reuiges Herz?

Ich möchte mit ihr plaudern,
wie man mit dem Liebchen spricht —
Umsonst, in ihrem Grame
sie sieht und hört mich nicht!

Ich möchte sie gern befragen
und werde doch immer gestört,
ob sie vor meiner Geburt schon
wo meinen Namen gehört?

Sie ist eine alte Sibylle
und kennt sich selber kaum;
sie und der Tod und wir alle
sind Träume von einem Traum.

Ich will mich schlafen legen,
der Morgenwind schon zieht —
Ihr Trauerweiden am Kirchhof,
summt mir mein Schlummerlied!

Stille der Nacht

Willkommen, klare Sommernacht,
die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
weit hinter ihm hör ich das Meer
im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
den mir die Luft von Westen bringt,
indes herauf im Osten schon
des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
jetzt sterben mag ein Menschenkind —
und ob vielleicht den Einzug hält
das viel ersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
ein unergründlich Schweigen ruht,
ich fühle mich so leicht zumal
und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
verschwindet aus des Herzens Grund;
es ist, als tät der alte Gott
mir endlich seinen Namen kund.

An das Herz

Willst du dich nicht schließen, Herz, du offnes Haus,
worin Freund und Feinde gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen dir das Hausrecht stets,
fühllos auf und nieder, polternd, lärmend gehts.

Keiner putzt die Schuhe, keiner sieht sich um,
staubig brechen alle dir ins Heiligtum,

trinken aus den goldnen Kelchen des Altars,
schänden Müh und Segen dir des ganzen Jahrs,

werfen die Penaten wild vom Herde dir,
pflanzen drauf mit Prahlen ihr entfärbt Panier;

und wenn zu verwüsten nichts sie finden mehr,
lassen sie im Scheiden dich, mein Herz, so leer! —

Nein! und wenn nun alles still und tot in dir,
o, noch halt dich offen, offen für und für!

Laß die Sonne scheinen heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern so die Windsbraut zieht,
laß dein Glöcklein stürmen, schallen Lied um Lied!

Denn noch kanns geschehen, daß auf irrer Flucht
eine treue Seele bei dir Obdach sucht.

Waldlied

Arm in Arm und Kron an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.
Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an sich sacht zu wiegen,
und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;
kam es her in mächtgem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmesflut gezogen.
Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
und dazwischen knarrt und dröhnt es unten in den Wurzelgrüften.
Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!
Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen;
alles Laub war weißlich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.
Also streicht die alte Geige Pan, der Alte, laut und leise,
unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.
In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
in den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.
Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Unter Sternen

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
daß mein Aug, der Sonne fern,
sternenwärts sich hebe!

Heilig ist die Sternenzeit,
öffnet alle Grüfte;
strahlende Unsterblichkeit
wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
andern Zonen scheinen,
hier fühl ich Zusammenhang
mit dem All und Einen!

Hohe Lust, im dunklen Tal,
selber ungesehen,
durch den majestätschen Saal
atmend mitzugehen!

Schwinge dich, o grünes Rund,
in die Morgenröte!
Scheidend rückwärts singt mein Mund
jubelnde Gebete!

Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
an den Ästen klomm die Nix herauf,
schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
das die schwarze Tiefe von mir schied;
dicht ich unter meinen Füßen sah
ihre weiße Schönheit, Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet sie
an der harten Decke her und hin,
ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
immer, immer liegt es mir im Sinn!

Aus „Lebendig begraben"

III

Ha! was ist das? die Sehnen zucken wieder,
wie Frühlingsbronn quillt neu erweckt das Blut!
Es dehnen sich die aufgetauten Glieder,
und in der Brust schwillt junger Lebensmut!

Nun ists geschehn, nun bricht herein der Jammer!
Die Späne knirschen unter dem Genick,
ich messe tastend meine Totenkammer
und messe aus mein grausiges Geschick.

Halt ein, o Wahnsinn! denn noch bin ich Meister
und bleib es bis zum letzten Odemzug.
So scharet euch, ihr armen Lebensgeister,
treu um das Banner, das ich ehrlich trug!

So öffnet euch, krampfhaft geballte Fäuste,
und faltet euch ergeben auf der Brust!
Wenn zehnfach mir die Qual das Herz umkreiste,
fest will ich bleiben, meiner selbst bewußt!

Von Erdenduldern ein verlorner Posten,
will ich hier streiten an der Hölle Tor;
den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!

XI

Wie herrlich wärs, zerschnittner Tannenbaum,
du ragtest als ein schlanker Mast empor,
bewimpelt, in den blauen Himmelsraum,
vor einem sonnig heitern Hafentor!

Da, müssen wir einmal beisammen sein,
lehnt ich an dir im schwanken Segelhaus;
du aus dem Schwarzwald, drüben ich vom Rhein,
Kameraden, reisten wir aufs Meer hinaus.

Und brächt das Schiff zu Splittern auseinand,
geborsten du und über Bord gefällt,
umfaßt ich dich mit eisenfester Hand,
so schwämmen beide wir ans End der Welt.

Am besten wärs, du ständest hoch und frei
im Tannenwald, das Haupt voll Vogelsang,
ich aber schlenderte an dir vorbei,
wohin ich wollt, den grünen Berg entlang.

XII

Der erste Tannenbaum, den ich gesehn,
das war ein Weihnachtsbaum im Kerzenschimmer;
noch seh ich lieblich glimmend vor mir stehn
das grüne Wunder im erhellten Zimmer.

Da war ich täglich mit dem frühsten wach,
den Zweigen gläubig ihren Schmuck zu rauben;
doch als die letzte süße Frucht ich brach,
ging es zugleich an meinen Wunderglauben.

Dann aber, als im Lenz zum erstenmal
in einen Nadelwald ich mich verirrte,
mich durch die hohen stillen Säulen stahl,
bis sich der Hain zu jungem Schlag entwirrte:

O Freudigkeit! wie ich da ungesehn
in einem Forst von Weihnachtsbäumchen spielte,
dicht um mein Haar ihr zartes Wipfelwehn,
das überragend mir den Scheitel kühlte.

Ein kleiner Riese in dem kleinen Tann,
sah ich vergnügt, wo Weihnachtsbäume sprießen.
Ich packte keck ein winzig Tännlein an
und bog es mächtig ringend mir zu Füßen.

Und über mir war nichts als blauer Raum;
doch als ich mich dicht an die Erde schmiegte,
sah unten ich durch dünner Stämmchen Saum,
wie Land und See im Silberduft sich wiegte.

Wie ich so lag, da rauscht und stobs herbei,
daß mir der Lufthauch durch die Locken sauste,
und aus der Höh schoß senkrecht her der Weih,
daß seiner Schwingen Schlag im Ohr mir brauste.

Als schwebend er nah ob dem Haupt mir stand,
funkelt sein Aug gleich dunkeln Edelsteinen;
zu äußerst an der Flügel dünnem Rand
sah ich die Sonne durch die Kiele scheinen.

Auf meinem Angesicht sein Schatten ruht
und ließ die glühen Wangen mir erkalten —
Ob welchem Inderfürst von heißem Blut
ward solch ein Sonnenschirm emporgehalten?

Wie ich so lag, erschaut ich plötzlich nah,
wie eine Eidechs mit neugiergem Blicke
vom nächsten Zweig ins Aug mir niedersah,
wie in die Flut ein Kind auf schwanker Brücke.

Nie hab ich mehr solch guten Blick gesehn
und so lebendig ruhig, fein und glühend;
hellgrün war sie, ich sah den Odem gehn
in zarter Brust, blaß wie ein Röschen blühend.

Ob sie mein blaues Auge niederzog?
Sie ließ vom Zweig sich auf die Stirn mir nieder,
schritt abwärts, bis sie um den Hals mir bog,
ein fein Geschmeide, ruhend ihre Glieder.

Ich hielt mich reglos und mit lindem Druck
fühlt ich den leisen Puls am Halse schlagen;
das war der einzige und schönste Schmuck,
den ich in meinem Leben je getragen!

Damals war ich ein kleiner Pantheist
und ruhte selig in den jungen Bäumen;
doch nimmer ahnte mir zu jener Frist,
daß in den Stämmchen solche Bretter keimen.

XIII

Der schönste Tannenbaum, den ich gesehn,
das war ein Freiheitsbaum von sechzig Ellen,
am Schützenfest, im Wipfel Purpurwehn,
aus seinem Stamme flossen klare Wellen.

Vier Röhren gossen den lebendgen Quell
in die granitgehaune runde Schale;
die braunen Schützen drängten sich zur Stell
und schwenkten ihre silbernen Pokale.

Unübersehbar schwoll die Menschenflut,
von allen Enden schallten Männerchöre,
vom Himmelszelt floß Julisonnenglut,
erglühnd ob meines Vaterlandes Ehre.

Dicht im Gedräng, dort an des Beckens Rand,
sang laut ich mit, ein fünfzehnjährger Junge;
mir gegenüber an dem Brunnen stand
ein zierlich Mädchen von romanscher Zunge.

Sie kam aus der Grisonen letztem Tal,
trug Alpenrosen in den schwarzen Flechten
und füllte ihres Vaters Siegpokal,
drin schien ihr Aug gleich Sommersternennächten.

Sie ließ in kindlich unbefangner Ruh
vom hellen Quell den Becher überfließen,
sah drin dem Widerspiel der Sonne zu,
bis ihr gefiel, den vollen auszugießen.

Dann mich gewahrend, warf sie wohlgemut
aus ihrem Haar ein Röslein in den Bronnen,
erregt im Wasser eine Wellenflut,
bis ich erfreut den Blumengruß gewonnen.

Ich fühlte da die junge Freiheitslust,
des Vaterlandes Lieb im Herzen keimen;
es wogt und rauscht in meiner Knabenbrust
wie Frühlingssturm in hohen Tannenbäumen.

Aus „Feuer-Idylle"

VI

Ein Apfelbaum in voller Blüte steht,
ein leichter West in seinen Zweigen weht;
er schaut, verklärt vom blendendroten Schein,
verwundert in den wilden Brand hinein.

Es ist, als ob der helle Glanz ihn freut,
weil Blütenblätter in die Glut er streut;
er atmet ein des Feuers heißen Hauch,
durch seine Krone zieht der schwarze Rauch.

Da plötzlich langt herüber aus dem Brand
in seine Äste tief die Flammenhand,
zu Kohlen brennt der schöne Blütenbaum —
Hin ist ein dichterlicher Lebenstraum!

Wenn schlanke Lilien wandelten, vom Weste leis geschwungen,
wär doch ein Gang, wie deiner ist, nicht gleicherweis gelungen!
Wohin du gehst, da ist nicht Gram, da ebnet sich der Pfad,
so dacht ich, als vom Garten her dein Schritt mir leis erklungen.
Und nach dem Takt, in dem du gehst, dem leichten, reizenden,
hab ich im Nachschaun, wiegend mich, dies Liedlein leis gesungen.

Es war ein heitres goldnes Jahr,
nun rauscht das Laub im Sande,
und als es noch im Knospen war,
da ging sie noch im Lande.

Besehen hat sie Berg und Tal
und unsrer Ströme Wallen;
es hat im jungen Sonnenstrahl
ihr alles wohlgefallen.

Ich weiß in meinem Vaterland
noch manchen Berg, o Liebe,
noch manches Tal, das Hand in Hand
uns zu durchwandern bliebe.

Noch manches schöne Tal kenn ich
voll dunkelgrüner Eichen;
O fernes Herz, besinne dich
und gib ein leises Zeichen!

Da eilte sie voll Freundlichkeit,
die Heimat zu erlangen —
doch irrend ist sie allzu weit
und aus der Welt gegangen.

Gott

Gott ist ein großes stilles Haus,
das offen steht zu jeder Stunde;
kein Ton geht weder ein noch aus,
und dunkel scheints in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
in seine unermeßnen Hallen,
dann wanken unter dir die Stufen,
und seine Tore niederfallen.

Und wer hineingeht, sieht das Licht,
er sieht die Wahrheit und das Leben;
doch wer hinausgeht, sagt es nicht
dem Wandrer, der ihn frägt, daneben.
Hinein muß selbst ein jeder dringen,
und jeder wird es anders sehen
und, in der Seele engsten Schlingen
verwahrend es, von dannen gehen.

Gott ist ein großes stilles Haus,
das offen steht zu jeder Stunde,
und mancher zieht mit Saus und Braus
vorüber und nimmt keine Kunde;
er muß die Anker fröhlich lichten
aufs hohe Meer, das er erkoren,
ist glücklich und weiß doch mitnichten,
daß er in diesem Haus geboren.

Sonntag

Der Rundgesang der Glocken ist verklungen,
hinzitternd tief ins reine Atherblau
hat sich der letzte Ton hinaufgeschwungen.

Fernab steh ich auf grüner Sonntagsau,
zur Seite ruht ein Pflug im stillen Feld,
und stille trinkt die Sonn den Morgentau.

Nun wird gepredigt rings in weiter Welt
von allen Kanzeln und vor den Altären,
in stillen Klöstern und vorm Lagerzelt.

Gepredigt wird in Schiffen auf den Meeren
und wo das Elend sitzt auf hohem Thron:
in Krankensälen und auf den Galeeren.

Das Christentum ist aus der Welt geflohn
in alten Schutt und wimmert dort im Staube;
ich bin allein und höre nichts davon.

Ich bin im Freien! Süßer Sonntagsglaube!
was mag denn wohl dein zart Geheimnis sein,
das mich umrauscht wie eine Blütenlaube?

Ich hab in kalten Wintertagen,
in dunkler hoffnungsarmer Zeit
ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
o Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
nun seh ich, daß ich wohlgetan;
ich habe neu das Herz umkränzet,
im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
er rinnt mir kühlend durch die Hand;
ich schau hinauf zum blauen Dome —
und such kein beßres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,
o Lilie, deinen stillen Gruß,
ich weiß, wie hell die Flamme glühet,
daß ich gleich dir vergehen muß.

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
wir ziehen durch sie hin;
sie ist ein Karawanserei,
wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
das nur Gestalt gewinnt,
wo ihr drin auf und nieder taucht,
bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
im Strahl des Sonnenlichts;
ein Tag kann eine Perle sein
und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weißes Pergament
die Zeit, und jeder schreibt
mit seinem roten Blut darauf,
bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
du Schönheit ohne End,
auch ich schreib meinen Liebesbrief
auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
in deinem runden Kranz;
zum Dank trüb ich die Quelle nicht
und lobe deinen Glanz.

Flackre, ewges Licht im Tal,
friedlich vor dem Fronaltare;
auch dein Küster liegt einmal,
der das Öl hat, auf der Bahre.

Rausche fort, du tiefer Fluß!
Dein Gesang wird fortbestehen:
Aber jede Welle muß
endlich doch im Meer vergehen.

Nachtviolen, süß und stark
duftet ihr durch diese Lauben
und ihr wißt das feinste Mark
Luft und Erde schnell zu rauben.

Von der warmen Nacht geküßt,
säumt ihr nicht, es auszuhauchen,
eh ihr selber wieder müßt
eure Köpflein untertauchen.

Aus des Äthers dunklem Raum
perlen leuchtend goldne Sonnen,
kommen, schwinden wie ein Traum,
doch gefüllt bleibt stets der Bronnen.

Und nur du, mein armes Herz,
du allein willst ewig schlagen,
deine Lust und deinen Schmerz
endlos durch die Himmel tragen?

Ewig neu der Wirbel ist,
zahllos aller Dinge Menge,
und es bleibt uns keine Frist,
zu beharren im Gedränge.

Wie der Staub im Sonnenstrahle
wallts vorüber, Kern und Schale —
Ewig ist, begreifst es du,
sehnend Herz, nur deine Ruh.

Rosenglaube

Dich zieret dein Glauben, mein rosiges Kind,
und glänzt dir so schön im Gesichte.
Es preiset dein Hoffen, so selig und lind,
den Schöpfer im ewigen Lichte.
So loben die tauigen Blumen im Hag
die Wahrheit, die ernst sie erworben:
Solange die Rose zu denken vermag,
ist niemals ein Gärtner gestorben.

Die Rose, die Rose, sie duftet so hold,
ihr dünkt so unendlich der Morgen.
Sie blüht dem ergrauenden Gärtner zum Sold,
der schaut sie mit ahnenden Sorgen.
Der gestern des eigenen Lenzes noch pflag,
sieht heut schon die Blüte verdorben —
doch seit eine Rose zu denken vermag,
ist niemals ein Gärtner gestorben.

Drum schimmert so stolz der vergängliche Tau
der Nacht auf den bebenden Blättern;
es schwanket und flüstert die Lilienfrau,
die Vöglein jubeln und schmettern.
Drum feiert der Garten den festlichen Tag
mit Flöten und feinen Theorben:
Solange die Rose zu denken vermag,
ist niemals ein Gärtner gestorben.

Der sonnige Duft, Septemberluft,
sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,
das suchte sich die Ruhegruft
und fern vom Wald sein Leichentuch.
Vier Flügelein von Seiden fein
trugs auf dem Rücken zart,
drin man im Regenbogenschein
spielendes Licht gewahrt.
Hellgrün das schlanke Leibchen war,
hellgrün der Füßchen dreifach Paar,
und auf dem Köpfchen wundersam
saß ein Federbüschchen stramm;
die Äuglein wie ein goldnes Erz
glänzten mir in das tiefste Herz.
Dies zierliche und manierliche Wesen
hatt sich zu Gruft und Leichentuch
das glänzende Papier erlesen,
darin ich las, ein dichterliches Buch;
so ließ den Band ich aufgeschlagen
und sah erstaunt dem Sterben zu,
wie langsam, langsam ohne Klagen
das Tierlein kam zu seiner Ruh.
Drei Tage ging es müd und matt
umher auf dem Papiere;
die Flügelein, von Seide fein,
sie glänzten alle viere.
Am vierten Tage stand es still
gerade auf dem Wörtlein „will!"
gar tapfer stands auf selbem Raum,
hob je ein Füßchen wie im Traum;
am fünften Tage legt es sich,
doch noch am sechsten regt es sich;

am siebten endlich siegt der Tod,
da war zu Ende seine Not.
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein,
mög uns sein Frieden eigen sein!

Wochenpredigt

In heißem Glanz liegt die Natur,
die Ernte lagert auf der Flur;
in langen Reihn die Sichel blinkt,
mit leisem Geräusch die Ähre sinkt.

Doch hinter jenen grünen Matten,
in seines Kirchleins kühlem Schatten
geborgen vor dem Stich der Sonne,
da steht das Pfäfflein der Gemeine,
auf diesem, dann auf jenem Beine,
in seiner alten Predigertonne,
hoch an dem Pfeiler, grau und fest,
dem Kranich gleich in seinem Nest.

Schwarz glänzt das kurzgeschorne Haar,
wie Röslein blüht das Wangenpaar;
nur etwas schläfrig blinzen nieder
die Äuglein durch die fetten Lider,
weil er sich seiner Wochenpredigt
mit ziemlich saurer Müh entledigt.
So spricht er von dem ewigen Leben,
das nach dem Tod es werde geben:
Wie man auch da noch müsse ringen
und immer weiter vorwärts dringen,
und nie von Handel und Wandel frei,
bis man zuletzt vollkommen sei;
von einem Stern zum andern hüpfen
und endlich in den Urquell schlüpfen.

Doch unten in des Kirchleins Tiefen
die Hörer auf den Bänken schliefen.
Sie waren alle hoch an Jahren,
mit weißen oder gar keinen Haaren,

ganz klingeldürre Fraun und Greise,
gebeugt von ihrer langen Reise;
so lehnten sie an ihren Krücken
mit lebensmüdem sanften Nicken.
Sie hatten gelebt und hatten gestritten,
Erde gegraben und Garben geschnitten,
Bürden getragen und Freuden gehabt,
und, wenn sie gedürstet, sich gelabt.
Sie hatten nicht ihr Leben verfehlt,
kein Genie und keine Tugend verhehlt,
auch keine Schwänke unterlassen;
wen's konnten bei der Nase fassen,
den haben sie gar fest ergriffen
und ihn mit Freuden ausgepfiffen,
nicht immer bezahlt, was sie geborgt,
und fleißig doch für Erben gesorgt.

Die Predigt schweigt, sie sind erwacht,
die Kirchentür wird aufgemacht,
und leuchtend bricht der grüne Schein
der Bäume in die Dämmrung ein.
Die Alten stehen mühsam auf
und setzen sich gemach in Lauf
und schleichen seltsam kreuz und quer
zwischen den Gräbern hin und her.
Sie setzen sich auf die Leichensteine
und reiben ihre kranken Beine,
sie hüsteln, spucken aus und lachen
und sprechen bewußtlos kindische Sachen,
sie schauen in die goldnen Auen,
wo ihre Enkel und Sohnesfrauen
im fernen Sonnenglanze gehen,

die reifen Früchte rüstig mähen;
sie sehen in all den hellen Schein
mit blöden Augen stumm hinein.
Schon ist verklungen leis und weit
das Lied von der Unsterblichkeit.
Und wie vor langen achtzig Jahren
die Flämmlein im Entstehen waren
und mählich aus der tiefen Nacht
sich in ein helles Licht entfacht,
das freilich auch sich ewig schien,
so glimmen sie jetzt wieder hin
und denken Beßres nicht zu tun,
als ewig, ewig auszuruhn.
Von Durst nach neuem Kommerzieren,
wenn recht ihr schaut, ist nichts zu spüren.

Das Pfäfflein ist nach Haus gekommen,
hat einen Schluck zu sich genommen
und wandelt jetzt im schmucken Garten,
den kühlen Abend zu erwarten,
wo er sich freut auf ein Gelage,
zu dem er freundlich ist gebeten;
doch steht die Sonn noch hoch am Tage.
Des ist er nun in großen Nöten;
er weiß, die besten Bachforellen
werden auf blumiger Schüssel schwellen,
ausländische Wurst und köstlicher Schinken
reizen ihn zu frohem Trinken;
er kennt die staubigen Flaschen zu gut
in Herrn Confratris frommer Hut,
die schön geschliffenen Gläser dringen
schon in sein Ohr mit feinem Klingen;
er kennt das Tischlein hinter der Türen,
von wo die Flaschen hermarschieren,

bis er eine mit silbernem Hals entdeckt,
die vor dem Abschied doppelt schmeckt.
Und noch drei lange, lange Stunden! —
Hier hat er Ranken angebunden,
ein nagendes Räupchen abgelesen,
dort aufgehoben einen Besen
und an das Gartenhaus gelehnt,
dann einen Augenblick gewähnt,
er wolle auf den Sonntagmorgen
noch schnell für eine Predigt sorgen;
doch ist er hievon abgegangen,
hat einen Schmetterling gefangen,
wirft einen Socken über den Hag,
der mitten in einem Beete lag.
Die Sonne steht noch hoch am Tag.
Er wird der langen Weil zum Raube
und sinkt in eine kühle Laube,
macht dort ein Ende seiner Pein,
schläft zwischen Rosen und Nelken ein.

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein, sag,
ist dir zu lang der eine Tag,
was willst du mit all den Siebensachen,
den Millionen Sternen und Jahren machen?

Venus von Milo

Wie einst die Medizäerin
bist, Ärmste, du jetzt in der Mode
und stehst in Gips, Porzlan und Zinn
auf Schreibtisch, Ofen und Kommode.

Die Suppe dampft, Geplauder tönt,
Gezänk und schnödes Kindsgeschrei;
an das Gerümpel längst gewöhnt,
schaust du an allem still vorbei.

Wie durch den Glanz des Tempeltors
sieht man dich in die Ferne lauschen,
und in der Muschel deines Ohrs
hörst du azurne Wogen rauschen.

Ein Berittener

Ein Häuptling ritt geehrt im Land,
gleich einem der Propheten;
als er im Feld sich einsam fand,
hub er den Arm, zu beten:

„Mich traf das Übel Schlag auf Schlag,
es war ein wildes Toben;
als schuldig ich im Staube lag,
hab ich mich selbst erhoben.

Es wußte keiner, daß ich lag,
als du, o Herr, dort oben.
Und für dein Schweigen diesen Tag
will ich dich Stillen loben."

Da hallt es durch den Äther rein:
„Dein Lob, nicht kanns mir taugen;
wenn du dich schämst ein Mensch zu sein,
so reit mir aus den Augen!"

Parteileben

Wer über den Partein sich wähnt mit stolzen Mienen,
der steht zumeist vielmehr beträchtlich unter ihnen.

Wenn schlechte Leute zanken, riechts übel um sie her,
doch wenn sie sich versöhnen, so stinkt es noch viel mehr.

Als Gegner achte, wer es sei!
Strauchdiebe aber sind keine Partei!

Champagner

Da saßen wir Polemiker,
es flog der Kork, wir tranken toll
ein blaß Gebräu der Chemiker,
das schäumend auf und nieder quoll.

Wir heulten, schrien und fackelten
vom armen Proletarierpack;
inzwischen aber wackelten
die letzten Taler aus dem Sack.

Da plumpte uns Entledigten
ein später Bettler scheu die Quer —
wir prophezeiten, predigten,
doch fand er keinen Stüber mehr.

Doch ohne Arg verhandelten
wir noch sein Elend so und so,
als wir nach Hause wandelten,
der Weisheit für und wider froh.

Das Weingespenst

Die grünen Römer blinken,
wir trinken draus mit Lust:
Das ist ein fröhlich Leben,
das hebt die junge Brust.

Was liegt denn an der Schwelle
dort für ein bleiches Weib,
zerschlagen und gebunden
den edelschönen Leib?

Wie kommt so kranke Dirne
denn unserm Jubel nah?
O schleudert weg die Becher,
das ist — Germania!

Wir nehmen still die Hüte
und schleichen aus dem Schank,
wie einer, der ein Räuschchen
sich am Karfreitag trank.

Zur Erntezeit

Das ist die üppige Sommerzeit,
wo alles so schweigend blüht und glüht,
des Juli stolzierende Herrlichkeit
langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör ein heimliches Dröhnen gehn
fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
die Schnitter so stumm an der Arbeit stehn,
sie schneiden die Sorge auf brennender Au.

Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
nach einer wogenden Freiheitsschlacht
und einem entscheidenden Völkertag.

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
treppauf und -ab im Schloß?
Das ist des Grafen Zeitvertrieb
und stündlicher Genoß:
Sein Narr, annoch ein halbes Kind
und rosiges Gesellchen,
so leicht und luftig wie der Wind,
und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
an Possen reich genug,
ist doch der Fant von guter Art
und in der Torheit klug;
und was vergecken und verdrehn
die zappeligen Hände,
gerät ihm oft wie aus Versehn
zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit seinem Hofgesind
weilt in der Burgkapell,
da ist, wie schon das Amt beginnt,
kein Ministrant zur Stell.
Rasch nimmt der Pfaff den Narrn beim Ohr
und zieht ihn zum Altare;
der Knabe sieht sich fleißig vor,
daß er nach Bräuchen fahre.

Und gut, als wär ers längst gewohnt,
bedient er den Kaplan,
doch wanns die Müh am besten lohnt,
bricht oft der Unstern an;

denn als die heilge Hostia
vom Priester wird erhoben,
o Schreck! so ist kein Glöcklein da,
den süßen Gott zu loben.

Ein Weilchen bleibt es totenstill,
erbleichend lauscht der Graf,
der gleich ein Unheil ahnen will,
das ihn vom Himmel traf.
Doch schon hat sich der Narr bedacht,
den Handel zu versöhnen:
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
daß alle Glöcklein tönen.

Da strahlt von dem Ziborium
ein goldnes Leuchten aus;
es glänzt und duftet um und um
im kleinen Gotteshaus,
wie wenn des Himmels Majestät
in frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht,
er lächelt auf dem Wege.

Jugendgedenken

Ich will spiegeln mich in jenen Tagen,
die wie Lindenwipfelwehn entflohn,
wo die Silbersaite, angeschlagen,
klar, doch bebend gab den ersten Ton,
der mein Leben lang,
erst heut noch, widerklang,
ob die Saite längst zerrissen schon;

wo ich ohne Tugend, ohne Sünde,
blank wie Schnee vor dieser Sonne lag,
wo dem Kindesauge noch die Binde
lind verbarg den blendend hellen Tag:
du entschwundne Welt
klingst über Wald und Feld
hinter mir wie ferner Wachtelschlag.

Wie so fabelhaft ist hingegangen
jener Zeit bescheidne Frühlingspracht,
wo, von Mutterliebe noch umfangen,
schon die Jugendliebe leis erwacht,
wie, vom Sonnenschein
durchspielt, ein Edelstein,
den ein Glücklicher ans Licht gebracht.

Wenn ich scheidend einst muß überspringen
jene Kluft, die keine Brücke trägt,
wird mir nicht ein Lied entgegenklingen,
das bekannt und ahnend mich erregt?
O die Welt ist weit!
Ob nicht die Jugendzeit
irgendwo noch an das Herz mir schlägt?

Träumerei! was sollten jene hoffen,
die nie sahn der Jugend Lieblichkeit,
die ein unnatürlich Los getroffen,
Frucht zu bringen ohne Blütenzeit?
Ach, was man nicht kennt,
danach das Herz nicht brennt
und bleibt kalt dafür in Ewigkeit!

In den Waldeskronen meines Lebens
atme fort, du kühles Morgenwehn!
Heiter leuchte, Frühstern guten Strebens,
laß mich treu in deinem Scheine gehn!
Rankend Immergrün
soll meinen Stab umblühn,
nur noch einmal will ich rückwärts sehn!

In der Trauer

1.

Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid
mein eigen Bild nur könne sehen!
Ich seh durch meinen grauen Flor
fern euere Gestalten gehen.

Und durch den starken Wellenschlag
der See, die gegen mich verschworen,
geht mir von euerem Gesang,
wenn auch gedämpft, kein Ton verloren.

Und wie die müde Danaide wohl,
das Sieb gesenkt, neugierig um sich blicket,
so schau ich euch verwundert nach,
besorgt, wie ihr euch fügt und schicket.

2.

Ich kenne dich, o Unglück, ganz und gar
und sehe jedes Glied an deiner Kette.
Du bist vernünftig, zum Bewundern klar,
als ob ein Denker dich geordnet hätte.

Nicht mehr noch weniger hat mir gebührt,
mir ist gerecht die Schale zugemessen;
und dennoch hab ich bittrer sie verspürt,
als niemals ich getrunken noch gegessen.

Jetzt aber bring ich leichter sie zum Mund,
als einst die müde Seele noch wird wissen;
der quellenklare Perltrank ist gesund,
ich lieb ihn drum mit dürstendem Gewissen.

3.

Ein Meister bin ich worden,
zu weben Gram und Leid,
ich webe Tag und Nächte
am schweren Trauerkleid.

Ich schlepp es auf der Straße
mühselig und bestaubt;
ich trag von spitzen Dornen
ein Kränzlein auf dem Haupt.

Die Sonne steht am Himmel,
sie sieht es und sie lacht:
„Was geht da für ein Zwerglein
in einer Königstracht?"

Ich lege Kron und Mantel
beschämt am Wege hin
und muß nun ohne Trauer
und ohne Freuden ziehn.

Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
gebt mir schon so lange holden Schein,
lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
tastend streift sie ab die Wanderschuh,
legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
bis sie schwanken und dann auch vergehn,
wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl ich auf dem Abendfeld,
nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Überfluß der Welt!

Inhaltsübersicht

Die Kindheit 9. Die Eltern 10. Junker Meiß 11. Herr und Frau Hotz 15. Künstlerische Anfänge 17. Ausweisung aus der Schule 20. **Berufswahl 21.** Beim Kunstmaler Steiger 23. Konfirmation 24. Empfindsame Freundschaft 25. Erste Liebe 32. Gewitter auf dem Ütliberg 34. Der Straußputsch 35. **In München 38.** Johann Georg Müller 41. Leichenbegängnis des Grafen d'Affry 46. Erkrankung 49. Der Geist Bierschaum 55. Die Mutter bei der Polizei 70. Die verbrannte Landschaft 73. Das verschwundene Meerrohr 75. Ausstellung in Zürich 76. **Wieder in Zürich 85.** Eröffnung des Tagebuches 85. E. T. A. Hoffmann 88. Hans Thoma 89. Die Kommunisten 90. Kerner und Keller über Luftschiffahrt 95. „Lebendig begraben" 99. Follen 99. Fröbel 101. Schulz 103. Herwegh 105. Hoffmann von Fallersleben 106. Baumgartner 107. Ein kriegerisches Zwischenspiel 108. Freiligrath 110. Tod der Frau Schulz 112. Die schöne Winterthurerin (Luise Rieter) 114. Traumbuch 121. Traum von den beiden Mädchen 121. Traum von der Riesenschlange 123. Kupferstecher Weber 126. Über Kunstgenuß 128. Das Jahr 1848 130. Jahrmarkt, Wachsfigurenkabinett, Rhinozeros 133. Ausblick in die Zukunft 137. Furrer 138. Rüttimann 139. Escher 139. Staatshilfe 141. **In Heidelberg 142.** Feuerbach 142. Johanna Kapp 145. Henle 146. Hettner 147. Studium 152. Religiöse Wandlung 154. Feuers- und Wassersnot 159. Badische Revolution 161. Bei Freiligrath in Cöln und Düsseldorf 170. **In Berlin 172.** Varnhagen 174. Fanny Lewald 175. „Der Grüne Heinrich" 176. Scherenberg 176. Über das Theater 180, 186. 194. General Haynau 189. Berliner Dichter 192. Atheismus 197. Dramatische Hoffnungen 198. Verse an die Mutter 199. Verkauf des Hauses in Zürich 201. Professurangebot 206. Poetische Stoffe 213. Franz Duncker. Lina Duncker. Betty Tendering 215. **Vor der Staatsschreiberschaft 223.** Veränderte Zustände in Zürich 223. Semper 224. Vischer 225. Burckhardt 227. Bolley 230. Köchly 230. Simon 231. Otto und Mathilde Wesendonck 232. François und Eliza Wille 233. Richard Wagner 237. Kadettenfest 243. Liszt 247. Ein Tischrückerbüchlein 254. Angebot des Kölnischen Kunstvereins 255. Napoleon III. 260. Heyse 262. Auerbach 269. **Während der Staatsschreiberschaft 271.** Berührung mit Lassalle 273. Die Zeitungen über Kellers Wahl 274. Letzte Liebe (Luise Scheidegger) 277. Bettagsmandat 278. Fünfzigster Geburtstag 283. Der mißverstandene Trinkspruch 288. Das Freßsäcklein 292. Kritik des Pfandbegriffes 294. Am Mondsee 295. Die beiden Tigerkatzen 300. Im Hotel Oetzer in München 303. Auf dem Bürgel 309. Der Maximiliansorden 310. Der Groschenwecken 313. **Nach der Staatsschreiberschaft 314.** Rodenberg 315. Böcklin 316. Abschiedssessen 318. Storm 321. Wilhelm Jordan 323. „Das kommt vom Flüssigen" 325. Die Blumengabe 327. Avenarius 330. Artilleriekollegium 330. Berliner Kulturzustand 334. Orientalismus 337. Sturz von der Leiter 339. Landesausstellung 343. Universitätsjubiläum 344. Widmann 345. Spitteler 346. Brahms 350. Tod der Schwester 351. Siebzigster Geburtstag 355. Conrad Ferdinand Meyer 358. Letzte Krankheit 360. Leichenbegängnis 361.

In den Büchern der Rose ist ferner erschienen:

Das Sinngedicht

Novellen von Gottfried Keller

303 Seiten · Holzfrei · Fadenheftung · Leinenrücken G. M. 3.—

Briefe von Gottfried Keller an

Aſſing, Ludmilla 245, 252, 253, 257, 259, 261, 271, 285, 287
Auerbach 268, 269, 276
Basler Nachrichten, Redaktion der ... 288
Baumgartner 153, 196
Dilthey, Karl 293
Dößekel 131, 141, 152
Dubs 209
Duncker, Franz 290
Duncker, Lina 220, 235, 237, 243, 246, 251, 258
Eller, Henriette 296
Escher, Lydia 327, 329
Exner, Adolf 292, 294, 309, 318, 320, 331, 333, 342
Exner, Marie 291, 296, 298, 303
Follen, A. A. L. 162
Freiligrath, Ferdinand 112, 169, 170, 178, 191, 214, 218, 249, 264, 265
Freiligrath, Ida 323, 352
Frisch, Marie von, geb. Exner 309, 326, 331, 332, 334, 337, 341, 344, 352
Fröbel, Julius 105
Hegi, Salomon ... 59, 149, 286, 349, 352
Hertz, Wilhelm 339
Hettner, Anna 335
Hettner, Hermann 179, 185, 194, 204, 206, 208, 211, 216, 218, 236, 241, 307
Heyſe, Paul . 263, 288, 311, 312, 313, 348
Kapp, Johanna 164
Knopf, Maria 354
Kuh, Emil 287, 304, 308, 313
Melos, Marie 319, 325, 336, 341, 344, 347
Müller, Johann 26, 33
Mutter, ſeine 37, 44, 49, 50, 54, 58, 61, 66, 71, 76, 82, 147, 158, 161, 162, 183, 199, 205, 210, 217, 219
Orelli-Breitinger 117
Peterſen 328, 337, 342
Planta, A. R. von 285
Rieter, Luiſe 115
Rodenberg, Julius 333
Rodenberg, Juſtina 327
Schweſter Regula, ſeine 295, 302
Sieber, Johann Kaſpar 286
Storm, Theodor 322, 323, 329, 335, 338, 340
Vieweg, Eduard 176
Widmann, J. V. 346, 350

Briefe an Gottfried Keller von

Aſſing, Ludmilla 252, 257
Auerbach, Berthold 269
Dubs 206
Duncker, Lina 222, 252
Exner, Marie 293
Freiligrath, Ferdinand 170, 264
Hettner, Hermann 205, 208
Heyſe, Paul 310, 312
Kapp, Johanna 163
Meyer, Conrad Ferdinand 355
Müller, Johann 25
Mutter, ſeiner 22, 38, 48, 49, 50, 53, 58, 59, 64, 70, 76, 158, 160, 209, 219
Spinner, Matthias 81

Über und von Gottfried Keller

Baechtold erzählt 361
Bettagsmandat 278
Dilthey, Karl, an Marie Exner 293
Frey erzählt 325, 361
Hegi erzählt 43, 74
Keller über ſeine künſtleriſchen Anfänge 17
Meyer, Conrad Ferdinand erzählt 358
Peterſen erzählt 360
Rittmeyer erzählt 55
Tagebuch 85, 90, 132
Thoma urteilt 89
Vater Keller an den Junker von Meiß . 11
Vögtlin erzählt 234, 317
Wille erzählt 234
Zeitungen über Kellers Wahl 274
Zimmermann erzählt 53

Überschriften und Anfänge der Gedichte

Abendlied 428
Aber ein kleiner goldener Stern..... 376
Als Gegner achte 418
Am Vorderrhein 384
An das Herz 393
An das Vaterland 365
Arm in Arm und Kron an Krone 394
Augen, meine lieben Fensterlein 428
Bei einer Kindesleiche..... 388
Champagner 419
Da saßen wir Polemiker 419
Das ist die üppige Sommerzeit 421
Das Weingespenst..... 420
Den niemand kommen hört 388
Der erste Tannenbaum, den ich gesehen 398
Der Nachtschwärmer 372
Der Narr des Grafen von Zimmern .. 422
Der Rundgesang der Glocken 405
Der schönste Tannenbaum, den ich ... 400
Der sonnige Duft, Septemberluft 410
Dich zieret dein Glauben, mein rosiges. 409
Die alte Heimat seh ich wieder 368
Die grünen Römer blinken 420
Die kleine Passion 410
Die Zeit geht nicht, sie stehet still..... 407
Durch Bäume dringt ein leiser Ton... 386
Ein Apfelbaum in voller Blüte steht .. 402
Ein Berittener 417
Ein Häuptling ritt geehrt im Land.... 417
Ein Meister bin ich worden..... 427
Ein Tagewerk 374
Es donnert über der Pfaffengaß 387
Es ist ein stiller Regentag 383
Es schneit und eist den ganzen Tag.... 378
Es wallt das Korn weit in die Runde.. 370
Es war ein heitres, goldnes Jahr..... 403
Feuer-Idylle 402
Flackre, ewges Licht im Tal 408
Fliehendes Jahr, in duftigen Schleiern 381
Geübtes Herz 382
Gott..... 404
Gott ist ein großes stilles Haus 404
Ha! was ist das? Die Sehnen zucken .. 397
Ich hab in kalten Wintertagen 406
Ich kenne dich, o Unglück, ganz und gar 426
Ich will spiegeln mich in jenen Tagen.. 424
Im Frührot stand der Morgenstern... 366
In der Fremde 380
In der Trauer..... 426
In heißem Glanz liegt die Natur 412
Jugendgedenken 424
Klagt mich nicht an, daß ich vor Leid... 426
Land im Herbste 368
Lebendig begraben 397
Mit dem grauen Felsensaal 386
Nicht ein Flügelschlag ging durch die .. 396
Nun bin ich untreu worden..... 390
O Erde, du gedrängtes Meer 379
O mein Heimatland 365
Parteileben 418
Rheinbilder: Das Tal 386
Frühgesicht 387
Stilleben 386
Rosenlaube 409
Schifferliedchen 377
Schon hat die Nacht den Silberschrein. 377
Sommernacht 370
Sonntag 405
Spielmannslied 366
Stille der Nacht 392
Stiller Augenblick 381
Tief im Norden auf den sandigen 380
Trauerweide 378
Trübes Wetter 383
Unruhe der Nacht 390
Unter Sternen 395
Venus von Milo..... 416
Via mala 385
Vom Lager stand ich mit dem Frühlicht 374
Von heißer Lebenslust entglüht 372
Waldlied 394
Was rollt so zierlich, klingt so lieb..... 422
Weise nicht von dir mein schlichtes Herz 382
Wende dich, du kleiner Stern 395
Wenn schlanke Lilien wandelten 403
Wenn schlechte Leute zanken 418
Wer über den Parteien 418
Wie ahnungsvoll er ausgezogen 384
Wie einst die Medizäerin..... 416
Wie einst die Tochter Pharaos 385
Wie herrlich wär's, zerschnittner 397
Willkommen, klare Sommernacht 392
Willst du dich nicht schließen 393
Winternacht..... 396
Wochenpredigt 412
Zur Erntezeit..... 421